

EDGAR

WALLACE



* 0 0 1 0 6 5 6 0 0 0 *

**Das Gasthaus
an der Themse**



ldmann rote KRIMI

23.10

EDGAR WALLACE
Das Gasthaus an der Themse

Withdrawn from stock
UCC Library

*Es ist unmöglich,
von Edgar Wallace nicht gefesselt zu sein!*

Von EDGAR WALLACE

sind zur Zeit lieferbar:

- Die Abenteuerin. 164
A. S. der Unsichtbare. 126
Die Bande des Schreckens. 11
Der Banknotenfälscher. 67
Bei den drei Eichen. 100
Die blaue Hand. 6
Der Brigant. 111
Der Derbysieger. 242
Der Diamantenfluß. 16
Der Dieb in der Nacht. 1060
Der Doppelgänger. 95
Die drei Gerechten. 1170
Die drei von Cordova. 160
Der Engel des Schreckens. 136
Feuer im Schloß. 1063
Der Frosch mit der Maske. 1
Gangster in London. 178
Das Gasthaus an der Themse. 88
Die gebogene Kerze. 169
Geheimagent Nr. 6. 236
Geheimnis der gelben Narzissen. 37
Das Geheimnis der Stecknadel. 173
Das geheimnisvolle Haus. 113
Die gelbe Schlange. 33
Ein gerissener Kerl. 28
Das Gesetz der Vier. 230
Das Gesicht im Dunkel. 139
Der goldene Hades. 226
Die Gräfin von Ascot. 1071
Großfuß. 65
Der grüne Bogenschütze. 150
Der grüne Brand. 1020
Gucumatz. 248
Hands up! 13
Der Hexer. 30
Im Banne des Unheimlichen. 117
In den Tod geschickt. 252
Das indische Tuch. 189
John Flack. 51
Der Joker. 159
Das Juwel aus Paris. 2128
Kerry kauft London. 215
Der leuchtende Schlüssel. 91
Lotterie des Todes. 1098
Louba der Spieler. 163
Der Mann, der alles wußte. 86
Der Mann, d. seinen Namen änderte. 1194
Der Mann im Hintergrund. 1155
Der Mann von Marokko. 124
Die Melodie des Todes. 207
Die Millionengeschichte. 194
Mr. Reeder weiß Bescheid. 1114
Nach Norden, Strolch! 221
Neues vom Hexer. 103
Penelope von der »Polyantha«. 211
Der Preller. 116
Der Rächer. 60
Der Redner. 183
Richter Maxells Verbrechen. 41
Der rote Kreis. 35
Der Safe mit dem Rätselschloß. 47
Die Schuld des Anderen. 1055
Der schwarze Abt. 69
Der sechste Sinn des Mr. Reeder. 77
Die seltsame Gräfin. 49
Der sentimentale Mr. Simpson. 1214
Das silberne Dreieck. 154
Das Steckenpferd des alten Derrick. 97
Der Teufel von Tidal Basin. 80
Töchter der Nacht. 1106
Die toten Augen von London. 181
Die Tür mit den sieben Schlössern. 21
Turfschwindel. 155
Überfallkommando. 75
Der Unheimliche. 55
Der unheimliche Mönch. 203
Die unheimlichen Briefe. 1139
Das Verrätertor. 45
Der viereckige Smaragd. 195
Die vier Gerechten. 39
Zimmer 13. 44
Der Zinker. 200

823.9 WALL
EDGAR WALLACE

Das Gasthaus an der Themse

THE INDIA - RUBBER MEN

Kriminalroman



G

WILHELM GOLDMANN VERLAG
MÜNCHEN

Made in Germany · XII · 2511280

Deutsch von Gregor Müller. Ungekürzte Ausgabe. Alle Rechte, auch die der fotomechanischen Wiedergabe, vorbehalten. Jeder Nachdruck bedarf der Genehmigung des Verlages. Umschlag: Szene aus dem Edgar-Wallace-Film »Das Gasthaus an der Themse«, Foto: Rialto/Constantin. Gesetzt aus der Linotype-Garamond-Antiqua. Druck: Presse-Druck Augsburg. KRIMI 88 · ze/Str

ISBN 3-442-00088-2

Im Takt der Ruderschläge glitt an einem nebligen Morgen ein Boot den Strom hinab. Von den Ufern blitzten vereinzelt Lichter im dämmrigen Morgen auf.

Langsam erwachte das Leben auf dem Fluß – das Puff-Puff der kleinen Dampfer, das Klappern und Kreischen der Kräne, das Gerassel der Ankerketten.

Die beiden Männer im Ruderboot hatten eine lange Reihe von Frachtkähnen hinter sich gelassen und wandten sich dem nördlichen Ufer zu, als ein flitzender Schatten auf der dunklen Fläche vor ihnen aufkreuzte. Einer der Ruderer senkte die Riemen.

»Verdammt, Wade!« fluchte er heiser.

Gleich darauf hallten die Worte zu ihnen herüber:

»Hallo, mein Lieber! So früh schon unterwegs?«

Die Barkasse der Strompolizei steuerte geschickt neben das Ruderboot.

»Ich bin's bloß, Mr. Wade! Ich will den Kahn nach Dorlins bringen – muß repariert werden«, antwortete der zweite Ruderer mit piepsiger Stimme und andauernd schnüffelnd.

»Ach, da haben wir ja Mr. Offer!« Die Stimme in der Polizeibarkasse drückte ehrliche Überraschung aus. »Schnüffel-Offer, mein Herzblatt, was treibst du denn hier mitten in der Nacht? Um diese Zeit sollten junge Leute, vor allem solche mit schwacher Gesundheit, hübsch in ihren Betten liegen! Komm, laß dich mal ansehen!«

Der starke Scheinwerfer des Polizeibootes durchleuchtete das Innere des kleinen Kahnes mit unerbittlicher Schärfe.

»In dem Kistchen – was ist denn da drin?« erklang von neuem die verhaßte Stimme Polizeiinspektor Wades. »Whisky – was? Und weiß Gott, da steht noch eins ...«

»Eben aus dem Fluß gefischt –«, beteuerte Schnüffel-Offer flehend, »Harry und ich haben's eben 'rausgezogen.«

»Ach was, fischen tut ihr auch? Kann mir denken, wie ihr gefischt habt! Macht euer Boot fest und kommt 'rüber – aber ein bißchen schnell bitte!«

Die beiden Flußpiraten folgten schweigend dem Befehl. Erst als sie sich der Flußwache näherten, begann der eine von ihnen:

»Sie glauben wohl, wunder wie klug Sie sind, weil Sie uns erwisch haben? Sie brauchen sich nichts darauf einzubilden, Mr. Wade! Was ist denn mit all den vielen Mördern und Räubern in London, die nie gefaßt werden? Ihr bringt weiter nichts zustande, als ein paar harmlose

Flußdiebe zu fangen. Aber sonst? Denken Sie bloß an die Frau mit der durchgeschnittenen Kehle, die geheimnisvolle Bande mit den Gummihandschuhen – na ja, und so weiter ...«

»Halt's Maul!« brummte sein Begleiter.

»Immer so weiter, Schnüffel!« sagte Wade aufmunternd. »Ich bin gar nicht empfindlich. Willst der Flußpolizei was am Zeug flicken, wie? Was weißt denn du über die Gummibrüder, Kleiner?«

»Halt doch das Maul, Schnüffel!« warnte der zweite noch einmal, und Offer hielt es für ratsam, nicht weiter auf die Sticheleien des Inspektors einzugehen.

»Was wolltet ihr denn mit dem Whisky anfangen? Unsereiner möchte schließlich auch mal was dazulernen. Also, 'raus mit der Sprache, Schnüffel – ich schweige wie das Grab!«

Keine Antwort.

»Komm, Kleiner, sag's doch deinem Vater!« Man konnte das unterdrückte Lachen aus Wades Stimme heraushören. »Wollt ihr den armen Matrosen im ›Mecca‹ eine Extrafreude bereiten? Sehr anerkennenswert! Die armen Teufel, die ständig den Tücken der wogenden See ausgeliefert sind, hätten es wirklich verdient! Oder war der Whisky vielleicht für den armen, alten Golly bestimmt –?«

»Das Gesetz verbietet Ihnen, solche Fragen zu stellen, Mr. Wade, und Sie wissen das ganz genau! Wenn ich mich beschweren wollte, würden Sie Ihren Posten verlieren. Verleumden tun Sie die Leute, mehr können Sie auch nicht!«

Die Barkasse machte an einem Ponton fest, und aus der Dunkelheit schallte eine Frage herüber.

»Nur zwei armselige Fische, Sergeant!« rief Wade zurück. »Legt sie auf's Eis!«

Am gleichen Tag machte Wade einen Besuch bei Mrs. Annabel Oaks im Mecca-Klub.

Die Quengeleien einer löblichen Polizeibehörde hatten diese ehrwürdige Dame gezwungen, ihren Klub als gewöhnliches Logierhaus eintragen zu lassen. Das war schon aus dem Grunde recht unvorteilhaft, weil nun der Klub, als Gasthaus, jederzeit polizeilicher Kontrolle unterworfen war. Bei Tag oder Nacht konnte irgendein Polizeinspektor, dem es gerade einfiel, eine Durchsuchung vornehmen. Dieser unangenehme und manchmal folgenschwere Fall war schon öfters eingetreten.

»Nette Verhältnisse heutzutage, was?« beklagte sich dann Mrs. Oaks bei ihren Gästen. »Ein Marineklub – und jeder plattfüßige Laubfrosch kann hier die Nase 'reinstecken, wie es ihm paßt!«

Man sollte meinen, daß derartige Unannehmlichkeiten die Kunden

fernhalten würden. Aber der Mecca-Klub lag für die Offiziere der Frachtdampfer und Segelschiffe zu günstig, und die Büros verschiedener Schifffahrtslinien befanden sich in der Nähe. Die Verpflegung war einfach, doch sehr preiswert. Vor allen Dingen waren viele Kunden auf Mrs. Oaks noch in anderer Beziehung angewiesen. Wenn einer zum Beispiel auf einem Schiff unterkam, so konnte er im ›Mecca‹ die Rechnung schuldig bleiben, bis er von der Fahrt zurückkehrte.

›Mutter Oaks‹ konnte wirklich sehr entgegenkommend sein, namentlich, wenn es sich um Leute handelte, die ihr gefielen. Und ihr gefielen vor allem die Besucher, die keinen Krach machten, sich nicht um Dinge kümmerten, die sie nichts angingen, und die auch tüchtig etwas vertrugen.

Wie der Klub zum Namen ›Mecca‹ gekommen war, ließ sich nicht mehr genau feststellen. Aber nie hatten dort, wie Mutter Oaks energisch behauptete, Farbige Aufnahme gefunden, und hätte wirklich einmal einer versucht, hereinzukommen, wäre er von ihr selbst oder von Golly wieder hinausbefördert worden.

Golly sah eigentlich gar nicht so aus, als ob er in der Lage wäre, jemand hinauszuerwerfen. Ein sanfter, kleiner Mann mit rötlichem Schnurrbart – früher war er Schiffssteward gewesen. Hatte er getrunken, verstieg sich seine Phantasie bis zum Zahlmeister, und einmal – da war er allerdings völlig betrunken – wollte er sogar Kapitän eines Postdampfers gewesen sein. Mit Vorliebe sang er in Falsettstimme sentimentale Balladen. Er suchte und fand überraschende Ähnlichkeiten zwischen sich und bekannten Filmdarstellern, und manchmal sah er sich selbst große Rollen spielen. Wenn Golly beim Holzhacken war – und eigenartigerweise schien er dauernd damit beschäftigt –, sang er Bruchstücke aus Opern.

Daß die lange, dünne Mrs. Oaks ›Mutter‹ genannt wurde, war noch weniger zu begreifen. Ihr graues Haar lag in regelmäßigen Flechten um ein Gesicht, das durch seine harten Züge ziemlich abstoßend wirkte. Die meisten Gäste nannten sie nur ›die alte Hexe‹, allerdings hinter ihrem Rücken.

Ein halb verfallener Kai führte zum Mecca-Klub. Das Haus bestand teils aus Stein, teils aus Holzkonstruktion. Die am besten erhaltenen Räume lagen in einer ehemaligen Brauerei, die anderen in einem aus Planken notdürftig errichteten Anbau. Die Aussicht war herrlich, der weite Fluß stets voll von Schiffen.

Lila Smith stand oft am Fenster des großen Speisezimmers und blickte sehnsüchtig auf die langsam vorbeigleitenden Dampfer. Die Aalfischer, die Heringsfischer, die Orangentransporte aus Spanien und

Italien zogen an ihrem Fenster vorbei. Lila kannte sie alle, die großen Schlepper, konnte sie selbst nachts am Heulen ihrer Sirenen unterscheiden. Die Gäste des Mecca, die von langer Seereise zurückkehrten, sahen mit Erstaunen, daß Lila Smith nicht mehr das Kind war, das sie in Erinnerung hatten.

Der tiefe Ton einer Sirene lockte die kleine Gestalt mit dem verschossenen schwarzen Kleid, dem hübschen runden Gesicht und den großen Augen jedesmal ans Fenster. Gedankenvoll starrte sie dann hinaus.

»Der Neue in Nummer sieben will Tee, Lila – steh nicht herum, halt hier nicht Maulaffen feil, nimm deine Gedanken zusammen!« maulte »Mutter«, wenn sie ins Zimmer kam und das Mädchen dabei ertappte.

»Ja, Tante«, antwortete dann Lila und eilte in die Küche. Die schnarrende, keifende Stimme erschreckte sie, hatte sie immer erschreckt. Oft wünschte sie sich ein anderes Leben, an das sie sich ahnungsvoll erinnerte. Bäume tauchten in ihren Träumen auf, große, grüne Rasenflächen, Leute, die sie freundlich behandelten. Fast immer träumte sie von diesen Dingen, wenn sie am Fenster stand und auf den Strom blickte, auf dem die Schiffe vorüberglitten. Und der Wachtraum hielt sie noch gefangen, wenn sie den Tee anrichtete und das unordentliche Stubenmädchen nach Nummer sieben schickte.

Als sie an diesem Morgen aus dem Fenster blickte, entdeckte sie die große, barhäuptige Erscheinung mit dem gebräunten Gesicht.

»Guten Tag, Prinzeßchen!«

Sie lächelte ihm ängstlich zu. »Guten Morgen, Mr. Wade!«

Sie sagte es fast atemlos. Er war der einzige Mensch, dessen Kommen sie immer in eigenartiger Weise berührte. Obgleich sie seinen schändlichen Beruf kannte, empfand sie keine Angst vor ihm. »Mutter« sagte zwar immer, daß Polizisten Hochstapler seien, die nur nicht den Mut hätten, Diebe zu sein.

Der Mann dort unten bedeutete ihr viel, wenn ihr auch die Gründe dafür ziemlich unklar blieben. Anfänglich hatte sie ihn als alten Mann gesehen, so alt wie Golly – und dann kam ein Tag, an dem sie sich selbst älter fühlte und fand, daß er so etwas wie ein Altersgenosse sei.

Niemals stellte er peinliche Fragen, nie versuchte er, von ihr irgend etwas über die Vorgänge im »Mecca« herauszubekommen. Auch das Kreuzverhör, das »Mutter« nach jedem solchen Zusammentreffen mit ihr anstellte, ergab nichts Beunruhigendes für den Oaksschen Haushalt.

»Warum nennt man Sie Greifer, Mr. Wade?« hatte sie ihn einmal gefragt.

»Warum, Prinzesschen? Weil ich ›greife‹«, hatte er geantwortet. »Greifen ist nun mal meine Schwäche, und ich habe so viel zu tun, daß ich jedem Strolch ein Dorn im Auge bin.«

Lila wußte nie, ob er sich über sie lustig machte oder es ernst meinte. Er kam näher und sah sie schweigend an.

»Na, haben Sie wieder geträumt?«

»Bitte«, sagte sie verwirrt, »vergessen Sie, daß ich davon gesprochen habe.« Sie blickte schnell und ängstlich nach der Tür. »Es war töricht von mir, es stimmt auch gar nicht, Mr. Wade, ich wollte mich nur – wollte nur ...«

»Sie können ja gar nicht lügen«, unterbrach er sie. »Sie versuchen es jetzt, aber es geht nicht. Als Sie mir sagten: ›Glauben Sie ja nicht, daß es mir schlecht geht – manchmal habe ich so wunderbare Vorstellungen und Träume‹, da haben Sie wirklich die Wahrheit gesagt. Aber wir wollen nicht mehr darüber sprechen. Wie geht's Ihnen denn in letzter Zeit?«

Aber sie trat rasch zurück. Sie hatte die schweren Schritte Mutter Oaks' gehört, die wütend hereinstürzte.

»Hallo, Mr. Wade, haben Sie nichts Besseres zu tun, als mit meinem Mädchen zu schwatzen?« Ihre Stimme überschlug sich fast. John Wade war für sie der verhaßteste Mensch. Mit einer Handbewegung schickte sie Lila hinaus und schlug die Tür hinter ihr zu. »Sie brauchen nicht hierherzukommen, um Kinder auszuhorchen. Wenn Sie ein Mann sein wollen, kommen Sie doch offen und ehrlich vorn durch die Haustür.«

»Sie haben ja nicht mal eine richtige Haustür«, antwortete Wade vorwurfsvoll. »Und warum so ärgerlich, mein Kindchen? Ich bin in der Absicht gekommen, mit Golly zu ...«

»Er ist draußen – und nennen Sie mich nicht ›Kindchen‹!« zischte sie.

Der Inspektor zuckte die Achseln. Es war eine Gewohnheit von ihm, die Leute mit verniedlichenden Anreden zu bedenken, und meist brachte er sie damit in Wut oder irritierte sie.

»Werde mal sehen, ob ich ihn finde.«

Er hatte Golly bereits gesehen, genauso wie Golly, der beim Holzhacken war, ihn bemerkt hatte. Er legte, als er Wades Frage vernahm, die Axt weg und richtete sich mit schmerzvoller Miene auf.

»Whisky? Was soll denn ich mit Whisky zu tun haben –? Natürlich kenne ich den Schnüffel – ein ganz gewöhnlicher Uferstrolch, der überhaupt nicht in den Klub hier 'rein darf, ein 'runtergekommener Kerl mit üblen Freunden. Wie sagt doch die Heilige Schrift? Wie den Vogel an seinem Gefieder, so erkennt man den Menschen an seiner Gesellschaft ...«

»Das glaube ich nun gerade nicht. Haben Sie mal etwas von den – Gummibrüdern gehört?«

Mr. Oaks hob abwehrend-verwundert die Hände.

»Ich weiß nicht mehr von den Gummibrüdern als das, was in den Zeitungen steht. Wozu haben wir eigentlich die Polizei? Wozu bezahlen wir Steuern, ernähren die Blauen –?«

»Und wie!« Wade blinzelte, doch Golly ließ sich nicht beirren.

»Gummibrüder – so was! Einbrecher und Bankräuber! Ob ich die kenne? Bin ich ein Geldschrank? Habe ich vielleicht ein Konto auf der Bank? Wälze ich mich etwa in Millionen?«

»Darüber kann ich Ihnen leider keine Auskunft geben«, murmelte Wade und kam wieder auf den gestohlenen Whisky zu sprechen.

Golly schloß verzückt die Augen und begann einen Vortrag zu halten über die Vorzüge der Abstinenz im allgemeinen und der Mecca-Gäste im besonderen.

Wade starrte ihn an und hörte eine Zeitlang aufmerksam zu. Dann nickte er kurz und ging zur Polizeibarkasse zurück, die am Kai lag.

2

Drei Nächte später.

Der Steuermann des Polizeibootes bemerkte gewohnheitsmäßig, daß es kalt, recht kalt für diese Jahreszeit sei. John Wade, der diese Bemerkung schon oft gehört hätte, nickte nur.

»Ich habe oft gedacht, Sir ...«, begann Sergeant Toller wieder, als das Boot unter der Blackfriars-Brücke durch und auf das Embankment zu flog.

»Bezweifle ich sehr«, meinte Wade. »Bezweifle ich außerordentlich, Toller! Vielleicht, wenn Sie außer Dienst sind ...«

»Ich habe oft gedacht«, fuhr der Sergeant unbekümmert fort, »daß das Leben beinah so wie ein Fluß ...«

»Wenn Sie sentimental gestimmt sind, beherrschen Sie sich bitte solange, bis wir angelegt haben. Ich bin absolut nicht in sentimentaler Stimmung heute abend.«

»Wird schon noch kommen, wenn Sie erst mal das richtige Mädchen getroffen haben. Junggesellen wissen überhaupt nichts von Gefühlen. Sehen Sie mal, Kinder zum Beispiel ...«

Aber Wade hörte gar nicht zu. Er war kaum fünfunddreißig, also keineswegs alt, für einen Inspektor der Themsepolizei sogar sehr jung, aber er sprach gern von sich selbst als von einem alten Mann.

Die Barkasse fuhr nahe am Ufer entlang. Es war nebelfrei, Sterne standen am Himmel. Wade hatte den Abend mit dem Durchsuchen übelriechender Frachtkähne verbracht. Im ganzen war es überhaupt ein unangenehmer Tag gewesen – am Morgen die Stunden auf dem Polizeigericht, wo ein Schlepperkapitän sich wegen Mißhandlung seiner Mannschaft verantworten mußte; am Nachmittag hatte er einen Ertrunkenen aus dem Fluß geholt. Und nun, zum Schluß, als Krönung, der Befehl, sich bei Scotland Yard zu melden!

Über den Grund hierfür war er sich nicht im unklaren – die Bande der Gummibrüder! Er hatte Rapporte, die in seinen Zuständigkeitsbereich fielen, gelesen, und er hatte selbst Recherchen geleitet. Seit Wochen beschäftigten ihn die Untaten dieser liebenswürdigen Herren. Neulich hatte er sogar eine eigene Ansicht zum Ausdruck gebracht. Das war vielleicht ein Fehler gewesen – es ist in den meisten Fällen verkehrt, eine Theorie aufstellen zu wollen. Er hatte es aber getan und mußte nun dafür einstehen.

Man nannte diese Gangster »Gummileute« oder »Gummibrüder«, weil man keinen anderen Namen gefunden hatte, der für sie paßte. Sie waren übrigens in ihren Plänen und Aktionen so elastisch wie Gummi, aber der Name kam erst auf, als man die Untersuchungsergebnisse verschiedener Bankeinbrüche miteinander verglich. Die Mitglieder der Bande trugen Gummimasken, Gummihandschuhe, Schuhe mit Gummisohlen, waren mit langen Brownings ausgerüstet und trugen am Gürtel flaschenförmige Zylinder – Gasbomben, wie die Sachverständigen feststellten, wahrscheinlich ihre Hauptwaffe.

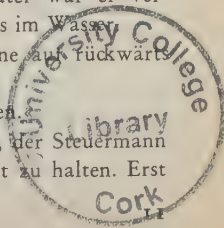
Man hatte sie in der Nacht gesehen, als sie das Juweliergeschäft von Colley & More in der Bond Street ausräumten. Einige Nächte später brachen sie den Tresor der Northern & Southern Bank auf und schossen den Wächter nieder. Er starb, bevor die Polizei an dem Tatort erschien. Seine verkrampfte Hand hielt noch ein Stück der Gummigasmaske, die er einem von der Bande heruntergerissen haben mußte.

Als der Sergeant näher ans Flußufer heransteuerte, sah Wade vor dem Geländer des Embankments, direkt auf der Kaimauer, einen Schatten stehen. Die Barkasse war noch etwa fünfzehn Meter davon entfernt. Der Schatten wurde größer. Einen Augenblick später war er verschwunden. Sie hörten das Aufklatschen eines Körpers im Wasser.

Das Boot zitterte in allen Fugen, als die Maschine auf rückwärts gestellt wurde.

»Rechts von Ihnen, Sir, Sie können ihn direkt fassen.

Wade beugte sich weit über den Bootsrand hinaus, der Steuermann warf sich auf die andere Seite, um das Gleichgewicht zu halten. Erst



war nichts auf dem Wasser zu sehen, dann erschien direkt neben der Bordwand ein Arm. Wade packte ihn und zog ein wimmerndes Etwas ins Boot – eine Frau.

»Müssen Sie sich ausgerechnet das Leben nehmen, wenn ich auf dem Weg zu einer wichtigen Konferenz bin?« murrte er ärgerlich. »Geben Sie mal ein Licht her, Sergeant!«

Eine Lampe flammte auf. Wade blickte in ein Paar wilde, unheimliche Augen – eine grauhaarige Frau mit verhärmtem, magerem Gesicht.

»Nicht nehmen... Sie dürfen es mir nicht... Ich muß es behalten!«

Krampfhaft drückte sie etwas an die Brust. Es sah aus wie ein Stück durchweichendes Papier.

»Ich will Ihnen gar nichts wegnehmen«, beruhigte sie Wade.

Der Sergeant nahm eine Feldflasche, deren Hals er gegen ihre aufeinandergepreßten Zähne stieß. Sie wehrte sich heftig und hustete halb erstickt.

»Nicht... Das will ich nicht – ich will zu meinem Kind. Der Oberst sagt...«

»Macht nichts, was der Oberst sagt«, unterbrach sie Wade. »Schlucken Sie das Zeug – es wird Sie schon nicht umbringen!«

Er legte eine Decke über die durchnäßte, schlotternde Frau. Bei dieser Gelegenheit konnte er sehen, was sie in der Hand hielt. Es war die Fotografie eines Kindes. Er richtete den Strahl der Laterne nur kurz darauf. Aus den großen, ernsthaften Augen des Kindes sprach etwas ganz Besonderes, Ungewöhnliches – und dann erkannte er es plötzlich. Verblüfft stammelte er:

»Allmächtiger! Wer ist das?« Die Ähnlichkeit – sie war ins Auge springend, kein Zweifel, es war Lila Smith! Das Gesicht eines kleinen Kindes – aber es war Lila Smith. »Wer ist das?« wiederholte er.

»Sie sollen es nicht nehmen! Sie sind ein schlechter Mensch – Sie dürfen es nicht...« Ihre Stimme wurde schwächer, die Hand mit dem kostbaren Bild sank schlaff auf die Brust.

»So schnell wie möglich anlegen, Toller, ich glaube, sie ist tot.«

Als er versuchte, ihr die Fotografie aus der Hand zu ziehen, löste sich die Pappe in eine unkenntliche Masse auf.

Er zerbrach sich nicht weiter den Kopf, wer die unbekannte Frau sein könnte. Derartige Vorfälle waren häufig. Nicht immer kamen die Polizeiboote rechtzeitig. Manche Nacht mußte der Strom stundenlang mit Netzen abgesucht werden. Merkwürdige Dinge fischten sie vom Grund der alte Themse herauf. Einmal kam das Rad eines

römischen Streitwagens an die Oberfläche; ein andermal die Überreste dessen, was einst ein Mann gewesen war, an Händen und Füßen gefesselt – Mord, ungesühnter Mord. Die lebend Geretteten kamen vor das Polizeigericht, waren reuig und gelobten Besserung. Die Toten nahmen dem Totenschauer kostbare Zeit weg und füllten unbekannte, ungepflegte Gräber.

Lila Smith! Er vergewisserte sich, ob die Fotografie nicht doch noch zu retten sei. Vergeblich. Die Barkasse legte an und wurde festgemacht. Ein Polizist verschwand im Dunkeln und kehrte bald darauf mit einer Bahre zurück. Die Frau wurde daraufgelegt und nach dem nahegelegenen Westminster-Hospital gebracht.

Wade war noch in Gedanken versunken, als er das Büro des Polizeichefs betrat, wo die »großen Vier« bereits berieten.

»Es tut mir leid, daß ich mich verspätet habe, Sir«, entschuldigte er sich. »Eine Frau hat es sich in den Kopf gesetzt, ausgerechnet vor meiner Nase Selbstmord zu begehen. Das hat mich aufgehalten.«

Der Chef lehnte sich in den Stuhl zurück und gähnte. Seit sechs Uhr früh war er ununterbrochen an der Arbeit. Er langte nach einem Aktenumschlag und nahm einen Bogen heraus.

»Wir haben Ihren Rapport über die Gummibrüder hier. Was wollen Sie mit der Geschichte sagen? Sie erklären, daß zur Zeit der verschiedenen Überfälle ein Rennboot auf dem Fluß gesehen wurde. Wer hat es genau beschreiben können?«

»Niemand, Sir, es ist nur aus Entfernung beobachtet worden. Meiner Meinung nach ist das Boot schwarz, fährt ohne Licht und zweifellos mit großer Geschwindigkeit. Die erste Meldung über dieses geheimnisvolle Boot erhielten wir, als sich Schiffer über die enorme Dünung beschwerten, die es verursachte. Man hat es natürlich auch gehört, aber es scheint mit Schalldämpfern ausgerüstet zu sein – bei einem Motorboot mehr als ungewöhnlich.«

»Fährt ohne Licht?«

»Ja, Sir, ohne Licht. Wirklich gesehen haben das Boot nur zwei Personen – Donovan, ein Flußdieb, den ich vor zwei Monaten wegen Diebstahls verhaftete, und noch ein anderer. Donovan erzählte mir, er sei mit einem Begleiter nachts in einem kleinen Boot über den Fluß gefahren – ganz harmlos, wie er behauptete, doch hatte er es zweifellos auf einen Frachtkahn abgesehen –, als sie von einem plötzlich auftauchenden Motorboot um ein Haar überrannt worden wären, wenn es nicht im letzten Moment gedreht hätte. Eine nähere Beschreibung konnte er aber nicht geben, er erwähnte nur, daß es sehr kurz sei und überhaupt nicht wie ein Motorboot aussehe. Ich habe das Erscheinen

dieses merkwürdigen Schiffes zeitlich mit den verschiedenen Raubüberfällen verglichen und herausgefunden, daß sie immer zusammenfallen.«

»Wo ist es gesehen worden?« fragte der Chef. Er machte immer ein wenig den Eindruck, als ob er schliefe. Trotzdem war seine schlagfertige Überlegenheit im ganzen Präsidium sehr gefürchtet.

»Im Westen bis zur Chelsea Bridge«, antwortete Wade. »Dort wurde es auch von dem anderen Mann beobachtet – auch ein Flußdieb, eigentlich mehr ein Hehler. Er hat eine Art Laden in Hammersmith, den wir vor kurzem durchsuchten. Sein Name ist Gridleson. Wahrscheinlich ärgert er sich, daß die Stadtdiebe ihre Tätigkeit mehr und mehr auf den Fluß verlegen, was verstärkte Überwachung durch die Polizei und größere Gefahr für seine eigenen »Ratten« bedeutet.«

Jennings, einer der »großen Vier«, schüttelte den Kopf.

»Warum sollten die Gummibrüder auf den Fluß gehen? Das leuchtet mir nicht ein. Hundert verschiedene Wege führen aus London heraus, und der Fluß ist gerade der langsamste.«

Der Leiter der Auslandsabteilung im Präsidium, ein Fünfziger mit dem Aussehen eines Wissenschaftlers, meinte:

»Es handelt sich hier unbedingt um eine internationale Bande. New York hatte mit einer Organisation zu tun, die in gleicher Weise ausgerüstet war, und der Einbruch in die Bank von Marseille unterscheidet sich in keiner Weise von dem in unserer Northern & Southern Bank. Möglich, daß es nach der letzten großen Sache ruhig wird, wenn der Boden in London zu heiß geworden sein sollte . . .«

Das schrille Läuten des Telefons unterbrach ihn. Der Chef nahm den Hörer ab.

»Wann?« fragte er nach einer Weile. Wieder eine Pause. Dann: »Ich komme sofort.« – Seinen Besuchern erklärte er kurz: »Ein Revierpolizist hat beobachtet, wie die Lampen im Büro der Frisby Bank ausgingen. Er blickte durchs Fenster und glaubte einen Schatten zu sehen, der sich im Zimmer bewegte. Er war vernünftig genug, sofort den Inspektor seines Reviers anzurufen. Notieren Sie sich nachher den Namen des Mannes zur Beförderung, Lane!«

Zwei der Herren hatten bereits das Zimmer verlassen. Als Wade in den Hof des Präsidiums kam, standen drei große Autos bereit, die sich mit Kriminalbeamten füllten.

Die Frisby Bank befand sich am unteren Ende der St. Giles Street. Das kleine, moderne Eckhaus war mit einem danebenliegenden älteren Gebäude durch einen Brückengang verbunden und lag direkt im Blickfeld des dort postierten Polizisten, der sofort Alarm gegeben hatte.

Als sie in der St. Giles Street ankamen, war das Grundstück der Bank von der Polizei bereits abgeriegelt worden. Das Büro des Direktors, wo sich der große Kassenschrank befand, ging auf die Querstraße hinaus. Über dem Schrank brannten, für den an der Straßenecke postierten Polizisten sichtbar, Tag und Nacht zwei Lampen.

Der betreffende Beamte, der die Meldung erstattet hatte, war ebenfalls auf dem Platz und wiederholte seinen Bericht.

»Ich stand an der Straßenecke und wartete auf Ablösung. »Big Ben« schlug gerade zwölf, als ich sah, wie die Lampen ausgingen. Ich lief über die Straße, versuchte die Tür zur Bank zu öffnen, eilte dann in die Querstraße und leuchtete mit der Taschenlampe in den Kassenraum und die Büros. Im Raum mit dem großen Geldschrank sah ich gerade noch einen Schatten verschwinden.«

Trotz der späten Stunde hatte sich inzwischen eine große Menschenmenge angesammelt. Der Verkehr war umgeleitet und die Neugierigen zurückgedrängt worden. Der Direktor, den man angerufen hatte, erschien mit den Schlüsseln zur Bank. Auf dem Areal mußte sich, wie er versicherte, ein Nachtwächter befinden. Daß sich der Mann nirgends zeigte, ließ das Schlimmste befürchten.

Kriminalbeamte hatten sich in die nächstliegenden Häuser verteilt und auch auf den Dächern Aufstellung genommen. Ein Hof mit zwei großen Toren trennte das kleinere moderne Bankgebäude von dem danebenliegenden alten Haus im Stil George III., was die Übersicht erschwerte. Der Direktor erwähnte, daß die Geldtransporte jeweils in diesen Hof hineinfuhren, und daß er selbst und einige seiner Angestellten tagsüber ihre Autos darin parkten.

Während der Direktor diese Erklärungen abgab, versuchte er mit zitternden Händen, die Tür aufzuschließen. Begreiflicherweise war er sehr nervös, obschon natürlich niemand von ihm verlangte, die Bank als erster zu betreten. Endlich sprang die Tür auf.

»Wollen Sie die Durchsuchung leiten, Mr. Wade? Ich glaube, das ist das beste ... Einen Revolver für Mr. Wade!«

Ein Browning wurde ihm in die Hand gedrückt. Er betrat die Vorhalle. Die Tür zum Büro des Direktors war verschlossen – von innen. Doch das Überfallkommando hatte alle nötigen Werkzeuge bei sich. Wenige Minuten später gab die Tür nach. Das Büro war leer, aber eine zweite, gegenüberliegende Tür stand halb offen. Mit einer raschen Bewegung wand sich John Wade ins Direktorzimmer hinein und blieb einen Moment stehen.

Ein Schuß fiel. Die Kugel pff über ihn hinweg, schlug in die Wand und überschüttete ihn mit Kalkstaub. Mit ein paar Sätzen war er

bei der gegenüberliegenden, halb offenstehenden Tür und ging hinter ihr in Deckung. Ein zweiter Schuß war ihm bedrohlich nahe gekommen. Er schob die Hand um die Türkante herum und feuerte zehn Schüsse nach allen Richtungen ab. Ob auf sein Feuer geantwortet wurde, konnte er nicht hören.

Flüsternd verlangte Wade von dem hinter ihm stehenden Beamten einen anderen Revolver, während er gleichzeitig seine nutzlos gewordene Waffe zurückgab. Jetzt hörte er eilige Schritte und schoß noch zweimal, aber das Feuer wurde nicht erwidert. Eine Tür schlug zu.

Auch als er seine Taschenlampe vorschob, fiel kein Schuß mehr.

Vielleicht stellte man ihm eine Falle, aber er mußte das Risiko auf sich nehmen. Im nächsten Augenblick stand er im angrenzenden Zimmer. Blitzschnell fuhr seine Lampe von links nach rechts – ein kleines Büro, das etwas tiefer als das des Direktors lag, an den Wänden Stahlregale, auf denen eine Menge Kassetten standen. An der freien Wand befand sich eine eisengepanzerte Tür, vermutlich der Ausgang zum Hof, der für die Geldtransporte benützt wurde. Von dort her hörte Wade das gedämpfte Summen eines Motors. Er probierte den Mechanismus der Tür. Sie gab ein wenig nach, aber er hatte das Gefühl, als ob sich auf der anderen Seite jemand dagegenstemmte. Mit aller Kraft warf er sich gegen die Tür, sie flog auf, und er sah gerade noch, wie ein Auto auf die Hofdurchfahrt zuschoß.

Dann: Rat-tat-tat-tat! Das Knattern eines Maschinengewehrs. Das große schwarze Auto jagte auf die Straße hinaus, lange Feuerstrahlen zuckten aus den Wagenfenstern, unaufhörlich belferten die Revolver und das Maschinengewehr. Die Polizei, völlig überrumpelt, fiel zurück, die Menge hinter der Absperrung stob in wilder Flucht auseinander, der lange Wagen brauste davon.

3

Erst am nächsten Morgen erinnerte sich Wade der Selbstmordkandidatin und ihrer Fotografie. Da er dienstlich in Scotland Yard zu tun hatte, benutzte er die Gelegenheit, um im nahegelegenen Krankenhaus nach ihr zu fragen. Zu seinem größten Erstaunen erfuhr er, daß die alte Frau das Hospital bereits verlassen hatte. Es war versäumt worden, Anklage gegen sie wegen versuchten Selbstmords zu erheben, so daß niemand sie daran hindern konnte, als sie verlangte, entlassen zu werden. Der Beamte, der sie eingeliefert hatte, war der Meinung gewesen, sie sei versehentlich ins Wasser gefallen.

»Hat sie ihren Namen angegeben?« fragte Wade den Arzt.

»Anna – ein Familienname war nicht aus ihr herauszubekommen. Meiner Meinung nach ist sie geistig nicht ganz normal, aber doch nicht so, daß man etwas unternehmen müßte.«

In Scotland Yard folgte eine Konferenz der anderen. Fast alle Zeitungen beschäftigten sich mit dem neuen Fall der Gummibrüder. Peinliche Fragen wurden im Parlament gestellt, Anträge auf Schaffung von Kommissionen eingebracht, die die Methoden der Kriminalbehörde untersuchen sollten.

Die Bank hatte keinen großen Verlust erlitten, wohl vor allem deshalb, weil die Gangster gestört worden waren. Aber der Raub, der kurz danach erfolgte, war bedeutend ernsthafter – Einbruch in die Werkstatt der Juwelierversammlung. Modern gesicherte Anlagen waren aufgebrochen und Schmucksachen im Wert zwischen achtzig- und hunderttausend Pfund gestohlen worden. Die erste Meldung, die der Polizei unmittelbar nach der Tat zuing, stammte vermutlich von einem der Gangster selbst und besagte, daß der Nachtwächter dringend der Hilfe bedürfe. Ein Auto des Überfallkommandos raste zur Werkstatt. Man fand den Wächter bewußtlos auf dem Boden liegen. Über die Vorgänge konnte er nichts berichten, er hatte niemand gesehen und brauchbare Spuren gab es nicht.

John Wade konnte den Bericht über dieses neue Verbrechen gewissermaßen als Unbeteiligter lesen, da er ja der Flußpolizei angehörte und nur durch Zufall beim Raubüberfall auf die Frisby Bank dazugestoßen war. Zwar liefen dauernd auf dem Dienstweg Anfragen in seiner Abteilung ein, auf die er jedoch keine Antworten zu geben vermochte. Trotzdem wurde er zu den endlosen Besprechungen im Hauptquartier hinzugezogen, so daß er seine eigenen Angelegenheiten vernachlässigen mußte.

Manchmal dachte er noch an die geheimnisvolle Anna, vor allem an den Vorfall mit der Fotografie. Es verging aber mehr als eine Woche, bis er endlich Zeit fand, im Mecca-Klub vorzusprechen. Als er über den auffälligen Kai kletterte und auf das Haus zuing, ertönten aus dem Holzschuppen Axtschläge und Gollys Tenor, der eine seiner sentimental Balladen zum besten gab. Im Vorzimmer war niemand, und Wade setzte sich auf einen der wackeligen Stühle, in der Erwartung, jeden Augenblick Mutter Oaks' unzufriedenes Gesicht auftauchen zu sehen.

»Hallo, Lady Jane!«

Lila war so schnell und geräuschlos hereingekommen, daß Wade sie einen Augenblick lang wie eine Erscheinung anstarrte.

»Mrs. Oaks ist nicht zu Hause«, sagte sie. »Bitte, bleiben Sie nicht so lange hier, Mr. Wade, Tante hat es nicht gern, wenn Sie hierherkommen, und ich glaube, Sie tun Golly wirklich unrecht. Er würde nicht im Traum daran denken, gestohlene Waren zu kaufen und ...«

Wade lachte spöttisch.

»Soso! ›Wenn du Wade siehst, sage ihm, daß dein Onkel ein guter, braver Bürger ist!‹ Nicht wahr?«

An ihrem Erröten erkannte er, daß er den Nagel auf den Kopf getroffen hatte.

Plötzlich fragte er:

»Wer ist Anna?«

Ihr Kopf fuhr herum.

»Anna? Ich weiß nicht – ich habe Ihnen schon einmal gesagt, daß ich nicht weiß, wer sie ist.«

»Nein, das haben Sie nicht gesagt.«

Wade hatte ein vorzügliches Gedächtnis und wußte ganz genau, daß der Name Anna nie zwischen ihnen gefallen war.

Sie blickte an ihm vorbei auf einen kleinen Schlepper, der sich mühsam einen Weg flußabwärts bahnte.

»Ich habe oft darüber nachgedacht, wer Anna eigentlich war – ich kenne doch niemand, der so heißt. Und doch ist mir der Name vertraut. Ist das nicht merkwürdig?«

»Also auch ein Traum?« neckte er sie.

»Nein, nein, kein Traum«, erwiderte sie hastig. »Es war dumm von mir – ich hätte nie mit Ihnen darüber reden sollen. Wirklich nicht ...« Sie studierte krampfhaft, wie sie das Thema wechseln könnte. »Haben Sie eigentlich wirklich so viel zu tun, Mr. Wade? Sie tun doch weiter nichts, als den Fluß auf und ab zu fahren – ich sehe Sie so oft. Was hat eigentlich die Themsepolizei zu tun?«

»Den Fluß hinauf- und hinabzufahren.«

»Nein, bitte im Ernst! Die Leute sagen immer, daß es auf dem Fluß Diebe gibt, aber gesehen habe ich noch keinen. Im ›Mecca‹ ist noch nie etwas gestohlen worden, vielleicht, weil es hier nichts Wertvolles gibt.«

Er lachte vergnügt, und sie blickte von neuem auf den Strom hinaus.

Die seltenen Besuche, die er im ›Mecca‹ machte, bekamen für sie etwas Quälendes, weil sie stets in Sorge war, ›Mutter‹ würde unerwartet auftauchen. Darum wünschte sie den Inspektor eigentlich immer rasch wieder fort. Und gerade diesmal, wo keine unmittelbare Gefahr bestand, verabschiedete er sich sehr schnell. Enttäuscht sah sie

ihm nach. Wenige Minuten später war sie jedoch froh, daß er gegangen war, denn draußen hörte sie Mrs. Oaks' Stimme.

Sie war in der Stadt gewesen und kam in Begleitung eines Mannes zurück, den Lila Smith wie keinen anderen verabscheute. Mr. Raggit Lane kam selten ins »Mecca«. Er war ein großer, hagerer Mann mit schmalem, asketischem Gesicht. Ein nervöses Zucken im Mundwinkel erweckte den Eindruck eines ständigen, höhnischen Lächelns. Er kleidete sich betont gut, doch nicht geschmacklos. Krawattennadeln, dicke Ringe oder goldene Uhrketten waren bei ihm nicht zu finden. Lilas Abneigung hatte eigentlich das aufdringliche Parfüm hervorgerufen, das er benutzte. »Mutter« hingegen fand nichts daran auszusetzen. Mr. Lanes Hände wirkten gepflegt, sein glänzendes, schwarzes Haar war tadellos gebürstet. Nur ein einziger, kleiner Siegelring glänzte an seinem Finger – der einzige Schmuck, den er trug.

Über seinen Beruf hatte »Mutter« sich immer recht unklar geäußert. Lila nahm an, daß er mit der Schiffahrt zu tun habe, weil er einmal einen gestickten Schal aus China mitgebracht hatte, den er ihr mit herablassenden Worten überreichte.

Kaum hatte Mrs. Oaks mit ihrem Besucher das Haus betreten, als Lila ins Wohnzimmer gerufen wurde. Das Wohnzimmer war das Heiligtum im Haus, zu dem nur bevorzugte Personen zugelassen wurden. Es war ein großer Raum mit zwei hohen Fenstern, Milchglasscheiben, gut tapezierten Wänden und Parkettfußboden. Lila kam sofort und trocknete sich beim Eintreten die Hände an der Schürze ab. Raggit Lane musterte sie lange.

»Nanu!« sagte er bewundernd. Er hatte sie ein Jahr lang nicht gesehen. »Hübsch bist du geworden – komm her, laß dich mal ansehen!«

Er ergriff sie bei den Schultern und drehte sie dem Licht zu. Zornig riß sie sich los.

»Rühren Sie mich nicht an! Wie können Sie sich unterstehen, mich anzufassen!«

Ihre Stimme hatte einen neuen, scharfen Ton. Mrs. Oaks starrte sie verdutzt an.

»Aber Lila . . .« begann sie.

»Das Mädchen hat ganz recht. – Es tut mir leid, Lila, ich vergaß, daß Sie erwachsen sind.«

Aber Lila hörte nicht hin, sie hatte sich umgedreht und verließ hastig das Zimmer. Es war ihre erste Äußerung eines entschiedenen, eigenen Willens gewesen, und Mutter Oaks verschlug diese »Freiheit« die Sprache.

»Was ist bloß mit ihr los?« rief sie schrill. »So habe ich sie noch nie gesehen. Wenn sie anfangen will, in dieser Art aufzumucken, werde ich ihr was beibringen!«

Raggit Lane kicherte und zündete sich eine Zigarette an.

»Sie ist eben kein Kind mehr, das ist alles – lohnt sich gar nicht, sich darüber aufzuregen. Erst wollte ich Ihnen gar nicht glauben, als Sie mir erzählten, wie hübsch sie geworden sei.« Er blies eine Rauchwolke zur Decke empor. »Ja – und als ich das letzte Mal in London war, gab es Gründe, nicht hierherzukommen.«

»Wo sind Sie jetzt gewesen?«

»Am Schwarzen Meer – Konstanz.«

»Wie geht's dem Alten?« fragte sie weiter.

»Wie? Dem Alten?« Offenbar war er mit seinen Gedanken ganz woanders. »Dem geht's ganz gut. Ich möchte nicht, daß er erfährt, daß ich heute hier gewesen bin.«

»Sie können sich auf mich verlassen, Mr. Lane«, sagte sie mit verständnisvollem Lächeln. »Er soll ja überhaupt nicht dahinterkommen, daß Sie je hier gewesen sind. Ich sehe ihn übrigens nur einmal im Jahr und nie länger als höchstens eine Stunde.«

Mr. Lanes Brauen zogen sich finster zusammen.

»Er wird immer empfindlicher und ist schwer zu behandeln. Selbstverständlich könnte ich sagen, daß ich zufällig hier vorbeigekommen bin. Es ist schließlich ein Marineklub. Aber diese Entschuldigung möchte ich nur gebrauchen, wenn es wirklich nötig ist. – Wo ist Golly?«

Mrs. Oaks horchte nach draußen. »Er hackt Holz.«

Sie schwiegen lange.

»Wer ist eigentlich diese Lila?«

Diese Frage konnte Mrs. Oaks selbst nicht mit Sicherheit beantworten.

»Was mir bei ihr am meisten Sorge macht«, antwortete sie ausweichend, »ist dieser Kerl, der Wade. Er treibt sich ständig hier in der Nähe herum. Nur weiß ich nicht, ob er hinter dem Mädchen her ist oder sonst was vorhat. Man kann nie wissen, was so ein Greifer für Absichten hat.«

»Inspektor Wade?« Mr. Lane strich sich übers Kinn. »Ein geschickter Mann, nicht wahr?«

Mrs. Oaks verzog verächtlich das Gesicht.

»Wenn man Sie reden hört, sind alle furchtbar geschickt! Nein, und außerdem habe ich gehört, daß sie ihn neulich beinah' gekriegt hätten, ich meine die Gummibrüder. Hätten sie es doch getan!«

Lane lachte leise.

»Die Gummibrüder scheinen recht fleißig zu sein. Wer steckt eigentlich dahinter?«

»Von denen weiß ich gar nichts«, erklärte sie entschieden. »Ich kümmere mich nur um meine eigenen Angelegenheiten. Es macht schon Mühe genug, sich selbst durchs Leben zu schlagen. Warum sollte man sich den Kopf über andere Leute zerbrechen? Und die Hälfte von allem ist ja doch von den Zeitungsschreibern zusammengelogenes Zeug.«

»Na, und nun zum Geschäft, Mutter Oaks!«

»Ich muß erst sehen, was das Mädchen macht.«

Sie erhob sich und verließ das Zimmer. Kurz darauf kam sie zurück, verschloß die Tür, ging zum Kamin und schlug den Teppich ein Stück weit übereinander. Mit einem Haken hob sie eines der Parkettvierecke heraus. Der Hohlraum darunter mußte um einiges größer sein als die Öffnung, denn nach und nach kamen ein halbes Dutzend kleiner Säckchen zum Vorschein. Mr. Lane legte sie auf den Tisch vor dem Fenster und schnürte sie auf.

»Nicht viel wert«, sagte er und schob eine Reihe von Gegenständen beiseite – billige Ohringe, Broschen und Ketten aus minderwertigem Gold.

In einem andern Säckchen fanden sich einige gute Stücke, ein zehnkarätiger Smaragd, ein Ring mit einem quadratischen Diamanten, eine Halskette, ein Anhänger und fünf ziemlich große Perlen, die er sich besonders interessiert besah.

»Wahrscheinlich riß die Schnur, als sie den Besitzer wechselten?«

Sie schüttelte abwehrend den Kopf und preßte ihre dünnen Lippen zusammen.

»Ich frage nie. Ich weiß nicht, woher sie kommen. Wenn mir ein Gelegenheitskauf angeboten wird, greife ich zu. Ich sage mir immer: Wer viel fragt, bekommt viele Antworten. Und meistens sind es Lügen.«

Er untersuchte eine der Perlen mit der Lupe.

»Die werfen Sie besser ins Feuer.« Er hielt ihr die Perle hin. »Sie ist gezeichnet und würde überall erkannt werden. Das ist das Risiko nicht wert.«

Gehorsam warf sie das Kleinod, das sechs- bis siebenhundert Pfund wert sein mochte, ins Kaminfeuer. Nie widersprach sie einem Rat Mr. Lanes, denn sie wußte, daß er fast immer recht hatte.

Er traf seine Auswahl, steckte die auserwählten Schmuckstücke in die Tasche und gab ihr den Rest zurück.

»Das Gold ist nicht viel wert – lohnt sich kaum, es einzuschmelzen. Ich würde das Zeug ins Wasser werfen.«

Mrs. Oaks seufzte.

»So eine Verschwendung –«, klagte sie, »aber Sie müssen es ja wissen . . .« Sie fuhr hoch.

Ein scharfes Klopfen an der Tür.

»Wer ist da?«

»Ich möchte mal ein paar Worte mit Ihnen sprechen, Mrs. Oaks!«

Es war John Wades Stimme.

Kein Muskel bewegte sich in ihrem starren Gesicht.

»Wer sind Sie überhaupt?«

»Inspektor Wade.«

»Einen Augenblick.«

Schnell raffte sie die Säckchen zusammen, warf sie in den Hohlraum, setzte das Parkettstück ein und zog den Teppich darüber. Raggit Lane hatte inzwischen den großen Garderobeschränk in der Ecke geöffnet. Er stieg hinein und zog die Tür hinter sich zu.

Mrs. Oaks warf noch einen Blick auf das lodernde Kaminfeuer, stocherte mit dem Feuerhaken nach einem rotglühenden Kügelchen, das einmal eine kostbare Perle gewesen war, und schloß die Wohnzimmertür auf.

»Kommen Sie 'rein, Wade!«

Der Inspektor trat ein und blickte prüfend um sich.

»Tut mir leid, daß ich Ihre Gebetsversammlung stören mußte.«

»Ich habe meine Strümpfe gewechselt, wenn Sie es durchaus wissen müssen«, gab sie bissig zurück.

»Aber Lady Godiva, wie könnte ich je so etwas Intimes wissen wollen!« Er schnupperte. »Sie haben wohl heimlich ein paar Züge geraucht? Pfui – wie kann man nur so leichtsinnig sein, in Ihrem Alter!«

Mrs. Oaks unterdrückte eine wütende Antwort.

»Was wollen Sie eigentlich?«

Wade blickte bewundernd im Zimmer umher.

»Ein reizender Wohnraum. Der Salon Euer Gnaden? Und ägyptische Zigaretten rauchen Sie auch? Das ist schlecht fürs Herz, Kindern.«

»Was wollen Sie?«

Zu ihrer Bestürzung bemerkte sie, wie seine Augen am Garderobeschränk hängenblieben.

»Ich wollte Sie etwas fragen, aber ich glaube, ich bin gerade im unpassenden Augenblick gekommen. War eigentlich eine ziemlich un-

wichtige Frage, hat gar nichts mit meinem Beruf zu tun – aber ich will nicht länger stören.«

Er wandte sich zur Tür. Bevor er sie öffnete, sah er mit einem strahlenden Lächeln zu ihr zurück.

»Ich fürchte, Ihr Herzjunge wird ersticken, wenn Sie ihn nicht bald 'rauslassen!«

Behutsam schloß er die Tür hinter sich. Sie eilte ihm bis zur Haustür nach. Aber den schlimmsten Spott hatte er sich bis zuletzt aufgespart. Er beugte sich vor und flüsterte ihr ins Ohr:

»Keine Sorge, ich werde Golly nichts erzählen!«

Bevor sie ihre Wut entladen konnte, war er verschwunden.

»Kommen Sie heraus, Mr. Lane!« rief sie erregt, als sie ins Zimmer zurückkehrte. »Es war bloß dieser verdammte Blaue von der Flußpolizei.«

Mr. Lane tauchte aus dem Schrank auf und strich sich das zerzauste Haar glatt. Er schien mehr besorgt als ärgerlich zu sein.

»Er wußte, daß ich ... Weiß er, wer ich bin?«

»Keine Ahnung«, zischte sie. »Aber eines schönen Morgens, und es wird gar nicht mehr so lange dauern, wird man den Kerl mit eingeschlagenem Kopf aus dem Fluß fischen. An dem Tag will ich, seit fünfundzwanzig Jahren zum erstenmal, wieder in die Kirche gehen.«

»Wade – hm ...« Lane sah nachdenklich vor sich hin und begann auf einmal seine Taschen zu leeren.

»Packen Sie alles wieder weg, ich nehme es ein andermal mit.«

»Aber es ist ja – keine Gefahr mehr ...« stotterte Mrs. Oaks.

Raggit Lane lächelte.

»Es hat keinen Zweck, sich unnötig Gefahren auszusetzen, schicken Sie es mir ... Sie wissen ja, wohin – ich werde es schon richtig bekommen.«

Er brachte seine Krawatte in Ordnung, holte Hut und Mantel aus dem Schrank und machte sich auf den Weg. Langsam ging er zur nahegelegenen Hauptstraße, wo ein Taxi auf ihn wartete. Einige Male blickte er zurück, konnte aber nichts Verdächtiges entdecken. Als der Wagen schon durch die belebten Straßen der inneren Stadt fuhr, konnte er sich immer noch nicht des beunruhigenden Gefühls erwehren, daß man ihm folgte.

Am gleichen Nachmittag hatte John Wade in Scotland Yard zu tun.

»Ist Ihnen vielleicht ein Kavalier bekannt, dunkle Gesichtsfarbe, der wie ein Blumenladen riecht und wie ein Herzog angezogen ist?« fragte er Inspektor Elk, der eine enorme Erfahrung besaß und beruflich über den weitaus größten »Bekanntenkreis« verfügte.

»Das paßt auf viele«, antwortete Elk. »Ich kann den Wahnsinn mit Parfüms überhaupt nicht begreifen. Da habe ich zum Beispiel einen Schwager ...«

Doch Wade unterbrach ihn energisch, um nicht in den Sog von Elks familiären Enthüllungen zu geraten. Er zog rasch ein Blatt Papier aus der Tasche, und da er ein leidliches Zeichentalent besaß, warf er in wenigen Strichen ein ziemlich treffendes Bild von Mr. Raggit Lane hin.

Elk betrachtete die Zeichnung und kratzte sich hinter dem Ohr. »Kenne ich nicht. Wie heißt er denn?«

»Das wollte ich eben von Ihnen erfahren. Ich habe ihn heute zum erstenmal gesehen – ich hatte im »Mecca« zu tun und sah ihn mit der alten Oaks in einem Taxi ankommen. Sie war so freundlich zu ihm, daß ich mir sagte, an dem Kerl könne nichts Gutes sein.«

Mr. Elk schloß seufzend die Augen.

»Ein Freund von Mutter Oaks zu sein ist doch noch kein Verbrechen! – Haben Sie vielleicht eine Zigarette bei sich? Ihr jungen Leute raucht zuviel – sehen Sie mal, da ist mein Schwager ...«

»Der war es bestimmt nicht!« rief Wade und riß aus.

Der Rest des Tages stand zu seiner freien Verfügung, und er verbrachte ihn auf seine eigene Weise. Er liebte seinen Beruf und dachte im Grunde dauernd nur an Dinge, die mit seiner Tätigkeit zusammenhingen. Seine liebste Beschäftigung an freien Tagen war es, durchs Westend zu schlendern, die vorbeiströmenden Menschen zu beobachten, ihre Gesichter, Bewegungen, Eigenarten, und auf ihre Unterhaltungen zu hören. Er sammelte diese Beobachtungen wie ein anderer Briefmarken.

Gegen Abend begann es zu regnen, es wurde kalt und unbehaglich, und er suchte früher als üblich ein kleines Restaurant in Soho auf, wo er öfters speiste. Er liebte es, lange beim Essen zu sitzen, über die Vorfälle des Tages nachzudenken und die Gäste zu studieren. An diesem Abend war das Lokal noch wenig besucht. Gelangweilt beendete er die Mahlzeit und stand schon um acht Uhr wieder auf der Straße.

Der Regen hatte aufgehört. Zielloos bummelte er durch die Shaftesbury Avenue, um sich langsam auf den Heimweg nach Wapping zu machen, wo er ein kleines Häuschen besaß.

An der Ecke Leicester Square gab es ein mondänes Restaurant, das seit neuestem bei Feinschmeckern hoch im Kurs stand. Vor dem Eingang hielt gerade eine große Limousine. John Wade blieb stehen, nicht aus Neugierde, sondern weil er die Gäste, denen der Portier aus dem Wagen half, vorbeigehen lassen wollte.

Ein großer, breitschultriger Mann stieg zuerst aus. Er hatte kein einziges Haar auf seinem riesigen Schädel, sein Gesicht war mit tausend Runzeln durchfurcht.

»Komm, mein Schatz!« rief er ungeduldig mit einer tiefen, dröhnenden Stimme.

Der alte Herr streckte seine Hand in den Wagen und half seiner Begleiterin beim Aussteigen. Sie war ganz in Weiß – der Mantel aus Silberbrokat mit Hermelinverbrämung, die Gestalt schlank, jugendlich, von den blonden Locken bis zu den zierlichen Füßen in Silberschuhen die verkörperte Anmut. Als sie die Stufen zum Restaurant hinaufging, drehte sie den Kopf einen Moment zur Seite, und John Wade sah ihr Gesicht. Sie hatte ihn nicht bemerkt. Betroffen starrte er ihr nach. Es war Lila Smith!

Die beiden verschwanden im Eingang. Wade folgte ihnen, nachdem er sich gefaßt hatte, und suchte den Portier auf.

»War das nicht Oberst Martin, der da eben hineinging?« fragte er.

Der Portier sah ihn mißtrauisch an. Es kam nicht selten vor, daß irgend jemand auf diese Weise die Identität eines Besuchers herausbringen wollte.

»Nein, Sir.«

»Merkwürdig, ich hätte darauf schwören mögen, daß er's war«, sagte Wade und wollte ins Restaurant hineingehen, aber der Portier stellte sich ihm in den Weg.

»Das hier ist nicht das öffentliche Restaurant. Hier sind nur die Privatzimmer und Festsäle. Der Eingang zum Restaurant ist um die Ecke.«

»Na, schön. Dann beantworten Sie mir jetzt gefälligst meine Fragen. Ich bin Polizeiinspektor Wade.«

»Ich erkenne Sie jetzt, Mr. Wade, ich habe Ihr Gesicht in den Zeitungen gesehen. Sie werden aber verstehen, daß ich nicht Fragen beantworten kann ...«

»Schon gut. Wer war der Herr, der eben hineinging?«

»Ich habe keine Ahnung, Sir. Er und die junge Dame essen einmal

im Jahr hier, nicht öfter. Das letztemal, als ich sie sah, war sie noch fast ein Kind. Ich glaube, er muß ihr Vater sein. Der Oberkellner erzählte mir, der Herr sei Offizier in der indischen Armee und komme nur einmal im Jahr nach London.«

»Er kommt also immer mit der jungen Dame hierher?«

»Ich habe sie nur zusammen gesehen.«

»Ist sie immer so elegant gekleidet?«

»Ja, Sir, immer. Eine feine junge Dame – kommt wohl aus einem vornehmen Pensionat.«

Wade überlegte.

»Welches Zimmer haben die beiden?«

»Nummer achtzehn ... Warten Sie, ich kann Ihnen den Namen verschaffen, Sir, er muß ja im Bestellbuch stehen.« Nach einigen Minuten war er zurück. »Brown – Mr. Brown. Ein reicher Mann, sagt der Ober. Stimmt etwas mit ihm nicht?« fragte er besorgt.

Es kam gelegentlich vor, daß Leute bei Lydbroke speisten, mit denen nicht alles stimmte.

»Möchte ich nicht behaupten«, erwiderte Wade. »Aber sagen Sie, gibt es keine Möglichkeit, daß man sie mal einen Augenblick beobachten könnte? Ich will aber nicht erst den Oberkellner ins Vertrauen ziehen und wünsche überhaupt nicht, daß darüber geredet wird.«

»Ja – Nummer neunzehn ist frei. Da können Sie 'reingehen, Mr. Wade. Dem Ober sage ich, falls er fragt, daß Sie ein paar Zeilen schreiben wollen. Nur um eines muß ich Sie bitten, Sir – ich habe keine Ahnung, was Sie vorhaben, verstehen Sie? Sonst verliere ich bestimmt meinen Posten.«

Während John Wade den Mann beruhigte, erschien eine schwankende Gestalt im Abendanzug unter der hellen Bogenlampe des Eingangs – ein dicker junger Mann mit rundem, rotem Gesicht und rötlichem Schnurrbart.

»He, Sie – Sie ... Verdammt hübsches Kind! Reizende Puppe! Wer – war das, Bennet?«

»Ich kenne die Herrschaften nicht, Mylord.«

Der junge Mann mit dem aufgedunsenen Gesicht und den Riesen Händen war schwer betrunken. Wade streifte ihn mit einem Blick und stieg rasch die teppichbelegte Treppe zum ersten Stock hinauf. Als er oben ankam, betrat gerade ein Kellner Nummer achtzehn, der aber keine Notiz von ihm nahm. Wade öffnete die Tür von Nummer neunzehn, trat ein und schloß hinter sich ab. Es war ein elegant möblierter Raum mit einer Verbindungstür zu Nummer achtzehn. Aus dem Nebenzimmer war kein Laut zu hören. Mit größter Vor-

sicht öffnete er die Tür. Dahinter lag noch eine zweite. Jetzt vernahm er Gemurmel, die tiefe Stimme des Mannes und die weich schwingende Lilas.

Das also hatte sie mit ihren ›Träumen‹ gemeint! Einmal im Jahr, ein modernes Aschenbrödel, schüttelte sie ihre alten, schäbigen Kleider ab, schlüpfte in eleganten, köstlichen Festtagsstaat, verbrachte ein paar Stunden mit diesem alten Mann in einer fremden Welt.

Und diese Verwandlung mußte einiges an Zeit und Vorbereitungen gekostet haben. Nur ein Friseur konnte den blonden Locken Lilas diese kunstvolle Natürlichkeit verleihen. Besorgungen, Anprobieren, vielleicht wochenlange Vorbereitungen – all dies in größter Heimlichkeit unter ›Mutters‹ Aufsicht. Lila hatte bestimmt nicht gewußt, daß sie an diesem Abend ausgehen würde – darauf konnte er schwören. Sonst wäre sie heute morgen aufgeregter gewesen.

Wieder versuchte er, etwas von dem Gespräch im Nebenzimmer zu hören, legte das Ohr an die Türfüllung, ans Schlüsselloch – vergeblich. Er drehte das Licht aus und sah nun, daß unten zwischen Schwelle und Türkante ein Zwischenraum, ein kleiner Spalt war. Er legte sich lang vor die Türe hin, und endlich drangen einige Worte zu ihm.

Der alte Herr sagte etwas über Erziehung und Frankreich, einmal fiel der Name Konstantinopel, und er schien dem Mädchen diese Stadt zu beschreiben. Im allgemeinen plätscherte das Gespräch träge dahin. Wenn sich die Tür vom Korridor her öffnete und der Kellner eintrat, schwiegen sie. Nichts wurde erwähnt, was auf ihre gegenseitigen Beziehungen hätte hindeuten können, und Lila sprach ihren Begleiter ständig mit ›Mr. Brown‹ an. Schließlich glaubte Wade zu verstehen, wie er die Rechnung verlangte.

Als die große Limousine vor dem Restaurant vorfuhr und die beiden herauskamen, saß Wade bereits wartend in einem Tãxi auf der anderen Straßenseite. ›Mr. Brown‹ blieb nur einen Augenblick stehen, um dem Portier ein Trinkgeld in die Hand zu drücken, dann fuhr der Wagen schnell davon.

Wades Taxi verfolgte die Limousine durch die jetzt leeren Straßen der City, an Aldgate vorbei, die Mile End Road hinunter. Kurz vor Wapping bog das Auto in eine Nebenstraße ein, hielt an und fuhr gleich weiter. Wade hatte an der Ecke ebenfalls anhalten lassen, er sprang hinaus und sah gerade noch, wie Lila in ein Haus verschwand. Langsam und vorsichtig ging er darauf zu.

Ein kleines, zweistöckiges Gebäude; alle Fenster dunkel. Wade näherte sich schon dem Vorgarten, als ein zweites Taxi in die Straße einbog. Er überquerte eilig die Straße und versteckte sich in der gegen-

überliegenden Toreinfahrt, von wo er das Haus beobachten konnte. Das Taxi hielt vor der Gartentür.

Kaum fünf Minuten später öffnete sich die Haustür. Lila kam in Begleitung einer Frau heraus. Sie trug einen schwarzen Regenmantel. Vermutlich hatte sie wieder ihre Aschenbrödelkleidung angezogen. Auch wenn nicht die kreischende Stimme, die dem Taxifahrer Anweisungen gab, gewesen wäre, hätte Wade ohne Schwierigkeit Mutter Oaks an der Figur erkannt. Er wartete, bis der Wagen verschwunden war, ging dann über die Straße, durch den Vorgarten, zur Haustür. Er drückte auf den Klingelknopf, hörte das Läuten im Innern des Hauses. Niemand öffnete. Alle Fenster an der Vorderfront waren fest verschlossen, dagegen fand er das Küchenfenster nur angelehnt.

Wade wußte genau, daß er kein Recht hatte, in dieses Haus einzudringen. Im Augenblick störte ihn dieser Gedanke aber nicht im geringsten. Die Küche schien monatelang nicht benützt worden zu sein. Er leuchtete den Gang ab. Von dem dicken Teppich wirbelten, als er darüber ging, Staubwolken auf. An den Wänden hingen billige Radierungen.

Eine Tür führte in ein Hinterzimmer mit einem Eisenbett und verstaubter Steppdecke. In den vorderen Zimmern waren die Jalousien herabgelassen. Alle Möbel befanden sich im Zustand größter Vernachlässigung. Offensichtlich waren diese Räume seit langer Zeit nicht betreten worden.

Langsam stieg er die Treppe hinauf in den ersten Stock und kam auf einen geräumigen Vorplatz mit drei Türen. Die eine führte in ein Badezimmer, aus dem ihm der Duft eines zarten Parfüms entgegenschlug. Der Fußboden war sauber, verschiedene noch feuchte Handtücher hingen über einer Stuhllehne. Der große Spiegel war blankgeputzt. Auf dem Tischchen davor lagen eine vergessene Puderquaste, ein Lippenstift, eine Tüte mit Badesalz. Die Seife im Behälter war von bester Qualität. Hier also hatte Aschenbrödel seine Verwandlung vollzogen.

Im vorderen, ebenfalls blitzsauberen Zimmer lagen auf dem Bett das Kleid, das Lila getragen hatte, und die Silberschuhe. Die Seidenstrümpfe entdeckte er nirgends; die mußte sie anbehalten haben, als sie wegfuhr.

Er durchsuchte das Zimmer genau. Die Fenster waren mit dickem Filz überzogen, so daß nicht der geringste Lichtschein durchdringen konnte. Nahe beim Bett, das in einem Alkoven stand, befand sich ein tiefer Wandschrank, der verschlossen war. Außer einem Tisch, zwei Stühlen, einem Spiegel gab es keine anderen Möbelstücke hier.

Das dritte Zimmer war genauso verwahrlost wie die Räume im Erdgeschoß. Wade ging langsam die Treppe hinunter. Das Haus war ihm ein Rätsel. Konnte man annehmen, daß Brown oder Mutter Oaks oder irgendwer sonst dieses Haus ein ganzes Jahr lang leerstehen ließ, nur um einen Ort zu haben, an dem Lila ihre Toilette wechseln konnte?

Als er unten an der Treppe ankam, hörte er, wie sich ein Schlüssel in der Haustür drehte. Geräuschlos schlüpfte er in die Küche und wartete. Die Haustür ging auf, schloß sich wieder. Flüsternde Stimmen – die Besucher verzogen sich ins Hinterzimmer. Wade sah einen gelben Lichtschimmer auf der Schwelle. Ein eigenartiger Geruch, wie Sandelholz und Moschus, drang zu ihm. Noch bevor er das unverständliche Kauderwelsch hörte, wußte er, daß es sich um Chinesen handelte. Er schlich näher und konnte zwei Männerstimmen unterscheiden, die eine sprach in drohendem, die andere in flehendem Ton.

Da ging von neuem die Haustür, ein dritter Mann kam herein. Wade hatte sich wieder in die Küche zurückgezogen. Das Gesicht des Neuen konnte er nicht sehen, doch war es bestimmt ein Europäer. Die beiden Chinesen kamen in den Gang hinaus. Wenig später verließen alle drei das Haus und schlossen hinter sich ab.

Sie waren kaum hundert Schritte weit gekommen, als Wade schon ihre Fährte aufnahm. Sie schritten rasch aus, bis sie zu einem der großen Speicher am Flußufer kamen. Dort blieben sie eine Weile stehen, sprachen lebhaft miteinander, bis sich einer von ihnen auf den Steinstufen, die zum Fluß hinunterführten, niederließ. Er schien auf etwas zu warten, denn die beiden anderen gingen weiter und waren bald im Dunkel der nächsten Querstraße verschwunden.

John Wade war im Zwiespalt. Hatten sie gemerkt, daß er ihnen folgte, und Verdacht geschöpft? War der Mann zurückgeblieben, um ihn aufzuhalten? Langsam schlich er näher. Es war einer der Chinesen – regungslos saß er gegen die Mauer gelehnt. Kurz zuvor hatte es leicht geregnet, die feuchten Steinplatten glänzten im ungewissen Schein der schaukelnden Straßenlaternen, schienen aber dort, wo der Chineser saß, stärker, dunkler zu schimmern – rötlich ... In drei kleinen Rinnalen lief Blut die Stufen hinab.

John Wades Signalpfeife schrillte durch die Nacht. Ein Schutzmann kam angeeilt. Er hatte niemand gesehen. Wenige Minuten später durchsuchten ein Dutzend Beamte die Nachbarschaft, aber von den beiden Männern wurde keine Spur gefunden.

Spät in der Nacht erstattete Inspektor Wade persönlich im Präsidium Bericht.

»In seiner Bluse fanden wir sechs Unzen Platin. Es waren meistens Fassungen, ich nehme an, sie stammen von einem Einbruch. Über die Person ließ sich nichts feststellen. Fingerabdrücke sind genommen worden. Ich habe einen maßgebenden Mann aus der Chinesenkolonie vernommen, der ihn aber nicht erkannt hat.«

Mitternacht war vorüber, als John Wade im »Mecca«, diesmal in Begleitung, erschien. Golly saß in Hemdsärmeln auf einem Tisch im Gastzimmer und rauchte eine kurze, schmierige Tonpfeife.

»Mutter schläft wohl schon?« fragte Wade.

»Sie war heute abend aus.«

»Weiß ich sehr gut – darum will ich ja mit ihr sprechen.«

Golly sprang mit einem gehässigen Blick vom Tisch und führte ihn in Mutter Oaks' Zimmer.

»Was soll das bedeuten?« fragte sie scharf.

»Was das bedeuten soll? Vorläufig – Mord.«

Angst und Erstaunen zeigten sich in ihrem Gesicht.

»Mord?« wiederholte sie ungläubig.

»Ein Chinese ist heute abend von einem oder zwei Männern ermordet worden. Sie verließen kurz vor dem Mord ein kleines Haus in der Langras Road – das gleiche Haus, in dem Sie sich heute abend mit Lila ebenfalls aufgehalten haben.«

Ihre Überraschung war echt, aber doch nicht so groß, wie er erwartet hätte.

»Das stimmt schon, ich war heute abend in dem Haus in der Langras Road. Es gehört meiner Schwägerin; seit Jahren versuchen wir schon, es zu vermieten.«

»Sie haben Lila hingebracht?«

»Habe ich das Gegenteil behauptet? Ich habe sie hingebracht, damit sie sich umziehen konnte. Sie hatte eine Verabredung – mit ihrem Vater. Sie wollen wohl wissen, wer das ist? Aber damit werden Sie kein Glück haben, Sie ...«

Wade zog drohend die Brauen zusammen.

»Etwas höflicher, Mrs. Oaks, wenn ich bitten darf! Wenn Sie mit dem Mord in Verbindung gebracht zu werden wünschen, können Sie ruhig unverschämt werden. Ich drohe Ihnen nicht, aber wenn ich von Ihnen nicht erfahre, was ich hören muß, nehme ich Sie mit zur Wache. Ist Ihnen das klar?«

Ihre Augen blitzten ihn wütend an, aber ihre Stimme klang sanft und verbindlich.

»Entschuldigen Sie, Mr. Wade, aber Sie begreifen doch, daß ich etwas aufgeregt bin.«

»Wußten Sie, daß in dem Haus Chinesen ein und aus gehen?«

»Woher sollte ich das wissen? Ich gehe nur alle zwei, drei Monate hin, um sauberzumachen – ich und Lila.«

»Wer ist Lilas Vater?«

»Ich werde mich hüten, einen Skandal heraufzubeschwören. Sie verstehen doch gewiß, was ich meine? Der Herr ist nämlich verheiratet.«

»Weiß Lila das?«

»Nein, sie hat keine Ahnung, sie glaubt, daß er ein Freund ihrer Familie war und sich für sie interessiert. Er zahlt ihren Unterhalt, und wenn er in London ist, schickt er mir das Geld, damit ich ihr die nötigen Kleider besorgen kann, wenn er mit ihr essen geht.«

»Ist er Engländer?«

»Amerikaner.« Die Antwort kam etwas zu schnell. »Er lebt in Long Island oder New York oder da in der Nähe – ein reicher Amerikaner. – Chinesen, sagen Sie? Mr. Wade, ich kann einen Eid darauf leisten, daß ich nie Chinesen in dem Haus gesehen habe. Wenn heute wirklich Chinesen dort waren, dann hatte ich bestimmt keine Ahnung davon. Das können Sie mir glauben – vor den Gelben habe ich überhaupt Angst. Sie werden doch das arme Kind nicht auch noch aufregen und in ein Kreuzverhör nehmen? Sie ist gerade erst zu Bett gegangen.«

»Wieviel Schlüssel existieren für das Haus?«

»Ich habe nur einen.«

»Und der ist ständig in Ihrem Besitz?«

»Ja. – Was für einen Zweck könnte es haben, mit dem Mädchen zu sprechen?« Sie schien mehr als bereit zu sein, ihm alle gewünschten Informationen zu geben, wenn er bloß gerade darauf nicht bestand.

»Hat Mr. Brown einen Schlüssel zum Haus?«

Sie fuhr zusammen, als sie den Namen hörte.

»Soviel ich weiß, hat er keinen Schlüssel – ich wüßte auch nicht, warum er einen haben sollte. Ich sprach nie mit ihm über das Haus in Langras Road.«

»Zeigen Sie mir mal die Schlüssel, die Sie haben.«

Sie suchte in der Handtasche, die auf dem Tisch lag, und zog einen Ring heraus, an dem ein Schlüssel hing.

Wade sah sie durchdringend an.

»Und der Schlüssel zum Wandschrank?«

Er sah die Bestürzung in ihren Augen.

»Wandschrank? Was für ein Wandschrank?«

»In dem Schlafzimmer, in dem Lila sich umgezogen hat, ist ein eingebauter Schrank.«

»Davon weiß ich nichts. Ich habe nur diesen einen Schlüssel.«

»Dann, befürchte ich, werden wir den Wandschrank aufbrechen müssen.«

»Befürchte ich auch«, sagte sie kühl. Sie hatte sich wieder völlig in der Gewalt. Aber plötzlich stieß sie hervor: »Was willst du hier?«

Wade blickte zur Tür. Dort stand Lila, in einen alten Kimono gehüllt. Das immer noch elegant frisierte Haar stand in merkwürdigem Gegensatz zu ihrem Aufzug. Verwirrt sah sie von Mutter Oaks zum Inspektor.

»Ich – ich dachte ... Du sagtest doch, ich sollte mir noch Milch holen.«

»Mach, daß du 'rauskommst!« fuhr sie Mrs. Oaks barsch an und wartete unter der Tür, bis sie oben war.

»Geben Sie mir den richtigen Namen und die Adresse von Lilas Vater!« bohrte Wade weiter.

»Das kann ich nicht. Ich weiß es nicht, ich habe es Ihnen schon gesagt. Sie wissen genausoviel wie ich. Ich habe keine Ahnung, wo er wohnt. Gewöhnlich bekomme ich ein Telegramm von ihm, wenn er Lila sehen will.«

»Und Sie sagen, daß er das Haus in Langras Road nicht kennt? Wo trifft er sich mit ihr?«

»Ein Mietwagen kommt hierher, ich begleite sie bis zum St.-Pauls-Friedhof, wenn Sie es genau wissen wollen, steige dort aus, und er fährt mit ihr weiter.«

»Aber hat er sie nicht in die Langras Road zurückgebracht? Sie verwickeln sich in Widersprüche, Mrs. Oaks!«

In einem Punkt blieb sie dennoch fest: Der geheimnisvolle Mr. Brown hatte das Haus in der Langras Road nie betreten.

John fuhr von neuem dorthin und durchsuchte das Haus von oben bis unten. Eine Notwendigkeit, seine Anwesenheit zu verheimlichen, lag jetzt nicht mehr vor.

Auf eine Überraschung stieß er in dem Zimmer, in dem Lila sich umgekleidet hatte. Der Wandschrank war offen und – leer. Jemand mußte das Haus betreten haben, nachdem er es verlassen hatte. Auf dem Fußboden sah er Spuren nasser Sohlen, und einer der Stühle fühlte sich noch feucht an. In der Nähe von Wapping hatte es stark

geregnet. Ein heftiger Schauer war gleich nach der Entdeckung des Mordes niedergegangen. Der Europäer hatte einen langen Regenschirm getragen, der zweite Chinese dagegen nur eine Bluse.

Bei dem Toten hatte man außer dem Platin noch einen Streifen Papier mit chinesischen Schriftzeichen gefunden, die aber erst entziffert werden konnten, als man einen Kaufmann von der chinesischen Kolonie zuzog.

Später auf der Wache brachte der Sergeant die Übersetzung.

»Nichts Besonderes«, meinte er dazu, »es ist nur eine Anweisung, wie man schnellstens zur Polizeiwache kommt.«

John Wade las die wenigen Zeilen.

»Möchte wissen, was das bedeuten soll!«

»Vielleicht verpfeifen?«

»Sieht beinah so aus.«

Er ging an seinen Schreibtisch, auf dem die verbogenen Platinfassungen lagen, die man bei dem toten Chinesen gefunden hatte. Darunter befand sich auch ein abgenutzter goldener Siegelring. Das Wappen war nur noch mit Mühe zu erkennen – ein Tempel, vor dem eine Gestalt in klassischem Gewand kniete. Mit der Lupe ließen sich im Innern des Ringes die Worte ›Lil ihrem Harry‹ entziffern.

Das kleine Büro hatte zwei Türen, eine zur danebenliegenden Wachstube, und eine, die direkt auf den Hof der Polizeiwache hinausführte. Der Schreibtisch stand vor dem vergitterten Fenster. Beide, der Inspektor und der Sergeant, beugten sich über den Schreibtisch, als sie einen kalten Luftzug verspürten. Wade wandte den Kopf. Was er sah, ließ ihn mit einem Ruck herumfahren.

»Keine Bewegung!« Gedämpft klang die Stimme unter der Gummimaske hervor. »Ein einziger Laut – und ihr könnt in der Hölle weiterreden!«

Zwei Männer standen im Zimmer, der eine vor der Tür zum Hof, der andere dicht hinter ihnen. Sie trugen grobe, schwarze Monteuranzüge, Schuhe mit dicken Gummisohlen und enganliegende rote Gummihandschuhe. Zwei schwerkalibrige Revolver richteten sich auf die beiden Beamten.

Der Mann an der Tür kam langsam auf sie zu.

»Hände hoch! Zurück an die Wand! Eine Bewegung – und ...« Bedeutungsvoll schwenkte er die Waffe.

Wade und der Sergeant gehorchten.

Mit zwei Schritten stand der andere Maskierte vor dem Schreibtisch, musterte kurz die darauf liegenden Gegenstände und nahm einen an sich.

John Wade war kein Narr. Er war unbewaffnet, sein Revolver lag im Schubfach des Schreibtischs, und er zweifelte nicht im geringsten, daß die kleinste Bewegung nicht nur seinen eigenen, sondern auch den Tod des Sergeanten verursachen würde.

Die beiden Gestalten zogen sich, rückwärts gehend, rasch und geräuschlos zurück. In wenigen Sekunden waren sie durch die Hoftür, die sie hinter sich schlossen, verschwunden.

Wade stürzte zum Schreibtisch, riß den Revolver heraus, rannte, den direkteren Weg nehmend, durch die Wachstube auf die Straße. Vor sich sah er die zwei fliehenden Gestalten, bemerkte aber nicht das langsam fahrende Auto, in das sie überraschend hineinsprangen, worauf der Wagen mit enormer Geschwindigkeit die menschenleere Straße hinunterjagte. Der Inspektor eilte in die Wache zurück, wo der Sergeant schon Alarm gegeben hatte.

»Wir holen sie doch nicht mehr ein«, entschied Wade. »Sofort sämtliche Reviere benachrichtigen!«

Mit einem Blick sah er, was die Banditen gesucht und – gefunden hatten. Der Siegelring war verschwunden. Jetzt glaubte er auch den Anlaß zur Ermordung des Chinesen zu erkennen – da er seine Kumpane verraten wollte, hatte er die Fassung als Beweismaterial an sich genommen, und mit dem Ring hätte möglicherweise die Identität eines führenden Mitglieds der Bande bewiesen werden können. Die Gummibrüder würden sich dem Risiko eines Überfalls auf die Polizeiwache nie ausgesetzt haben, wenn der Ring nicht von größter Bedeutung für sie gewesen wäre.

Am nächsten Morgen führte die Polizei eine großangelegte Razzia durch. Jeder irgendwie verdächtige Chinese wurde verhaftet und verhört. Lokale, die die Polizei sonst aus taktischen Gründen unbehelligt ließ, wurden durchsucht. Die ganze, lange Hafenfront, die chinesischen Logierhäuser und Versammlungslokale wurden durchgesiebt – ohne den geringsten Erfolg.

Mutter Oaks war zweimal ins Präsidium geladen und dort verhört worden, ohne daß irgendeine Aufklärung von ihr zu erhalten gewesen wäre. Vor einiger Zeit hatte das Ministerium eine Verordnung herausgegeben, die den Polizeibeamten äußerste Zurückhaltung bei Verhaftungen und Verhören empfahl. Wade war allerdings davon überzeugt, daß selbst die Schrecken der spanischen Inquisition Mutter Oaks nicht zum Reden gebracht hätten.

Nach ihrem zweiten Besuch in Scotland Yard begleitete sie Inspektor Wade die Treppe hinunter.

»Mein Herzblatt«, stichelte er in seiner gewohnten Weise, »machen

Sie doch keine Dummheiten! Warum schütten Sie denn nicht Ihrem lieben, guten, alten Papa Ihr Herz aus?»

Sie kochte vor Wut, aber die Unfähigkeit der Polizei, ihr etwas nachzuweisen, hatte sie nur noch selbstbewußter gemacht.

»Weiter wollen Sie nichts von mir?»

Golly erwartete sie vor dem Präsidium und kam schüchtern auf sie zu.

»Meine arme, verfolgte Frau ...« begann er herzuleiern.

»Du hältst den Mund!« fuhr sie ihn an. »Haben Sie mir noch etwas zu sagen, Mr. Wade?»

»Nichts, meine Süße – erst, wenn ich mal die Gummibrüder in den Fingern habe ...«

»Die Gummibrüder!« unterbrach sie ihn höhnisch. »Sie – und die Gummibrüder fassen! Sogar vor der Polizeiwache machen die nicht halt, holen sich ihren Ring ...« Sie hatte zuviel gesagt, ihre Lippen preßten sich aufeinander, aber es war zu spät.

»Woher wissen Sie das, Mrs. Oaks?« fragte er bedrohlich ruhig. »Wer hat Ihnen die Geschichte von dem Ring erzählt?»

Sie schwieg, und als er hartnäckig wartete, antwortete sie schließlich:

»Es ist ja schon in ganz London bekannt.«

Sie dachte erst, daß sie nun von neuem verhört würde, doch zu ihrer Überraschung und Erleichterung verabschiedete er sich gleich darauf.

»Viel Glück und – schöne Grüße an Ihren Freund im Garderobenschrank!«

Er blinzelte ihr verschmitzt zu. Sie hätte ihn auf der Stelle umbringen können.

Der Zufall wollte es, daß Wade dem »Freund im Garderobenschrank« begegnete, bevor noch vierundzwanzig Stunden vergangen waren.

Der Vorfall in Haymarket ereignete sich am gleichen Tag gegen zehn Uhr abends. Um diese Zeit ist das Westend ziemlich verlassen. Alle Welt ist im Theater, die verlassenen Autos stehen in langen Reihen in den dunklen Seitenstraßen, und der Verkehr auf dem Piccadilly ist so schwach, daß kein Polizist zur Regelung nötig ist. Später, wenn die Theater sich leeren, herrscht dagegen kurze Zeit ein Chaos. Doch um zehn Uhr abends ist es noch ein Paradies für zaghafte Fahrer.

Zwei Männer schlenderten gemächlich Haymarket hinunter und bogen in den St.-James-Square ein. Sie schienen die Frau an der Straßenecke nicht zu bemerken, aber ein Polizist, der hinter ihnen ging, sah, wie die Frau plötzlich einen der Herren am Ärmel packte.

»Ich kenne dich!« schrie sie.

Obschon die Gegend fast unbelebt wirkte, bildete sich im Nu eine kleine Menschenansammlung.

»Nein, ich kenne die Frau nicht«, erklärte der größere der beiden Herren dem Polizisten. »Sie stürzte sich auf mich – aber lassen Sie sie laufen, ich glaube, sie ist betrunken.«

»Ich bin nüchtern, das weißt du ganz genau, Starcy! So heißt du nämlich – Starcy!«

Verzweifelt wehrte sie sich gegen den Polizisten, der sie zurückriß.

»Sie werden wohl doch Anzeige erstatten müssen, Sir.«

Der Angegriffene wäre gerne seiner Wege gegangen, aber das war jetzt nicht mehr möglich.

»Anzeige erstatte ich nicht. Hier ist meine Karte! Ich heiße nicht Starcy. Die Frau habe ich noch nie gesehen.«

Er flüsterte dem Polizisten etwas zu, der den Kopf schüttelte.

»Tut mir leid, Sir, geht nicht!«

Ein dicker Herr mit rotem Gesicht drängte sich durch die Leute. Er war angetrunken. Der Polizist schien ihn zu kennen.

»Guten Abend, Mylord.«

»Was ist hier los? Kleine Prügelei?«

»Nichts Besonderes, Lord Siniford – ein kleiner Streit. An Ihrer Stelle, Sir, würde ich mich da heraushalten.«

Die hagere Frauengestalt mit dem verhärmten Gesicht beugte sich vor und starrte Lord Siniford ins Gesicht.

»Tommy!« rief sie atemlos. »Gut, daß du da bist! Du erinnerst dich doch an Anna, nicht wahr –? Hab' dir immer Kuchen gegeben, weißt du noch, Tommy?«

Der Lord schaute sie entgeistert an.

»Mein Gott –! Es ist Anna . . .«

Die Frau riß sich energisch aus dem Griff des Polizisten los, packte Lord Siniford am Arm und sprach leise auf ihn ein.

»Wie . . . Was sagst du da? – Was hast du gesagt?«

Der Polizist zog die Frau zurück und bahnte sich, sie vor sich herschiebend, einen Weg durch die Menge. Sprachlos starrte ihnen Lord Siniford nach, doch plötzlich lief er ihnen, ohne sich um die Umstehenden zu kümmern, mit einem Fluch nach. Sein Gesicht war sehr blaß geworden, er atmete erregt und schien plötzlich ganz nüchtern zu sein.

Inspektor Wade war an diesem Abend kaum eingeschlafen, als das Telefon läutete und Inspektor Elks melancholische Stimme sich meldete.

»Erinnern Sie sich noch an die Frau, die Sie aus dem Fluß gezogen haben? Die Selbstmörderin, die ...«

»Anna -?« fragte Wade noch halb im Schlaf.

»Anna, ja – heute abend ist sie verhaftet worden, weil sie Kapitän Aikness belästigte. Aikness, falls Sie es nicht wissen sollten, ist der Kapitän des Schiffes »Siegel von Troja«.

»Furchtbar aufregend –«, murmelte Wade, »und Ihrer Ansicht nach genügt das, um mich aus dem ersten Schlaf zu reißen?«

»Geduld, Geduld, mein Lieber. Lord Siniford hat für sie Bürgschaft geleistet – ein Trunkenbold aus der St. James Street. Haben Sie vielleicht dafür Interesse?«

»Ganz enorm.«

»Als die Frau auf der Wache untersucht wurde, fand man an ihrer Hand den bewußten goldenen Siegelring. Sie wollte oder konnte nicht sagen, wo sie ihn her hatte. Schließlich bekam sie hysterische Anfälle, und wir mußten den Polizeiarzt holen.«

John Wade war jetzt wach geworden.

»Lord Siniford -? Bürgschaft geleistet, sagen Sie? Ja, ich habe schon von ihm gehört. Kennt er sie denn – ich meine Anna?«

»Es scheint so – jedenfalls kannte sie ihn, nannte ihn Tommy. Ich hätte Sie ja nicht angerufen, wenn nicht der Ring gewesen wäre.«

»Warum hat man Sinifords Bürgschaft angenommen und sie entlassen?«

»Weil man den Ring erst erkannte, als sie schon weg war. Zufällig fiel dem Sergeanten der Bericht über den Ring ein. Man hat sofort versucht, die Frau in Lord Sinifords Wohnung zu verhaften, aber beide waren verschwunden.«

Wade kannte Lord Siniford nur vom Hörensagen. Er galt als reicher Müßiggänger. Ob er wirklich reich war, wußte niemand. Er lebte in einer teuren Wohnung in der St. James Street und war Mitglied von zwei Klubs, die über die Verhältnisse ihrer Mitglieder nicht zu genaue Erkundigungen einzogen.

Siniford entstammte einer heruntergekommenen Adelsfamilie, die weder Geld noch Grundstücke besaß. Er war mit einer Amerikanerin verheiratet gewesen. Die Ehe wurde geschieden. Von Zeit zu Zeit war sein Name in den Aufsichtsratslisten verschiedener nicht mehr

ganz sicherer Aktiengesellschaften aufgetaucht. Die unzähligen Pfändungen und Arreste, die gegen ihn liefen, hatten ihn zu einem regelmäßigen Besucher des Zivilgerichts werden lassen. Zeitweise war er sogar gezwungen gewesen, seine Nächte auf den Bänken des Themse-Embankments zu verbringen. Dann war er eines Tages plötzlich zu Geld gekommen, niemand wußte wie und woher. Seine Schulden wurden bezahlt, und man nahm allgemein an, daß er wahrscheinlich über kein großes Vermögen verfügte, aber doch ein bedeutendes Einkommen haben müsse. Er wurde in sämtlichen Bars, gelegentlich auch auf den Rennplätzen gesehen.

Als Inspektor Wade die Wohnung in der St. James Street aufsuchte, wollte der Diener keine Auskünfte geben.

»Polizei –? Ach so, Sie sind von der Polizei . . . Es war schon einer hier. Seine Lordschaft kommt und geht sehr unregelmäßig.«

»Besitzt er ein Auto?«

»Ja.«

»Wo hat er seine Garage?«

»Garage? – Ja, natürlich hat er eine, aber ich weiß nicht, wo.«

»Dann überlegen Sie gefälligst mal gründlich!« fuhr ihn Wade an, worauf das Gedächtnis des Dieners tadellos zu funktionieren begann.

John Wade machte sich sogleich auf den Weg zu einer Garage in der Dean Street. Dort erfuhr er, daß der Wagen kurz vor Mitternacht abgeholt worden sei. Als Wade die Garage verlassen wollte, sah er einen kleinen Wagen vor dem Eingang halten. Er erkannte sofort den Betrunkenen von jenem Abend wieder, als Lila Smith mit ihrem geheimnisvollen Begleiter bei Lydrake speiste. Es war Lord Siniford. Wade ging auf ihn zu.

»Ich bin Polizeinspektor Wade . . .«

Lord Siniford blinzelte ihn aus kurzsichtigen Augen an.

»Ach – ich kenne Sie ja, wir sind uns neulich begegnet. Der Portier bei Lydrake erzählte mir, wer Sie sind. Was wünschen Sie?«

»Ich möchte mit der Frau sprechen, für die Sie Bürgschaft geleistet haben.«

»Ach – wirklich?« Er lächelte ironisch. »Da müssen Sie sie eben suchen.«

»Die Frau hat Sie ›Tommy‹ genannt. Kennen Sie sie?«

»Stellen Sie doch nicht so törichte Fragen, mein Lieber!« Siniford schien diesmal völlig nüchtern zu sein.

»Ich will wissen, ob Sie sie kennen!«

»Keine Spur.«

»Dann erklären Sie mir, warum Sie die Bürgschaft geleistet und

warum Sie dem Polizeisergeanten erzählt haben, daß Sie sie seit Jahren kennen!«

»Na – also . . . Ich kenne sie. Sie ist langjährige Dienerin in unserer Familie gewesen, heißt – Anna Smith.«

»Wo haben Sie die Frau hingebracht?«

»Sie bat mich, sie in der Nähe ihrer Wohnung in Camberwell abzusetzen.«

»Brauchen Sie zwei Stunden, um von hier nach Camberwell und zurück zu fahren?«

»Ich verweigere jede Aussage«, erklärte der Lord erregt. »Ich habe sie einfach nach Camberwell gebracht – das muß Ihnen genügen.«

»Die Frau hat auf der Polizei ausgesagt, daß sie in Holloway wohnt. Das ist ziemlich weit weg von Camberwell. Lord Siniford, ich glaube, Sie täten besser daran, wenn Sie mir mitteilen, was Sie über diese Frau wissen. Ich habe besonderen Grund, danach zu fragen. In ihrem Besitz wurde ein Ring gefunden, der gestern nacht aus einer Polizeiwache gestohlen worden ist.«

»Ein Ring?« wiederholte Siniford verblüfft. »Ich weiß nichts von einem Ring. Sie hat mir nichts erzählt . . . Mehr kann ich Ihnen über die Frau nicht sagen. Sie wohnt irgendwo in der Gegend von Camberwell – wenigstens habe ich sie dort hingebracht. Sie soll morgen früh auf dem Polizeigericht erscheinen. Tut sie das nicht, kostet mich der Spaß zehn Pfund.«

»Nehmen wir einmal an, Sie haben die Frau irgendwo hingebracht, wo wir sie nicht finden und nicht verhören können . . .«

»Sie sind verdammt unverschämt!« fuhr Siniford auf. »Ich habe der Frau einen Gefallen tun wollen – hm, christliche Nächstenliebe für eine alte Dienerin unserer Familie, verflucht noch mal! Kann ein anständiger Mensch denn etwas anderes tun? Und jetzt kommen Sie daher und wollen mir erzählen, daß ich eine gewöhnliche Diebin, die Ringe stiehlt, decken will! – Ich werde mich morgen früh beim Polizeipräsidenten beschweren!«

»Darf ich Ihnen gleich seine Telefonnummer geben?« fragte Wade höflich.

Mehr war aus Siniford nicht herauszubekommen, und es blieb abzuwarten, ob Anna Smith am nächsten Morgen zur Verhandlung erscheinen würde.

John Wade war im Gerichtssaal, als ihr Name aufgerufen wurde. Ein Rechtsanwalt, wahrscheinlich im letzten Augenblick von Lord Siniford beauftragt, erhob sich und teilte dem Richter mit, daß es ihm leider nicht gelungen sei, die Frau zu finden.

»Jedenfalls hat er sie aus London herausgebracht«, sagte Wade zu einem Kollegen. »Wissen Sie etwas über Siniford?«

»Nichts weiter, als daß er einer der vielen Tagediebe im Westend ist.«

»Hat er ein Haus auf dem Lande?«

Der Kollege lachte.

»Ha, Landhaus! Bestimmt nicht. Aber da fällt mir ein – früher brachte er sich ständig in Unannehmlichkeiten mit seiner Marotte, kleine möblierte Villen zu mieten und dann, ohne zu zahlen, zu verschwinden. Ich weiß, daß er manchmal zwei, drei Häuser in einem Jahr mietete, ohne einen einzigen Penny zu zahlen. Seit er Geld hat, wird er es damit wohl nicht mehr so halten, aber vielleicht schwärmt er noch immer für den Fluß, es waren nämlich stets und ausschließlich Flußvillen . . . Ich will mich mal erkundigen.«

Aber alle Nachforschungen in dieser Richtung verliefen erfolglos.

Nicht erschienen zur Verhandlung war auch der Kapitän des Schiffes »Siegel von Troja«, der ja formell als Kläger zu gelten hatte. Da sein Schiff vor Anker lag, unterlag der Fall der Strompolizei, also Inspektor Wade. Oft genug hatte er den 5000-Tonnen-Frachter gesehen, der sich von allen anderen Schiffen durch seine Größe und seine zwei Schornsteine unterschied. Gegenwärtig lag er in der Mitte des Stromes und nahm von kleinen Dampfern Ladung, schwere Kisten und Ballen, an Bord.

Gegen drei Uhr nachmittags legte die Polizeibarkasse am Fallreep des Schiffes an, und Wade ging an Deck. Ein dunkelhäutiger Schiffsoffizier, vermutlich Südamerikaner, empfing ihn.

»Kapitän Aikness ist an Land – ich bin zweiter Offizier.«

Wade legitimierte sich und wurde in einen kleinen, aber überraschend luxuriösen Salon geführt – Wände in Mahagoni, bequeme Lederklubsessel, an der Schmalwand ein Kamin.

»Offiziersmesse«, erklärte sein Führer. »Wollen Sie nicht Platz nehmen, Mr. Wade? Wie ich hörte, hat Kapitän Aikness gestern abend eine kleine Unannehmlichkeit gehabt. Eine alte Frau hat ihn belästigt, nicht wahr? Kapitän Aikness meinte, sie wäre nicht ganz normal. Hoffentlich ist sie nicht ins Gefängnis gekommen?«

»Sie konnte nicht verurteilt werden, weil sie nicht zur Verhandlung gekommen ist. Sie ist verschwunden.«

Der Offizier zog die Brauen hoch.

»Wirklich? – Das ist eigentlich ganz gut so. Kapitän Aikness war besorgt deswegen. Ich werde es ihm mitteilen, sobald er zurückkommt.«

Warten wäre zwecklos gewesen, und so verabschiedete sich Wade höflich und stieg in seine Barkasse.

»Fahren Sie um den Bug herum!« befahl er dem Steuermann.

Das Boot umfuhr die »Siegel von Troja«. Wade hatte dabei keine andere Absicht, als die Barkasse in ruhiges Wasser zu bringen und zwei Frachtkähne zu vermeiden, die an dieser Seite des Schiffes anlegen wollten. Er blickte gedankenlos an der Bordwand hinauf. Auf der anderen Schiffsseite, schon gegen das Heck zu, befanden sich drei große Bullaugen. Die Fenster standen offen, und aus einem wehten kurze, blaue Vorhänge heraus.

Das Motorboot hatte gerade das mittlere der drei Bullaugen erreicht, als in der Öffnung das Gesicht eines Mannes auftauchte. Nur für eine Sekunde – ein braunes, faltiges Gesicht, ein glänzend kahler Schädel. Beinah im gleichen Augenblick, und dennoch nicht schnell genug, zuckte der Mann vom Fenster zurück.

John Wade hatte den geheimnisvollen Mr. Brown erkannt, der einmal im Jahr mit Lila Smith in einem der vornehmsten Restaurants von London speiste. Kein Zweifel, daß es jener Mann, und ebensowenig, daß es Kapitän Aikness war.

Wade wollte schon Befehl geben, zurückzufahren, besann sich aber eines Besseren. Man würde ihm nur nochmals die gleiche Lüge auf-tischen, daß nämlich Kapitän Aikness nicht an Bord sei. Er hatte kein Recht, das Schiff zu durchsuchen, und es lag kein Grund vor, einen solchen Durchsuchungsbefehl zu beantragen.

»Fahren Sie eine halbe Meile stromabwärts«, befahl er seinem Steuermann. »Dann wenden Sie und passieren so nahe wie möglich die »Siegel von Troja.«

Die Ladekähne hatten bereits am Schiff festgemacht, als die Barkasse sich wieder auf gleicher Höhe mit ihm befand. Ein Offizier stand auf der Brücke und leitete die Lademanöver auf dem Achterdeck. Ein paar Männer, allem Anschein nach Stauer, arbeiteten an der Ladeluke. Der dunkelhäutige Offizier war nicht zu sehen.

Die Barkasse fuhr langsam stromaufwärts am Frachter vorbei. Wade beobachtete mit dem Feldstecher die Bullaugen. Er glaubte ein Gesicht auftauchen und verschwinden zu sehen, aber es konnte auch Einbildung sein. Dann legte er das Glas weg und stand auf.

»Zurück nach Favy Stairs!«

Die Barkasse legte sich auf die Seite, als sie herumschwang. Ploff!

Etwas schlug gegen das Dach des kleinen Kabinenaufbaus, zersplitterte das Glas und riß ein Stück des Rahmens weg.

»Allmächtiger!« rief der erschrockene Steuermann.

»Immer vorwärts – kümmern Sie sich um nichts!«

»Was ist denn, Mr. Wade, sind Sie verletzt?«

Wade war in die Knie gesunken.

»Was soll es schon sein? Vielleicht eine verrückte Möwe, alter Junge, fragen Sie nicht so dämlich! Was mich betrifft – ich bin tot. Warten Sie, bis die Totenschau stattfindet, dann können Sie wieder reden!«

Der Schuß war vom Schiff gekommen, keine Frage. Diese Unverfrorenheit – bei hellem Tageslicht! Der Lärm der Kräne würde den Knall übertönt haben, auch wenn kein Schalldämpfer verwendet worden wäre. Trotzdem – eine unglaubliche Unverfrorenheit!

Das Motorboot machte am schwimmenden Landungsplatz fest.

»Helfen Sie mir an Land – ich werde mich auf Sie stützen«, sagte Wade zu seinem Steuermann.

Es war ein malerischer Anblick, als man den ›Verwundeten‹ aufhob und über die Landungsbrücke trug. Wade wußte sehr gut, daß die Kugel kaum um Zollbreite an seinem Kopf vorbeigegangen war. Allein das plötzliche Umlegen der Barkasse hatte ihm das Leben gerettet.

Eine halbe Stunde später trafen drei der Chefs von Scotland Yard ein und untersuchten den im Boot angerichteten Schaden.

»Vielleicht eine der Flußratten, Wade? Es gibt mehr als ein Dutzend Plätze, von denen aus man bequem schießen kann – und weiß Gott, Sie sind nicht allzu beliebt!«

»Ratten laufen nicht mit Gewehren herum – wären schwierig zu verstecken«, meinte Wade.

Der Chef stimmte zu.

»Aber wenn Sie das Schiff durchsuchen, finden Sie nichts. Die rechnen sogar damit und haben sicher ein paar Dutzend Alibis, die nur darauf warten, gehört zu werden! Was schlagen Sie vor?«

»Schicken Sie ein Polizeiboot den Fluß hinunter und lassen Sie nachforschen, ob man einen Schuß gehört oder etwas Verdächtiges gesehen hat. Bei jedem Frachtkahn, jeder Werft soll angefragt und auch die ›Siegel von Troja‹ nicht ausgelassen werden. Vielleicht wäre es gut, im Verlauf des Gesprächs zu erwähnen, daß ich schwer verwundet sei. Ein paar Bandagen, eine Tragbahre und ein Sanitätsauto wären gleichfalls zu empfehlen.«

»Der Junge hat recht«, sagte Inspektor Elk. »Ich werde ihn selbst nach Hause bringen und ein wenig Krankenschwester bei ihm spielen.«

Bald danach sahen jene Bewohner von Wapping, die John Wade alles andere als Sympathie entgegenbrachten, mit Genugtuung, wie

ein Sanitätsauto vor dem Häuschen vorfuhr, eine Tragbahre vorsichtig herausgehoben und durch den Vorgarten getragen wurde.

»Jetzt hat er sein Teil weg!« kommentierte einer der Zuschauer.
»Er wollte es ja nicht anders haben!«

An diesem Abend arbeitete man bis lange in die Nacht hinein auf der ›Siegel von Troja‹. Große Bogenlampen beleuchteten das Schiff. Schwere Kisten schwebten langsam zur Ladeluke hinauf.

Ein Stauer kletterte an einem Drahtseil in die Höhe und betrat das Deck. Niemand beachtete ihn. Selbst der dunkelhäutige Brasilianer, der die Arbeit von der Brücke aus leitete, bemerkte ihn nicht. Der Stauer hielt sich im Schatten versteckt und hörte den schwatzenden Arbeitern zu.

»Flußspitzel kamen her, wollten wissen, wer geschossen hat. Hast du schießen gehört, Harry?«

»Blödsinn! Die Blauen behaupten immer, daß irgendetwas auf dem Fluß passiert ist. Alles Mache – weiter nichts.«

»Sie sind auf jedem Schiff im Hafen gewesen. Einer sagte, Wade sei erledigt!«

Der Lauscher warf einen Blick nach dem Gang, der ins Innere des Schiffes führte. Ein grobschlächtig aussehender Bootsmann hielt davor Wache. Der Gang auf der Steuerbordseite war verschlossen, so daß es keine Möglichkeit gab, zur Treppe zu gelangen, ohne vom Offizier auf der Brücke gesehen zu werden.

Der wachestehende Bootsmann verfolgte interessiert die Ladearbeiten. Ein- oder zweimal trat er an die Luke, um einen raschen Blick nach unten zu werfen, aber dann nahm eine große Kiste, die neben der Luke an die Schiffswand ballerte und bedenklich zu schwanzen begann, seine Aufmerksamkeit längere Zeit in Anspruch. Der Zugang zum inneren Gang blieb solange unbewacht. Der versteckte Stauer – es war John Wade – schlüpfte hinein.

Er mußte an der Küche vorbei, aber der Koch drehte ihm den Rücken zu. Eine Treppe führte nach unten. Gewöhnlich befinden sich auf Frachtern die Kabinen der Schiffsoffiziere auf dem Bootsdeck. Auf diesem Schiff lagen sie in der Mitte unten. Alle waren verschlossen, ausgenommen eine einzige, in der Licht brannte. Die Kabine war mit zwei Schränken, zwei Lehnstühlen und einem Schlafsofa ausgerüstet. Auf einem schmalen Schreibtisch stand die Fotografie einer Frau in mittleren Jahren.

Am Ende des Ganges versuchte Wade noch zwei Türen. Sie waren verschlossen, ebenso die Offiziersmesse. Es war unmöglich, die Kabine auszumachen, in deren Fenster er Mr. Browns Gesicht gesehen hatte.

Er hörte Schritte und konnte sich gerade noch in einer Nische verbergen, als eine Tür aufging und ein Mann herauskam. Die Offiziersmesse war hell erleuchtet und sein Gesicht deutlich zu sehen. Er trug die Uniform eines Schiffsoffiziers. Wade erkannte ihn sofort. Es war jener geheimnisvolle Besucher, den er bei Mutter Oaks überrascht hatte – Mr. Raggit Lane.

Lane starrte den dunklen Gang entlang.

»Niemand –«, rief er über die Schulter zurück.

Drinne erklang eine dröhnende Stimme:

»Ich habe gesehen, wie der Drücker sich bewegte. Sehen Sie doch mal richtig nach, es kann ja auch einer von der Mannschaft gewesen sein, der etwas wollte!«

Jeder Irrtum ausgeschlossen – diese Stimme gehörte dem Alten, Lilas Begleiter bei Lydrake.

Lane murmelte etwas vor sich hin, zog sich zurück und schloß die Tür. Trotzdem verstand Wade deutlich die Worte:

»Der Teufel soll Sie holen – nachsehen sollen Sie!«

Wade eilte so schnell als möglich die Treppe hinauf bis zum obersten Deck, das von den Scheinwerfern nur halb beleuchtet wurde. An der Reling stand ein Mann, der über das Wasser blickte. Wade versteckte sich mittschiffs zwischen zwei Wassertanks. Der Mann an der Reling rief einen Namen, ein anderer erschien, der nach wenigen Worten die Treppe hinabstieg und bald danach in Begleitung von Raggit Lane zurückkehrte.

Offenbar war jemand zum Schiff gekommen, die Wache hatte Lane verständigt, der jetzt das Fallreep hinunterstieg, vermutlich um mit dem Besucher zu verhandeln. Dann kam Raggit Lane eilig wieder hinauf, verschwand, kehrte jedoch bald zurück und rief über die Reling:

»Bitte, kommen Sie herauf, Sir! Der Kapitän ist hier.«

Es war hell genug, um das Gesicht des Besuchers unterscheiden zu können, der keuchend das Deck betrat. Siniford schien nicht gerade eine sportliche Konstitution zu besitzen.

»Tut mir leid, mein Lieber, daß ich Sie noch so spät stören muß«, sagte er atemlos, »aber die Angelegenheit ist außerordentlich wichtig – ich muß unbedingt den Kapitän sprechen. Ich habe meinen Diener und ein paar Leute unten im Boot. Nebenbei gesagt, sie haben Auftrag, falls ich nicht bald zurückkomme, Meldung an Land zu geben.«

»Darüber brauchen Sie sich keine Gedanken zu machen, Lord Siniford. Wir hätten Sie selbst an Land gebracht, aber wenn Sie es vorziehen, in Ihrem eigenen Boot zurückzufahren ...«

Wade konnte die weitere Unterhaltung nicht mehr verstehen. Es überraschte ihn, daß Lord Siniford der Meinung zu sein schien, sich hier in Gefahr zu befinden. In einem günstigen Augenblick gab er sein Versteck zwischen den Wasserbehältern, von denen einer heißes Wasser enthielt, auf und schlüpfte die Treppe hinab.

Was wollte Siniford hier? Stand die dringende Angelegenheit in Verbindung mit Anna und ihrem Angriff auf Kapitän Aikness?

Wade schlich sich wieder bis zur Offiziersmesse und lauschte. Erst sprach Aikness, dann hörte er die schrille Stimme Lord Sinifords. Verstehen konnte er nichts. Er gab es auf und drehte sich um – mitten im Gang stand Raggit Lane, die Hände tief in den Taschen, und betrachtete ihn mit ironischem Lächeln.

»Suchen Sie etwas?«

»Nein, Sir – ich wollte nur ein Glas Wasser trinken.«

»Sie kommen wohl von einem der Frachtkähne?«

Wade wußte genau, daß Lane ihn erkannt hatte und nur Komödie spielte; die eine Hand in der Tasche – er konnte sogar die Mündung des Revolvers erkennen, der auf ihn gerichtet war. Aber er ließ sich nicht anmerken, daß er sich bedroht fühlte. Er holte eine Tabakschachtel aus der Tasche, tat, als wollte er ein Stück Priem nehmen, schien es sich aber anders zu überlegen und warf die Schachtel durchs Bullauge ins Wasser.

»Ich glaube, wir haben uns allerhand zu sagen...« begann Lane, unterbrach sich aber, als vom Wasser her ein heller, grüner Lichtschein heraufdrang, der an der weißen Decke des Ganges hängenblieb.

»Wollte meinen Leuten nur mitteilen, daß ich hier bin«, erklärte Wade freundlich. »Ich habe drei Polizeiboote mitgebracht und vereinbart, daß ich Signal geben werde, wenn die Sache hier ungemütlich werden sollte.«

»Es wird doch keine Unannehmlichkeiten geben?« fragte Lane.

»Jetzt nicht mehr – Sie haben ja Ihre Hand nicht mehr in der Tasche. In ein paar Augenblicken werde ich Sie allerdings ersuchen, mir den Revolver auszuhändigen, und wenn Sie mir da Schwierigkeiten machen, befürchte ich, werden Sie wohl nicht mit der ›Siegel von Troja‹ abreisen.«

Raggit Lane lächelte gezwungen.

»Ihr von der Flußpolizei seid doch schrecklich nervös...«

»Sparen Sie sich die Worte. Sie wissen doch, daß sich meine Leute auch hier nach dem Kunstschützen erkundigten, der auf nur hundertfünfzig Meter an mir vorbeischoß?« Wade sah, wie Lanes Brauen zuckten. »Das kränkt Sie wohl in Ihrer Eigenliebe, wie?«

Schwere Schritte polterten die Treppe hinunter.

»Hallo, Inspektor –?«

»Alles in Ordnung, Sergeant! Schicken Sie einen Mann hierher. – Und jetzt bitte ich um Ihre Waffe, Mr. Raggit Lane!«

Widerstrebend zog Lane den Revolver aus der Tasche. Im gleichen Augenblick öffnete sich die Tür des Salons, und die Riesenfigur von Kapitän Aikness erschien.

»Was ist das für ein Radau?« rief er wütend.

»Kapitän Aikness, wenn ich nicht irre? Ich habe gerade Ihrem Offizier den Revolver abgenommen.«

»Ein Schiffsoffizier ist berechtigt, Schußwaffen zu tragen – das wissen Sie wohl nicht, Mr. . . . Wie heißen Sie überhaupt?«

»Inspektor Wade, Kapitän. Ihnen völlig unbekannt, wie ich annehme?«

»Habe den Namen nie gehört.«

»Dann ist Mutter Oaks tatsächlich sehr verschwiegen! – Haben Sie einen Waffenschein, Mr. Lane?«

»Nicht nötig!« fuhr der Kapitän auf.

»Sehr nötig im Hafen von London, falls die Waffe herumgetragen wird. Ich werde das Ding behalten.«

An der Treppe drehte sich Wade noch einmal um.

»Vielleicht zieht es Lord Siniford vor, mit mir an Land zu gehen?«

»Danke bestens, aber Lord Siniford hat sich entschlossen, die Nacht an Bord zu verbringen. Wenn Sie es nicht glauben wollen, können Sie ihn selbst fragen – aber ich möchte gerne wissen, warum Sie Ihre Nase in meine Angelegenheiten stecken!«

»Nun, machen wir ihm auf jeden Fall mal den Vorschlag«, meinte Wade.

Als er in den Salon kam, saß Lord Siniford in einem der großen Klubsessel und rauchte behaglich eine Zigarre. Er erkannte Wade in seiner Arbeitermontur nicht gleich. Dann sprang er auf.

»Was wollen Sie?« stieß er hervor. »Warum kommen Sie hierher? Ich kann Ihnen keine Auskunft geben.«

»Gehen Sie heute abend noch an Land?«

»Ich bleibe an Bord, Kapitän Aikness war so liebenswürdig, mir eine Kabine zur Verfügung zu stellen.«

»Zufrieden?« fragte Aikness höhnisch.

»Vollständig.«

Vor dem Salon blieb Wade stehen und sagte zum Kapitän:

»Wir haben Ihren Siegelring gefunden. Sie können ihn abholen, sobald es Ihnen paßt.«

»Siegelring? Habe keine Ahnung, wovon Sie reden. Ich habe keinen Ring verloren.«

»Ich dachte mir nur, daß die Frau, als sie Ihre Hand festhielt, Ihnen den Ring unabsichtlich abgestreift hätte. Es ist ein Ring mit einem Wappenbild – stellt einen Tempel und die Figur der Aphrodite dar. Hat das keine Bedeutung für Sie?«

»Ganz und gar keine.«

John Wade nickte langsam.

»Für mich schon. Es ist nämlich das alte Siegel von Troja. Merkwürdiger Zufall, nicht? Ich habe keine Ahnung, wie das neue Siegel von Troja aussieht – vielleicht ein Mann mit Gummimaske, Revolver in der Hand, einen Strick um den Hals?«

Das Gesicht des Kapitäns zeigte nichts. Er versuchte den Blick des Inspektors auszuhalten, aber plötzlich drehte er sich um, verschwand im Salon und schlug die Tür hinter sich zu.

7

Als John Wade auf die Wache der Flußpolizei zurückkehrte, erwarteten ihn dort Inspektor Elk und einer der Chefs von Scotland Yard.

»Ich weiß wirklich nicht –«, meinte der Chef, als Wade seinen Bericht vorgetragen hatte, »bei einer Durchsuchung würde höchstwahrscheinlich gar nichts herauskommen, und irgendeine Verbindung mit den Gummibrüdern können wir nicht nachweisen. Das Schiff ist in Rio eingetragen und fährt unter brasilianischer Flagge. Ich habe mir alle erreichbaren Daten über die ›Siegel von Troja‹ zusammenstellen lassen – sehen Sie sich den Rapport selbst einmal an, Inspektor.«

Der Fahndungsdienst hatte recht genaue Angaben über die ›Siegel von Troja‹ zusammengetragen. Als ziemlich neues Schiff wurde sie vor zehn Jahren von einem Brasilianer namens Dumarez erworben. Lloyds Register bot genaue Angaben über die verschiedenen Fahrten des Schiffes, die aber, vom polizeilichen Standpunkt aus, wenig zufriedenstellend waren. Die ›Siegel von Troja‹ war wohl das eine oder andere Mal in London, einmal auch in New York gewesen, als die Gummibrüder von sich reden machten, andererseits aber hatte sie sich oft auch Tausende von Meilen vom Tatort entfernt befunden.

Inspektor Wade machte dennoch eine Entdeckung – innerhalb zweier Monate nach jedem Verbrechen tauchte sie mit absoluter Regelmäßigkeit in Marseille auf!

»Aber die Unterhaltskosten für ein solches Schiff sind ja ganz

enorm«, warf der Chef ein. »Man läßt doch einen Fünftausend-Tonnen-Frachter nicht zum Vergnügen . . .«

»Das Schiff deckt seinen Unterhalt allein schon durch die Frachten«, widersprach Wade. »Außerdem beläuft sich die von den Gummibrüdern in den letzten zehn Jahren erbeutete Summe auf eineinhalb Millionen, und zweifellos ist das nur ein Teil davon. Wir haben längst nicht alles kontrollieren können.«

Mitten in der Nacht fand noch eine Konferenz der obersten Chefs statt. Es wurde beschlossen, die »Siegel von Troja« in Ruhe zu lassen.

Aber die ganze Nacht hindurch hielten Beobachter zu Wasser und zu Land das Schiff unter Kontrolle. Als Lord Siniford gegen sieben Uhr morgens an Land kam, folgte man ihm bis zu seiner Wohnung in der St. James Street, die er an diesem Tage nicht mehr verließ.

Um drei Uhr nachmittags wurden die Anker auf der »Siegel von Troja« gelichtet, und langsam fuhr das Schiff die Themse hinunter. Gegen Abend kam es in Gravesend an. Ein Beamter der Gesundheitspolizei stieg mit seinen Begleitern an Bord. Wie er außerordentlich höflich auseinandersetzte, habe er Befehl erhalten, die Einrichtungen des Schiffes zu inspizieren. Als er mit seinen Leuten wieder in die Barkasse stieg, rief ihm Kapitän Aikness grimmig nach:

»Ich fürchte, Sie werden Scotland Yard nicht viel zu berichten haben!«

Der »Sanitätsbeamte« lächelte gezwungen.

»Auf jeden Fall«, erklärte Inspektor Elk, als er von dem Mißerfolg hörte, »werden wir endlich ein bißchen Ruhe vor den Gummibrüdern haben!«

Er sollte damit nicht recht behalten. Um zehn Uhr am gleichen Abend bemerkte ein Polizist, daß aus dem Oberfenster eines leeren Ladens in der Oxford Street Rauch herausdrang. In wenigen Minuten war die Feuerwehr an Ort und Stelle. Die Flammen verbreiteten sich mit solcher Geschwindigkeit, daß Großfeuer-Alarm gegeben und die Oxford Street abgesperrt werden mußte.

Die beiden Detektive, die ausdrücklich Weisung hatten, das Grundstück der benachbarten Northland Bank zu bewachen, hielten sich an der Vorderfront auf, um einen guten Überblick über das Feuer zu haben. In der Northland Bank lagen ständig beachtliche Summen in Bargeld. Ein bewaffneter Nachtwächter patrouillierte im Hause. Aber auch ihn lockte der Feuerschein an. Er stand an einem Fenster, als sich eine Schlinge um seinen Hals legte und ihm für längere Zeit alles Interesse an Feuersbrünsten nahm.

Hätten sich die beiden Detektive nur einmal umgeschaut, müßten

sie den Überfall auf den Wächter bemerkt haben. Als das Feuer eingedämmt war und aufhörte, ein anziehendes Schauspiel zu sein, entdeckten sie, daß die Hintertür der Bank erbrochen worden war. Sie stürzten ins Gebäude, fanden den Nachtwächter halbtot, den großen Tresor weit offen – der Kassenbestand war verschwunden.

Ein einziger Mann hatte den Einbruch beobachtet – ein alter Straßenhändler, der nachts in Höfen und unter Toreinfahrten schlief. In seinem Leben hatte er zuviel Aufregendes erlebt, als daß ein Feuer ihn noch hätte anlocken können. Er wurde durch ein Auto geweckt, das am hinteren Bankeingang vorfuhr. Drei Personen stiegen aus und verschwanden im Innern der Bank. Der Zeuge wußte nicht einmal, daß es ein Bankgebäude war, und hätte die Eindringlinge auch nicht beschreiben können, wenn nicht einen Augenblick lang die ganze Umgebung durch das Zusammenbrechen eines brennenden Pfeilers in Glut gehüllt worden wäre. In diesem roten Schein sah er drei unheimliche Gestalten in Schwarz, mit Gummimasken und merkwürdigen, um die Hüften baumelnden Zylindern. Zuerst hielt er sie für Feuerwehrleute, die eine besondere Art von Rauchmasken trugen. Als er dann aber von dem Bankraub hörte, teilte er seine Beobachtungen einem Polizisten mit und war überrascht, daß man seiner Erzählung Glauben schenkte.

Als John Wade am nächsten Morgen in die Barkasse stieg, wurde ihm ein vertraulicher Rapport über die Vorfälle ausgehändigt, aus dem er aber nicht mehr erfuhr, als er schon aus den Zeitungen wußte. Er absolvierte seine tägliche Rundfahrt und sparte den wichtigsten Besuch bis zuletzt auf. Das ›Mecca‹ war nicht so leicht zu erreichen. Es gab wohl noch die halbverfallene Landungstreppe, aber meistens zog er es vor, an der danebenliegenden Frasers Werft an Land zu gehen.

Der Werftkomplex mit seinen großen Hallen hatte bis vor ungefähr zwei Monaten leergestanden und war dann kurzerhand in eine Garage umgewandelt worden. Es war nicht ohne weiteres einzusehen, warum die Werft nicht rentabel war. Hier konnten die Lastkähne auch bei Ebbe anlegen. Entweder mußte an dieser Stelle früher einmal gebaggert worden sein, oder es bestand ein natürlicher Kanal, denn während an allen anderen Werften in der Umgebung die Kähne auf dem Schlamm festsaßen, schwammen an Frasers Kai die Kiele stolz auf dem Wasser. Allerdings war die Wasserfront sehr kurz, nur wenige Kähne konnten anlegen und entladen werden. Andere Werften mit langer Front lagen ganz in der Nähe, und so waren Frasers Einkünfte verhältnismäßig gering gewesen.

Wade machte das Boot an der Treppe fest, ging den Kai entlang, kletterte über einen Drahtzaun und stand vor dem ›Mecca‹. Das bewußte Fenster stand offen, aber der Gästeraum war leer. Keine Spur von Golly – kein Ton von Mutter Oaks' kreischender Stimme. Er wartete eine Weile. Ein neues Dienstmädchen kam ins Zimmer, das bei seinem Anblick beinahe einen Teller fallen ließ.

»Ist Lila zu Hause?« fragte er.

Das Mädchen sah ihn mißtrauisch an.

»Miss Lila ist oben.«

Miss Lila? Seltsam. Niemand hatte je diese Anrede gebraucht.

»Sagen Sie ihr bitte, sie möchte einen Augenblick herunterkommen. Wo ist Mrs. Oaks?«

»Ich weiß nicht – ich soll überhaupt mit niemand sprechen. Mrs. Oaks sagte mir, ich sollte nicht . . . Sind Sie vielleicht Mr. Wade?«

»Ja, warum?«

Das Mädchen zögerte einen Augenblick.

»Warten Sie bitte –«

Sie ging hinaus.

John Wade wartete, und als Lila herunterkam, betrachtete er sie erstaunt. Sie war anders als sonst und sehr geschmackvoll gekleidet – kein Aschenbrödel mehr.

»Hallo, Lila . . .« Dann sah er, daß sie geweint hatte.

Sie kam auf ihn zu. Er spürte ihre kleine, kühle Hand.

»Bleiben Sie nicht hier, bitte –«, sagte sie leise. »Mrs. Oaks ist ausgegangen. Es geht mir ganz gut, ich soll in ein Pensionat, um Französisch zu lernen.« Sie sprach schnell und mechanisch, als ob sie eine Lektion wiederholte.

»Wohin denn?«

»Ich weiß nicht – ich glaube nach Frankreich. Ich mußte Mrs. Oaks versprechen, mich nicht mehr mit Ihnen zu unterhalten. Aber ich konnte nicht anders. Ich habe das Mädchen gebeten, mich zu verständigen, wenn Sie kommen. Sie haben mich neulich am Abend gesehen?«

»Ja . . .«

»Damit hängen meine ›Träume‹ zusammen. Es war dumm von mir, soviel Aufhebens davon zu machen – es liegt mir gar nichts daran. Ich habe sogar Angst vor diesem Ausgehen. Ich weiß selbst nicht warum.«

Nach jedem Satz lauschte sie ängstlich ins Haus hinein.

»Lila, was bedeutet dies alles? Wer ist Kapitän Brown?«

»Ich weiß es nicht. Er ist immer sehr nett, aber ich habe Angst vor

ihm. Glauben Sie mir? Es war schön, diese prachtvollen Sachen zu tragen, aber das letztmal, ich weiß nicht – ich hatte Angst.«

»Wer ist er?«

Sie holte tief Atem.

»Mrs. Oaks sagt, er sei ein Verwandter von mir, und ich glaube, das ist auch so.«

»Ist es möglich, Sie irgendwo zu sprechen? Allein!«

»Nein, nein!« Entsetzt wies sie den Vorschlag zurück. »Sie dürfen nicht ...«

»Können Sie einmal zu mir kommen? Gehen Sie nie allein aus?«

»Ich glaube nicht, daß das möglich ist – ich möchte Sie auch nicht wiedersehen.«

Sie sah blaß und abgespannt aus.

»Wissen Sie, wo ich wohne?«

»Ja.« Sie sah ihm fest in die Augen. »Sie wohnen in einem kleinen, alleinstehenden Häuschen. Über das flache Kuchendach kann man ins Haus kommen, und im Garten befindet sich ein alter Ziehbrunnen.«

Er schaute ihr verblüfft nach, als sie sich abrupt umwandte und aus dem Zimmer lief. Leise vor sich hinpfeifend, ging er über den Kai zurück. So war es also. Das flache Kuchendach und das darüberliegende Fenster waren tatsächlich die einzigen ungeschützten Punkte in seinem Haus. Bis jetzt hatte er geglaubt, daß niemand etwas von dem Ziehbrunnen wußte. Schon zu Lebzeiten seines Vaters, von dem er das Häuschen geerbt hatte, war der Brunnen mit Eichenplanken und Erde zugedeckt worden. Er verstand sehr gut, warum sie ihm dies gesagt hatte – sie mußte es von jemandem gehört haben, dem daran gelegen war, sein Haus und Grundstück kennenzulernen.

John Wade fuhr eine halbe Meile den Strom hinauf und kehrte dann wieder zum »Mecca« zurück. Vor der Tür saßen ein paar Seeleute, die er fragte, ob Mrs. Oaks zu Hause sei.

»Ja, Mr. Wade, sie ist gerade gekommen. Warten Sie, ich will ihr gleich Bescheid sagen.«

Er hatte einen kühlen Empfang erwartet, doch »Mutter« war diesmal in bester Laune, lächelte ihm zu und bat ihn hinein.

»Bitte, nehmen Sie Platz, Mr. Wade. Sehen Sie sich nicht um – es ist nicht aufgeräumt worden.«

Ihre Augen sahen müde aus, sie konnte nicht viel geschlafen haben.

»Spät zu Bett gegangen, Mrs. Oaks?«

Ihr lebenswürdiges Lächeln verschwand für einen Augenblick.

»Sie sind ein richtiger Detektiv, Mr. Wade! Nein, spät nicht, aber ich hatte starke Kopfschmerzen.«

»Und Gesellschaft auch –? Zigarren gehören doch sonst nicht zu Ihren Lastern!«

Ein Häufchen Zigarrenasche lag im Kamin. Noch eine andere Beobachtung hatte er gemacht – ein kaum wahrzunehmender Parfümgeruch schwebte im Zimmer.

»Ein paar Herren sind gekommen und haben geraucht«, erwiderte sie gelassen. »Merkwürdig, daß Sie das bemerkt haben!«

»Wie geht's Lila?«

»Sie soll nach dem Norden Englands – in eine Schule. Ihr Vater will das so. Er ist doch ein netter Mensch, finden Sie nicht auch, Mr. Wade? Es ist eigentlich ein Jammer, daß er in seinem Alter immer noch zur See fahren muß.«

»Wann erwarten Sie Kapitän Aikness zurück?«

Sie schien nicht überrascht, daß er den Namen kannte.

»Nicht vor drei Monaten, vielleicht bleibt er auch ein Jahr weg. Übrigens, Mr. Wade, wir haben das Haus in Langras vermietet.«

Ohne auf ihren Versuch, das Thema zu wechseln, einzugehen, fragte er:

»Wo ist Lila?«

»Oben – hat etwas Kopfschmerzen. Ich habe ihr geraten, im Bett zu bleiben.«

»Also in eine Schule im Norden Englands geht sie? Ist sie nicht ein bißchen alt dafür? – Da fällt mir ein – ist eigentlich Mr. Raggit Lane mit Kapitän Aikness zusammen?«

»Ja, er ist doch Seemann. Golly ist übrigens auch mitgegangen. Er war früher schon Steward, und sie hatten gerade einen nötig. Viel helfen kann er hier doch nicht, so habe ich ihn ziehen lassen.«

»Eins müssen Sie mir noch sagen, Mrs. Oaks – weiß Kapitän Aikness, daß Lane hier aus und ein geht?«

Ein Schuß ins Ungewisse, der aber sein Ziel fand. Diese unerwartete Frage schien sie aus der Fassung zu bringen. Zwei-, dreimal öffnete sie vergeblich den Mund und bot das Bild gänzlicher Verwirrung.

»Aber – Mr. Wade ... Woher soll ich das wissen?« stotterte sie. »Ich kümmere mich nie um die Angelegenheiten anderer Leute. Mr. Lane kommt ja auch nicht oft hierher, und ich behandle ihn als guten Freund.«

Er blickte in das flackernde Kaminfeuer; er spürte, wie sie sich immer unbehaglicher fühlte.

»Sie dürfen nicht bis in den Morgen hinein aufbleiben, Mrs. Oaks! Sehr schlecht für Ihre Gesundheit.«

»Ja, wissen Sie, es ist merkwürdig, wie schnell die Zeit vergeht,

wenn man schwatzt. Er – hm, ich meine, einer der Herren hat uns eine Menge Geschichten erzählt.«

»Kennen Sie Lord Siniford näher?« fragte er aufs Geratewohl.

Keine Antwort.

»Er ist wohl so eine Art Hausfreund geworden?«

»Ich habe Ihnen alles gesagt, was ich weiß«, antwortete sie verdrossen.

Als er sah, daß nichts weiter aus ihr herauszuholen war, machte er sich auf den Weg zu seiner Barkasse. Stoff zum Nachdenken hatte er genug. In erster Linie beschäftigte ihn die geheimnisvolle Warnung, die ihm Lila Smith gegeben hatte – die Erwähnung des Ziehbrunnens und der Möglichkeit, in sein Haus einzudringen. Aber welche Rolle spielte Lord Siniford? Was verband ihn mit dem ›Mecca‹, warum hatte er hier die halbe Nacht verbracht, Geschichten erzählt, verhandelt – und mit wem? Über einen Besucher jedenfalls bestand kein Zweifel – Raggit Lane. Das Parfüm, das dieser Stutzer im Übermaß gebrauchte, konnte Wade ein für allemal unterscheiden.

Aber Lane sollte doch an Bord der ›Siegel von Troja‹ auf hoher See sein! Tatsächlich aber war er, als die Bank in der Oxford Street beraubt wurde, in London! Wade piffte vor sich hin.

In der Stadt kaufte er eine Alarmvorrichtung, fuhr nach Hause und untersuchte sein kleines Grundstück. Das flache Küchendach konnte tatsächlich mit Leichtigkeit erreicht werden, und der Riegel des darüberliegenden Fensters war von einfachster Konstruktion.

Im Präsidium wurde er sofort zum Polizeichef gerufen.

»Wir haben Sie abordnen lassen, Wade. Inspektor Elk wird Ihre täglichen Patrouillen und Arbeiten übernehmen. Wir möchten, daß Sie sich ausschließlich den Nachforschungen nach den Gummibrüdern widmen. Sie können den Fall in der Ihnen gemäßen Weise weiterführen.«

John Wade nickte zufrieden.

»Dann werde ich als erstes versuchen, Anna zu finden.«

»Anna? Ach ja, die Frau, die damals nicht zur Verhandlung erschien. Die Bürgschaft Sinifords ist natürlich verfallen. Wir haben übrigens sein Landhaus eruiert. Ein kleines Häuschen zwischen Bourneend und Maidenhead am Flußufer. Er hat es vor ungefähr zwei Jahren gemietet, und die Miete ist sogar bezahlt.«

»Hat er eine Haushälterin?«

»Nein, hat er nicht. In der Nähe wohnt ein Ehepaar, das ihn versorgte – er hat den Garten in Ordnung gehalten, sie das Haus. Aber beide sind letzte Woche entlassen worden.«

Wade sprach beim Vermieter, einem Agenten, vor und bekam ohne

Schwierigkeiten die Schlüssel für Reach Cottage ausgehändigt. Ein niedriger Bungalow, kaum fünfzig Meter vom Fluß entfernt, mitten in einem vernachlässigten Garten. Auf dem schmalen Zufahrtsweg waren deutlich Radspuren sichtbar, die von einem großen, breiten Auto herrühren mußten. Das Gitter bei der Einfahrt war auf der einen Seite eingedrückt – etwa in Schutzblechhöhe.

Wade kannte Sinifords Auto – ein kleiner Zweisitzer. Die Spuren hier aber stammten von einem schweren Wagen, der wahrscheinlich ohne Beleuchtung vorgefahren war und das Gitter gerammt hatte.

Die Räume im Haus fand er in Ordnung, nur in einer kleinen Kammer fielen ihm zwei Pappkartons auf, die den Namen eines Modegeschäftes in Maidenhead trugen. Er notierte sich die Adresse und suchte den Inhaber des Geschäftes auf.

Ein Kleid, Hut, Schuhe und Strümpfe waren vor einer Woche in den Bungalow geschickt worden. Lord Siniford hatte die Bestellung schriftlich aufgegeben und Geld beigefügt, eine begreifliche Maßregel, da sein Ruf als säumiger Zahler noch nicht vergessen war.

John Wade konnte auch feststellen, wann der schwere Wagen das Bungalowareal verlassen hatte. Es war in der Nacht des Bankeinbruchs in der Oxford Street gewesen. Der Polizei in Berkshire war eine schwere Limousine mit schwachen Lichtern gemeldet worden, die Richtung Bourneend in die Hauptchaussee einbog. Das eine Schutzblech war verboten, was mit dem eingedrückten Gitter bei der Einfahrt zum Bungalow übereinstimmte. Der Wagen war nicht aufgehalten worden, weil man nur Befehl erhalten hatte, auf die von London kommenden Autos zu achten.

Mehr zu berichten wußte jedoch ein Bahnwärter aus der Umgebung. Das Auto hatte vor dem Bahnübergang einige Augenblicke warten müssen. Neben dem Chauffeur saß ein Mann in einem schwarzen Mantel, der vor sich hinsang.

»Singen konnte man es ja nicht gerade nennen – so eine komische Stimme, wie eine Frau. Es gibt ein besonderes Wort dafür, aber ich komme nicht drauf.«

»Sie meinen Falsett?«

»Stimmt, Sir. Jemand im Wagen brüllte ihn an, er solle den Mund halten.«

»War der Mann mit der komischen Stimme groß oder klein?«

»Eher klein, der Fahrer daneben ragte jedenfalls gut einen Kopf über ihn hinaus.«

»Hm!« sagte Wade und fuhr nach London zurück.

Was hatte Siniford mit all diesen Dingen zu tun? Noch einmal legte

er sich diese Frage vor. Ja, wenn sich der Lord noch immer in der bedrängten finanziellen Lage befunden hätte wie vor einigen Jahren, dann wäre die Erklärung einfach gewesen. Damals konnte jeder, der Geld besaß, Lord Siniford für fünf Pfund kaufen. Jetzt aber hatte er doch angeblich ein reichliches Einkommen? Wade nahm sich vor, Erkundigungen über die Quelle dieser Einkünfte einzuziehen. Es war immerhin möglich, daß Siniford Kapitän Aikness schon länger kannte, und daß in dieser Richtung interessante Entdeckungen gemacht werden konnten. Wades Gedanken kehrten zu dem Sänger in dem Auto zurück, das Anna auf Umwegen nach London zurückgebracht hatte.

Gegen Abend schlenderte er durch das wenig freundliche Viertel, in dem er wohnte, und kam auch durch einen jener Märkte, denen bestimmte Straßen Londons ihren eigenartigen Charakter verdanken. Einige Stände verkauften nur Gartenprodukte. Vor einer dieser Buden stand ein Mann, der Stiefmütterchen aussuchte, die der Verkäufer in eine schmale Kiste legte. Der Käufer – der Kleidung nach ein Arbeiter – las die Pflänzchen mit großer Sorgfalt aus, ohne zu ahnen, daß hinter ihm ein Polizeibeamter stand, der ihn interessiert beobachtete. Der Kauf war beendet – nur gelbe Stiefmütterchen. Der Arbeiter nahm seinen Kasten auf die Schulter und ging auf eine Seitenstraße zu. Er hatte seine große, neue Mütze tief über die Ohren gezogen. Das Gesicht war glattrasiert, ein weiches Kinn, auf der Nase saß eine stahlgefaßte Brille.

Er ließ seinen Kasten vor Schreck beinahe fallen, als ihm Inspektor Wade auf die Schulter klopfte.

»Nanu!« rief er. »Was ist los?«

Er mochte sich vorgenommen haben, grob und rauh zu sprechen, aber da ihm das nötige Stimmmaterial fehlte, klang seine Stimme nur heiser und schrill.

»Hallo, mein Lieber!« begrüßte ihn Wade lachend. »Die Seeluft hat Ihnen gutgetan – Ihr scheußlicher Schnurrbart ist wie weggeblasen, und braun sind Sie geworden!«

»Was wollen Sie eigentlich? Kann man nicht mal mehr ein paar Blumen kaufen und ungestört nach Hause nehmen . . .?«

»Keine Aufregung, Golly! Sie sind ein braver Mann, freuen sich an den lieben, kleinen Blumen, die ihre Gesichtchen der Sonne zukehren – recht haben Sie!«

»Sie müssen sich wirklich irren. Sie verwechseln mich wohl mit einem anderen? Die Polizei irrt sich ja oft.«

»Jetzt haben Sie einen Fehler gemacht, Golly! Woher wollen Sie, wenn Sie's nicht sind, wissen, daß ich von der Polizei bin? Erzählen

Sie mir jetzt alles schön der Reihe nach – von Ihrer Seereise. Wie haben Sie das bloß angestellt? Die ›Siegel von Troja‹ muß jetzt mindestens tausend Meilen weit weg sein. Wie geht es Kapitän Aikness?»

Wade hörte, wie Golly tief seufzte, und wußte, daß jetzt so was wie die Wahrheit zum Vorschein kommen würde.

»Es hat keinen Zweck, Ihnen etwas vorzuschwindeln, Mr. Wade, Sie haben Augen wie ein Luchs. Ich bin's wirklich, da ist nichts dran zu ändern. Die Sache ist nämlich die – ich bin weggerannt!«

»Sie sind vom Schiff desertiert? Aber Golly, das wird ja bestraft!«

»Ach wo, ich bin von meiner Alten weggelaufen. Wissen Sie, ich bin nämlich gar nicht auf See gewesen – und unter uns gesagt, Mr. Wade, es ist furchtbar schwierig, mit dieser Frau zu leben. Ich konnte es nicht länger aushalten, und so habe ich Mut gefaßt und ihr gesagt, daß ich weggehen will. Natürlich hat sie es mir nicht geglaubt, aber als ich dann wirklich weg war, wollte sie keinen Skandal haben und hat allen Leuten erzählt, daß ich wieder zur See gegangen sei.«

»Woher wissen Sie denn, daß sie das erzählt hat?«

»Habe ich gehört –«, antwortete Golly schnell. »Ich habe jetzt ein kleines Zimmer und eine ganz gute Stelle gefunden – in einem Teeimporthaus.«

»Tee umschaufln und Kaffee ausgraben, wie?« spottete Wade und musterte Gollys Arbeiterkluft. »Daß Sie ein Lügner sind, Golly, habe ich immer gewußt, daß Sie aber so schnell schwindeln können, hätte ich nicht für möglich gehalten. Ich habe mich in Ihnen getäuscht. Sie haben eine, wie soll ich sagen – schlagfertige Intelligenz. Leute wie Sie haben in jeder Hand ein Alibi. Wo wohnen Sie jetzt?«

»Eigentlich nirgends – augenblicklich in einem kleinen Logierhaus.«

»Und mit den Blumen wollen Sie Ihr bescheidenes Heim dekorieren. Nein, mein Herzblatt, die Geschichte zieht bei mir nicht! Ich weiß genau, was Sie treiben – Sie fahren in Autos spazieren und singen dabei hübsche Lieder. Singen können Sie zwar nicht, aber Sie versuchen es wenigstens. Also – Sie fahren spazieren und begleiten schwachsinnige Damen nach London!«

Golly sah ihn mit offenem Mund an.

»Der Teufel soll mich holen, wenn ich weiß, wovon Sie reden. Ich habe meine regelmäßige Arbeit, und wenn Sie zu meiner Frau gehen, kann sie Ihnen erzählen ...«

»Aber sie weiß doch gar nicht, wo Sie sind! Sind Sie nicht vor ihr ausgerissen? Sie wollen doch um Gottes willen nicht, daß Mutter Oaks erfährt, daß Sie Ihren Schnurrbart abrasiert haben und in dieser Maskerade herumlaufen!«

Golly sah den Inspektor herausfordernd an. Es war nicht anzunehmen, daß er sich nochmals verplappern würde.

»Wenn ich etwas verbrochen habe, können Sie mich ja mit auf die Wache nehmen! Tun Sie es doch, wenn Sie soviel Mut haben! Was habe ich getan? Nichts! Ist es ein Verbrechen, wenn ich vor meiner Alten ausreiße? Ist es ein Verbrechen, wenn ich mir den Schnurrbart abrasiere? Ist es ein Verbrechen, wenn ich mir ein paar Blumen für meinen kleinen Garten kaufe?«

Wade klopfte ihm freundlich auf die Schulter.

»Heraus damit, Golly! Erzählen Sie mal Ihrem alten Papa, was Ihr Herz bedrückt, und ich werde Sie gern trösten. Sie sind nach Cookham gefahren, um eine Dame zurückzuholen. Wo ist sie hingebracht worden?«

»Ich verstehe wirklich nicht, wovon Sie reden. Ich habe Alibis und kann eidesstattliche Erklärungen . . .«

Wade änderte seine Taktik. »Dann kommen Sie mit!« sagte er grob.

Er ergriff ihn am Arm und ging mit ihm die Straße hinunter, obgleich er weder die Absicht noch einen Grund hatte, ihn zu verhaften. Golly wußte das sehr gut, denn als Wade anfang, ihm von neuem zuzureden, lachte er verächtlich.

»Mir können Sie keine Angst machen, Mr. Wade! Ich weiß genau, wie weit Sie gehen dürfen.«

»Sie wollen also nicht vernünftig sein? Und ich meinte es doch so gut mit Ihnen!«

»Hab' ich nicht nötig – schon gar nicht von einem Greifer!«

»Aber Golly, ›Greifer‹ ist ein sehr gewöhnlicher Ausdruck. Sie wollen mir also Ihre Liebesgeschichte nicht anvertrauen? Von der Frau, mit der Sie durchgebrannt sind –?«

»Ich bin mit keiner Frau durchgebrannt!« fauchte Golly gereizt. »Sie verrennen sich in eine Sackgasse, wie man so sagt. Es ist eine große Gemeinheit von Ihnen, mich nicht in Ruhe zu lassen.«

»Bleiben wir vorerst dabei, Golly«, sagte Wade abschließend.

Golly war für ihn auf einmal ein ganz anderer Mensch geworden. Immer hatte er ihn als den unterdrückten Mann einer Frau gesehen, die geschickter und weitaus gefährlicher war als er. Er hatte ihn als komische, beinahe bedauernswerte Figur betrachtet, nie aber als Faktor in all den Unternehmungen, für die das Gasthaus an der Themse Ausgangspunkt zu sein schien.

Von der Straßenecke aus beobachtete er, wie die kleine Gestalt in einer Seitenstraße verschwand. Er winkte einen patrouillierenden Polizisten herbei und gab ihm eine Beschreibung Gollys.

»Sehen Sie zu, daß Sie ihn finden und herausbekommen, wo er wohnt. Wahrscheinlich in einem Gasthaus.«

John Wade nahm zu Hause ein kleines Abendessen ein und besprach die Angelegenheit mit Henry, einem Expolizisten, der ihm ab und zu Haus- und Gartenarbeiten erledigte und der Golly ebenfalls recht gut kannte.

»Merkwürdig«, meinte Henry. »Golly pflanzt Stiefmütterchen? Der hat doch noch nie gegärtnert!«

Nach dem Essen machte sich Wade nochmals auf den Weg zum »Mecca«. Die Frage, ob er mit seinem Besuch vielleicht Zwietracht zwischen Mann und Frau säen könnte, störte ihn nicht weiter. Seiner Meinung nach waren die Neuigkeiten, die er Mrs. Oaks mitteilen wollte, für sie überhaupt keine Neuigkeiten.

Das Tor war schon geschlossen. Mrs. Oaks öffnete selbst. Es fiel ihm auf, daß die Lampe in der Vorhalle jetzt so aufgehängt war, daß jeder Ankömmling grell beleuchtet wurde, während die Halle selbst ziemlich düster blieb.

Mutter Oaks fixierte ihn mit einer gewissen Unruhe, fragte aber nichts, sondern ging voran ins Wohnzimmer. Lila saß dort mit einem Buch in der Hand – bleicher als sonst, wie ihm schien.

»Mach, daß du hinauskommst, Lila! Ich habe mit Mr. Wade zu sprechen.«

Das Mädchen sah ihn groß an. Er las in ihrem Blick eine dringende Warnung, die nicht mißzuverstehen war. Sie öffnete die Lippen, sagte aber nichts und wäre gegangen, wenn er sie nicht aufgehalten hätte.

»Guten Abend, Lila! Studieren Sie Klassiker, oder bereiten Sie sich für das Pensionat vor?«

Bevor sie antworten konnte, hatte Mrs. Oaks sie hinausgeschoben und die Tür geschlossen.

»Also«, begann sie trotzig, »was wollen Sie schon wieder hier, Mr. Wade?«

»Ich möchte über Golly mit Ihnen sprechen. Haben Sie nicht ein Funktelegramm von ihm erhalten?«

Sie preßte die Lippen zusammen und antwortete nicht.

»Wo läuft denn sein Schiff zuerst an?«

»Passen Sie mal auf, Mr. Wade – Sie haben Golly heute abend gesehen. Er hat mich nämlich angerufen. Es hat gar keinen Zweck, auf den Busch zu klopfen. Wie Sie denken können, möchte ich natürlich nicht, daß alle Welt erfährt, daß der erbärmliche Wicht ausgerissen ist. Er hatte wenigstens noch soviel Anstand, anzurufen und mir mitzuteilen, daß Sie ihn erkannt haben. Ich kann auch nicht mehr über

ihn sagen, als Sie selbst schon wissen. Ich habe mit Golly ein für allemal Schluß gemacht.«

»Das ist aber traurig«, sagte Wade mit spöttischem Bedauern.

»Sie brauchen deshalb noch lange nicht unverschämt zu werden. Meine eigenen Sorgen gehen Sie überhaupt nichts an, aber wenn Sie es durchaus wissen wollen, Golly und ich passen nicht mehr zusammen, und dann ist er für meinen Geschmack auch viel zu gut Freund mit den Flußratten. Er bringt den Klub in schlechten Ruf, weil er ihnen alles mögliche abkauft, und ich will damit nichts mehr zu tun haben.«

Sie kehrte eine derart sanfte und rechtschaffene ›Mutter‹ heraus, daß es den Eindruck auf John Wade verfehlte.

»Seine Adresse hat er wohl nicht hinterlassen?«

»Ich habe Ihnen schon gesagt«, fuhr sie ihn an, »daß ich nicht das geringste Interesse mehr an ihm habe! Und die Adresse, die werden Sie auch selbst herausbekommen, denn Sie haben bestimmt ein paar Ihrer Spitzel auf ihn gehetzt.«

Seine Augen wanderten im Zimmer umher, aber er konnte nichts Ungewöhnliches entdecken.

»Wie geht es seiner Lordschaft?« fragte er beiläufig.

»Wen meinen Sie damit –? Ach ja – der neulich abends hier war? Ich habe ihn nicht mehr gesehen.«

»Und Anna – wo steckt Anna?«

»Ich kenne überhaupt keine Anna, ausgenommen ein früheres Dienstmädchen – hübsche Person ...«

»Jetzt haben Sie eine großartige Gelegenheit verpaßt, Mrs. Oaks! Sie hätten mir sagen sollen, Anna wäre die, mit der Ihr Don Juan von Mann durchgebrannt ist!«

Er erhob sich und streckte sich.

»Ich bin recht müde. Ich war nämlich schon heute früh in Maidenhead, um die Frau zu finden, mit der Golly spazierengefahren ist – Autonummer XP 1102.«

Einen Augenblick sah er Betroffenheit in ihrem Gesicht.

Er kannte die Nummer des Autos absolut nicht, setzte aber das gleiche auch bei ihr voraus.

»Ich weiß nichts von Autos«, sagte sie.

»Eine große Limousine, Golly saß neben dem Fahrer und ist natürlich erkannt worden. Wenn Anna etwas zustößt – wenn sie beispielsweise in ein oder zwei Tagen aus dem Fluß gefischt werden sollte, würde das außerordentlich unangenehme Folgen für Ihren Mann haben. Vielleicht interessiert es Sie aber auch nicht mehr, ob er gehenkt wird oder nicht?«

Trotz ihrer erstaunlichen Selbstbeherrschung zuckte sie zusammen.

»Niemand wird ihr was tun . . .«

Er ging auf sie zu und sah sie fest an.

»Mrs. Oaks, Sie spielen ein recht gefährliches Spiel und stecken bereits tiefer in der Sache, als Sie glauben. Sie wissen ganz genau, daß Golly nach Maidenhead fuhr, um die Frau zu holen. Sie wissen, daß er sie im ›Mecca‹ oder sonstwo in London untergebracht hat. Sie wissen, daß sie gegen ihren Willen festgehalten wird, und wissen auch, warum. Ich wiederhole noch einmal – wird ihre Leiche, gleichgültig wann, in der Themse gefunden, dann werden Sie und Ihr Mann große Schwierigkeiten haben, Ihre Teilnahme am – Mord zu leugnen.« Er legte großen Nachdruck auf das Wort ›Mord‹. »Es wird Ihnen außerdem sehr schwerfallen, den Beweis zu liefern, daß Sie mit den Gummibrüdern nicht unter einer Decke stecken – und die haben schon verschiedene Morde auf ihrem Konto.«

Sie schluckte einige Male.

»Aber wenn Sie wissen, wo das Auto steht . . .«

»Das weiß ich nicht, weiß nicht mal die Nummer, es war nur ein Bluff, hinter den Sie schon noch gekommen wären, denn ich bin überzeugt, Sie kennen das Auto. Daß aber Ihr Mann in dem Wagen gesehen wurde, ist keine Erfindung, und Sie können versichert sein, daß ich ihn bei der ersten sich bietenden Gelegenheit verhaften werde.«

Einen Augenblick lang tat sie verzweifelt, aber dann fragte sie mit ihrer alten Unverfrorenheit:

»Ist das alles, was Sie mir zu sagen haben, Mr. Wade?«

»Alles. Und bemühen Sie sich nicht, ich finde den Weg allein!«

Ihre Blicke folgten ihm, bis die Tür hinter ihm zufiel.

Wade war schon im Freien vor dem Tor, als er etwas neben sich zur Erde fallen hörte. Mit der Taschenlampe leuchtete er den Boden ab, bis er einen kleinen Schlüssel fand, an den ein zusammengefaltetes Papier gebunden war.

Er hatte gerade noch Zeit, seinen Fund in die Tasche zu stecken, als sich die Haustür öffnete und der Weg hell erleuchtet wurde. Mrs. Oaks stand im Eingang und rief ihm zu:

»Mr. Wade, einen Augenblick noch, bitte!«

Er ging die paar Schritte zurück und fand sie in höchst versöhnlicher Stimmung.

»Bitte, zeigen Sie doch Golly nicht an! Was ich Ihnen erzählt habe, ist die reine Wahrheit, und ich möchte nicht, daß über mich geklatscht wird. Ich will heute nacht noch versuchen, ihn zu finden, und ihm zureden, Sie morgen früh aufzusuchen. Wenn er wirklich etwas über

das Auto weiß, wird er es Ihnen bestimmt erzählen. Wenn Sie wollen, bringe ich ihn auch hierher, und Sie können hier mit ihm sprechen.«

»Ich will's mir überlegen.«

Die Versuchung, sogleich seinen Fund zu untersuchen, war groß, doch Wade zweifelte nicht daran, daß er beobachtet wurde, daß man ihm vielleicht sogar folgte, also mußte er damit bis zu Hause warten.

Dort angelangt, versuchte er vergeblich, die Haustür aufzuschließen, weil von innen ein Schlüssel steckte. Henry, sein gelegentlicher Helfer, besaß einen zweiten Schlüssel. Da aber Henry ein etwas schlaf-süchtiger alter Herr war, legte er sich manchmal nach getaner Arbeit im Wohnzimmer aufs Sofa und machte ein Nickerchen.

Auf sein wiederholtes Läuten bekam Wade keine Antwort. Er ging ums Haus herum und fand zu seiner Überraschung den Küchenausgang zum Garten offen. Nach wenigen Schritten stieß er an ein massives Hindernis, schaltete die Taschenlampe ein und erblickte zwei Kästen voll Stiefmütterchen.

»Donnerwetter!« stieß er hervor.

Zwei Kisten mit gelben Stiefmütterchen, daneben zwei Spaten und eine Brechstange. Mitten in der Küche lag ein Holzdeckel, bestehend aus exakt zusammengepaßten und verschraubten Planken.

Seltsam! Sollte Henry –? Aber er hätte einen Eid darauf schwören können, daß er die Kisten mit den Stiefmütterchen auf Gollys Schultern gesehen hatte.

»Wird ja immer merkwürdiger ...«

Im Wohnzimmer lag Henry auf dem Sofa. Es dauerte eine Weile, bis er ihn wachbekam.

»Entschuldigen Sie, Mr. Wade, ich habe gestern nacht so wenig geschlafen.« Es war die übliche Entschuldigung.

»Was ist denn das für ein Zeug in der Küche?«

»Zeug?« Henry wurde langsam munter. »Ich weiß nicht, was Sie meinen.«

Er folgte Wade in die Küche und betrachtete mit offenem Mund die Blumen und das übrige.

»Muß ein Irrtum sein. Die Sachen sind aus Versehen hier abgeliefert worden. Merkwürdig, daß ich nichts gehört habe ...«

»Daß Sie nichts gehört haben, ist das einzige, was nicht merkwürdig ist«, meinte Wade trocken.

Im Wohnzimmer schnitt er den Faden auf, der um Papier und Schlüssel gewickelt war. Nur ein paar eilig hingekritzelte Sätze standen auf dem dünnen weißen Papier:

»Bitte, nehmen Sie sich in acht. Passen Sie auf den Ventilations-schacht in Ihrem Zimmer auf. Darüber haben sie gesprochen. Ich mache mir große Sorge.«

Keine Unterschrift. Auch die Handschrift war ihm unbekannt, doch konnte er sich denken, von wem die Warnung kam. Luftschacht? Er sah sich in seinem Zimmer, das er wie seine eigene Tasche zu kennen glaubte, hilflos um. Dann fiel ihm etwas ein. Er zog das Bett in die Mitte des Zimmers. In der Wand, dicht über dem Fußboden, befand sich ein kleines Lüftungsgitter. Sein Vater hatte, als er das Häuschen bauen ließ, diese Ventilationsanlage anbringen lassen. Die Nachbarschaft hatte auch ihm keine besondere Liebe entgegengebracht, und so mochte er es für ratsam gehalten haben, nachts die Fenster geschlossen zu halten. Schon er war Beamter der städtischen Polizei gewesen.

Wade bückte sich und versuchte, durchs Gitter in den Schacht zu blicken, der nicht größer war, als daß zur Not eine Katze hätte durchschlüpfen können. Dann ging er in den Garten hinaus und leuchtete die Hauswand ab. Das äußere Gitter war entfernt worden, es lag unten an der Mauer, von Kalkstücken und Mauerstaub bedeckt. Er kehrte ins Haus zurück und hob den Hörer ab, bekam aber keine Antwort.

»Meldet sich niemand, Sir?« fragte Henry besorgt. »Komisch, ich habe heute abend noch mit einem Freund gesprochen.«

»Ich glaube, man hat die Drähte durchgeschnitten.«

»Durchgeschnitten? – Wen wollten Sie anrufen, Sir? Die Polizeiwache? Ich will schnell mal hinlaufen und . . .«

»Wenn Sie das versuchen, ist es möglicherweise das letztmal, daß Sie überhaupt irgendwohin laufen, Henry!«

Wade nahm einen Revolver aus dem Schreibtischfach, leerte das Magazin, untersuchte jede Patrone und lud von neuem.

»Ich glaube, das wäre alles. Schließen Sie die Türen ab, löschen Sie das Licht in der Küche und gehen Sie im oberen Zimmer auf Posten!«

Es war kurz vor eins, als das letzte Licht im Haus erlosch. Eine Stunde völliger Stille folgte. John Wade saß auf dem Bettrand. Zu rauchen wagte er nicht. Henry kauerte, Todesängste ausstehend und hellwach, in dem kleinen Zimmer über dem Küchendach.

Es schlug drei Viertel zwei, als sich das erste ungewöhnliche Geräusch hören ließ. Es klang, als ob etwas an der Außenmauer des Hauses kratzte, so leise, daß es im Schlaf nicht hätte gehört werden können. Dann: S-s-s-s-s!

Das Geräusch kam aus dem Luftschacht und war lauter, als Wade erwartet hatte. Mit einigen Handgriffen zog er sich die Gasmaske über den Kopf und konnte nun das Zischen nicht mehr hören.

Minuten vergingen, und als er sich zum drittenmal zum Ventilationsschacht hinunterbeugte, sah er, daß er nicht mehr durch irgendeinen Gegenstand verstopft zu sein schien. Leise ging er zur Tür, öffnete und schloß sie hinter sich und suchte seinen Gefährten auf. Henry hörte ihn nicht kommen und fuhr hoch, als er ihm auf die Schulter tippte. Bewegungslos warteten beide. Bald sahen sie einen Schatten auf dem Küchendach erscheinen – dann einen zweiten, einen dritten. Jetzt standen drei Männer vor dem Fenster – Chinesen. Der eine berührte die Scheibe in der Nähe des Riegels und schien einen großen Kreis zu zeichnen. Im nächsten Augenblick fiel ein rundes Stück Glas heraus, eine Hand tauchte hinein, der Riegel wurde hochgezogen und das Fenster war offen. Die drei Männer stiegen einer nach dem andern ins Zimmer und ließen die Jalousien herunter. In diesem Moment schaltete John Wade das Licht ein. Der eine Chinese starrte ihn durch die Gasmaske an, dann gingen seine Hände in die Höhe. Der zweite sprang zum Fenster, aber Henry packte ihn am Hals und schleuderte ihn zu Boden. Der dritte ergab sich mit philosophischer Ruhe in sein Schicksal und erhob ebenfalls die Hände.

Mit Handschellen wurden die drei Gefangenen aneinandergefesselt und die Treppe hinabgeschoben. Wade überließ Henry die Bewachung der Chinesen und begab sich in sein Zimmer, wo er leise alle Fenster öffnete. Wer immer auch draußen lauern mochte, würde dies erwartet haben. Geräuschlos öffnete er die Haustür und trat in den Vorgarten hinaus. Ein Mann kam auf ihn zu.

»Alles in Ordnung?« fragte er flüsternd. Dann erkannte er seinen Irrtum und wandte sich zur Flucht, aber Wade sprang mit einem Satz über den niedrigen Zaun und packte ihn am Kragen. Ein Faustschlag traf den Arm des Mannes, sein Revolver fiel zu Boden und entlud sich.

Es war zwecklos, dem Fliehenden zu folgen – Wade drehte sich um, gerade noch zur rechten Zeit. Eine dunkle, untersetzte Gestalt stand wenige Schritte vor ihm und schleuderte ein Messer. Er bückte sich, das Messer fiel klirrend aufs Pflaster, er zog den Revolver und feuerte, und nun flohen dunkle Gestalten nach allen Richtungen. Es gab hier in der Gegend unzählige und verzweigte Gassen und Gäßchen, zwei davon führten direkt zu den Speichern am Flußufer.

Wade hörte den schrillen Pfiff eines Polizisten, dann einen zweiten, und gleich darauf lief ein Schutzmann auf ihn zu. Türen und Fenster

gingen auf. Es schien beinahe, als ob die ganze Straße ein derartiges Ereignis erwartet hätte, denn unmittelbar darauf wimmelte es von halbbekleideten Menschen.

Das Giftgas, das man durch den Luftschacht in sein Zimmer geleitet hatte, strömte in den Ausgang, und Wade mußte erst seine Maske wieder aufsetzen, als er die Haustür öffnete. Die drei Gefangenen im Wohnzimmer boten in ihren Gasmasken einen furchterregenden Anblick. Beim Eintreffen der polizeilichen Verstärkung wurden sie auf die Straße geführt. Die Beamten drängten die Neugierigen zurück.

Der Stahlzylinder, der das Gas enthalten hatte, wurde bald gefunden. Die wichtigste Entdeckung jedoch machte man im Garten beim alten Ziehbrunnen. Der Deckel, jahrelang unter Erde und Blumen verborgen, war entfernt und die Erde in den Brunnenschacht geworfen worden.

»Sie und ich, Henry«, sagte Wade beim Kaffee, den sein Faktotum zubereitet hatte, »sollten jetzt eigentlich von Rechts wegen auf dem Grund des Brunnens liegen, und niemand würde ahnen, was aus uns geworden ist. Diese Herren haben sogar ein fingiertes Telegramm von Dover aus ans Präsidium geschickt, damit meine Abwesenheit nicht sofort auffällt.«

»Das Tollste an allem sind aber doch die Blumen!« meinte Henry.
»Wenn Sie den Kerl kriegen, der die Blumen kaufte, haben Sie ...«

»Richtig«, unterbrach ihn Wade und machte sich auf den Weg, um Golly zu fassen.

8

Der Morgen graute eben, und wenig Leute waren auf den Straßen, die zum »Mecca« führten. Als John Wade kurz vor dem Klub um die Ecke bog, hörte er von der Treppe, die zum Fluß hinabführte, seinen Namen rufen.

»Mr. Wade! Gehen Sie nicht weiter, Mr. Wade – man lauert Ihnen auf!«

Er drehte sich herum und eilte zu den Stufen hinunter. Lila stand vor ihm. »Nanu, was machen Sie ...«

Er spürte einen plötzlichen Schmerz im Bein und knickte halb zusammen. Lilas Arm zog ihn mit einer heftigen Bewegung zum Treppenabsatz hinunter.

»Man wußte, daß Sie kommen – allein kommen«, flüsterte sie atemlos.

Sie war nur notdürftig bekleidet, barfuß, und hatte einen alten Herrenmantel übergezogen.

Langsam ging er mit ihr bis zum Wasser hinunter. Der Fluß lag in einem leichten Nebel, durch den die Lichter der verankerten Schiffe undeutlich schimmerten.

Wade fühlte sich eigenartig schwach, und als ihn Lila in das kleine Boot schob, taumelte er und wäre beinah ins Wasser gefallen. Sie ergriff die Ruder und trieb das Boot mit kräftigen Schlägen in den Fluß hinaus.

»Warum sind Sie gekommen? Warum sind Sie nur gekommen?« jammerte sie keuchend.

Er blickte zurück und sah zwei helle Lichtstrahlen aufblitzen. Fast ohne Geräusch, nur mit einem dumpfen ›Ploff-ploff‹ flog etwas gegen die Bootsante und prallte dann pfeifend ins Wasser. Gleich darauf tauchte im Nebel eine Polizeibarkasse auf. Wade rief sie an. Wieder fiel ein Schuß vom Ufer. Er sah, wie die Kugel ins Wasser schlug.

Jetzt lagen sie neben dem Polizeiboot. John Wade wußte, daß er verwundet war, noch bevor man ihn hinüberschob. Das eine Hosenbein war blutdurchtränkt. Lila war einer Ohnmacht nahe. Die Barkasse jagte der nächsten Polizeistation zu, wo man dem Mädchen heißen Kaffee und Brantwein einflöste. Sie zitterte heftig, trotz der schweren Decken, die man über sie legte. Ihr Gesicht war kreideweiß, als John Wade, den man verbunden hatte, sie aufsuchte. Auf alle seine Bitten, ihm zu erklären, was vorgefallen sei, schüttelte sie nur den Kopf.

»Ich weiß nichts, weiß wirklich nichts, es kommt mir alles vor wie ein furchtbarer Traum – ich kann, ich darf Ihnen nicht mehr sagen. Ich hatte solche Angst um Sie, daß ich hinauslief, um Sie zu ...«

»Man hatte also einen kleinen Hinterhalt für mich vorbereitet? Mrs. Oaks ist natürlich im Bilde?«

»Ich kann nichts sagen.«

Sie begann leise zu weinen.

Auch als sie sich völlig beruhigt hatte, weigerte sie sich, irgendeine Aussage zu machen.

Elk wurde beauftragt, Mrs. Oaks zu verhören, die aber etwas Derartiges erwartet haben mußte und schon auf die nächste Polizeiwache gegangen war, um sich nach der verschwundenen Lila zu erkundigen.

»Wenn uns Ihre Lila nichts erzählt«, meinte Elk, als er vom Klub zurückkam, »wird es ziemlich schwierig für uns sein, gegen das ›Mecca‹ vorzugehen. Die Gäste haben überhaupt nichts gehört und bemerkt, einer will sogar beschwören, daß Mrs. Oaks ihr Zimmer bis heute

früh nicht verlassen habe – woher er das wissen will, ist mir allerdings ein Rätsel. Jedenfalls hat es unter diesen Umständen keinen Zweck, etwas zu unternehmen.«

Man brachte Lila in der Familie eines Sergeanten der Kriminalpolizei unter. Dort besuchte sie Mrs. Oaks, nachdem sie eine peinliche Stunde lang das Kreuzverhör Inspektors Elks durchgestanden hatte.

Sie ärgerte sich mehr, als sie sich anmerken ließ, daß sie John Wade neben Lilas Bett antraf. In Wapping lief inzwischen bereits das Gerücht um, daß der Inspektor diesmal einen ernstlichen Denkkzettel von den Gummibrüdern erhalten habe. Als erstes erkundigte sich darum Mrs. Oaks heuchlerisch nach Wades Befinden.

»Nur eine kleine, harmlose Fleischwunde, mein barmherziges Schwesterchen! Sieht viel ernsthafter aus, als es in Wirklichkeit ist. Bestellen Sie doch bitte allen meinen Freunden, daß ich in ein oder zwei Tagen wieder auf den Beinen zu stehen hoffe!«

Jetzt erst erinnerte sich »Mutter« ihrer Tantenpflichten und machte ihrem Groll in Vorwürfen Luft.

»Wie bist du nur auf den Gedanken gekommen, mitten in der Nacht wegzulaufen, Lila?« rief sie mit ihrer schrillen Stimme. »Was du mir für einen Schreck eingejagt hast – und der Skandal in der Nachbarschaft!«

»Lila muß Schlafwandlerin sein –«, warf Wade ein, »eine peinliche Krankheit, wie Sie ja wissen. Vielleicht ist Golly auch Schlafwandler?«

Aber sie überhörte seinen Spott.

»Du kannst jetzt gleich mit mir nach Hause fahren. Ich habe unten ein Taxi ...«

»Und ich ein ärztliches Zeugnis«, fiel ihr John Wade ins Wort. »Sie muß mindestens noch drei Tage im Bett bleiben und darf weder im Taxi noch im Krankenwagen weggebracht werden – nicht einmal von einem Ihrer chinesischen Spezialisten!«

»Mutter« zitterte vor Ärger, aber ihre außerordentliche Selbstbeherrschung ließ sie auch jetzt nicht im Stich.

»Drei Tage soll sie also noch hierbleiben?« fragte sie nachdenklich. »Da ist eben nichts zu machen. Aber ich begreife trotzdem nicht, warum sie überhaupt weggelaufen ist – es muß tatsächlich im Schlaf passiert sein.«

Schließlich machte sich Mrs. Oaks auf den Weg, nachdem sie sich vergewissert hatte, daß sie das Mädchen nicht allein sprechen konnte.

Die Frau des Polizeibeamten brachte der Patientin eine Tasse Fleischbrühe, und als sie wieder allein waren, fragte Wade:

»Geht es jetzt besser?«

»Ja –« Sie lächelte. »Ich bin sicher, Sie wollen wieder mit Ihren Fragen anfangen?«

Er zog einen Stuhl zum Bett heran.

»Damit verdiene ich ja schließlich mein Brot!«

»Sie wollen wissen, warum ich ins Freie lief, um Sie zu warnen, wie ich dazu kam, Ihnen den Zettel zuzuwerfen, als Sie gestern abend das ›Mecca‹ verließen – und Sie wollen noch eine Menge anderer Sachen wissen, aber ich werde keine derartigen Fragen beantworten.«

Kein verheißungsvoller Anfang! Er wartete.

»Ich kann Ihnen nichts erzählen, ohne allen möglichen Leuten Unannehmlichkeiten zu bereiten. Mrs. Oaks – ich mag sie nicht besonders, Golly noch viel weniger. Obwohl ich es gar nicht wollte, lauschte ich – viel gehört habe ich nicht, nur, daß es in Ihrem Haus einen vergitterten Luftschacht gibt – und ...«

Er stand auf, setzte sich auf den Bettrand und nahm ihre Hand. Sie machte keinen Versuch, sie zurückzuziehen.

»Sehen Sie, Lila – ich bin da eigentlich in einem Zwiespalt. Vor allen Dingen – ich habe Sie sehr gern.«

Das Blut stieg ihr ins Gesicht. Sie sah ihn schnell an.

»Und weil ich Sie sehr gern habe, stehen Sie bei all meinen Überlegungen an erster Stelle – erst dann kommt meine Pflicht als Polizeibeamter. Sie haben etwas gehört, daß Sie veranlaßte, mir entgegenzulaufen. Sie nahmen an, daß man mich töten wollte. War es Gollys Stimme, die Sie gehört haben?«

Sie blickte ihn überrascht an.

»Golly –? Ist er nicht auf See? Stimmt das nicht?«

»Man weiß nie, was Golly alles vorhat«, antwortete er ausweichend. »Sie haben also seine Stimme nicht erkannt? Und von Anna haben Sie auch nichts gehört?« Er beobachtete sie bei dieser Frage, aber über Anna schien sie nichts zu wissen. »Anna ist die Frau, die ich überall suche. Ich nahm an, daß man sie im ›Mecca‹ versteckt hält. – Kennen Sie Lord Siniford?«

»O ja, ich habe ihn kennengelernt. Ist es nicht merkwürdig, daß Mrs. Oaks mit einem richtigen Lord bekannt ist? Er war sehr nett, aber ...«

»Aber was?«

»Er war – sehr höflich und liebenswürdig.«

»Wann haben Sie ihn zum letztenmal gesehen?«

»Vor ein paar Tagen, genau kann ich es nicht mehr sagen. Aber er war gestern nacht ...« Sie brach ab und biß sich auf die Lippe.

»Also gestern nacht war er auch da?«

»Ich kann und darf nichts sagen. Ich habe so große Angst. Irgend etwas Entsetzliches wird passieren, ich weiß nicht, worum es sich handelt – es geht wieder gegen Sie . . .« Sie schwieg einen Augenblick. »Wer ist Anna –? Eines Nachts kam eine Frau ins ›Mecca‹, sie schrie und weinte – ich habe es gehört und mich gefragt, wer sie sein könnte. Es kommen doch sonst keine Frauen in den Klub.«

John Wade fuhr im Taxi zurück. Vor der Polizeiwache stieß er auf Inspektor Elk, der ihn über den Stand der Dinge orientierte.

»Jeder verfügbare Mann ist in die Nachbarschaft des ›Mecca‹ beordert worden. Die Gelben müssen aus einem anderen Viertel gekommen sein. Im ganzen Hafen liegt kein Schiff mit chinesischer Besatzung.«

»Wo, zum Teufel, sind sie dann hergekommen? Wenn die ›Siegel von Troja‹ noch hier wäre, würde ich nicht fragen, aber die ist schon lange weg.«

»Das Schiff – ja. Aber die Besatzung auch? Ist Kapitän Aikness weg, ist Raggit Lane . . .«

»Der ist hier – er hat ja gestern die kleine Unterhaltung angeführt.«

Wade hatte mit dem städtischen Architekten des Distrikts telefoniert, und während er noch mit Elk sprach, wurde ihm ein großer Briefumschlag übergeben. Er riß ihn auf und fand darin den Grundriß eines Gebäudes und verschiedene kleine Skizzen.

»Was ist das?« fragte Elk neugierig.

Wade studierte den Plan genau und piffte vor sich hin.

»Sehen Sie sich das an! Es ist der Plan des alten Gebäudes – so sah es früher dort aus, wo heute das ›Mecca‹ steht.« Wade zeigte mit dem Finger auf den Plan. »Hier ist die Brauerei – ein Teil davon existiert noch – und hier sind die Keller.«

»Keller?« Elk beugte sich näher über den Plan.

»Die Keller breiten sich unter dem ganzen Gebäude aus, da unten gibt es Platz genug für ein halbes Regiment Chinesen. Bis heute wußte ich nur von einem Keller, Golly brachte dort sein Holz unter. Ich war einmal unten – ein enges Loch. – Hat man übrigens Golly gefunden?«

»Keine Spur. Ist es nicht merkwürdig, daß sich Mutter Oaks nicht ein einziges Mal nach ihrem Gatten erkundigt hat?«

John Wade zweifelte nicht daran, daß sich unter dem ›Mecca‹ ausgedehnte Keller befanden, aber es erschien ihm wenig ratsam, sofort eine Razzia im Klub vornehmen zu lassen. Es war klüger, sich das ›Mecca‹ für die Nacht aufzuheben und inzwischen ein anderes Problem zu klären, das ihn ohnehin schon seit Tagen beschäftigte. Es galt, die Quelle von Sinifords Einkünften zu entdecken. Daß der Lord eine Verbindung zu den Gummibrüdern unterhielt, stand außer Zweifel – doch wie lange dies schon der Fall war, mußte noch herausgefunden werden.

Sich an die Bank zu wenden, mit der Lord Siniford arbeitete, hatte wenig Sinn. Aber der Beamte, der den Lord seit zwei Tagen beschattete, hatte am Vormittag beobachtet, wie Siniford einen Scheck, den er einem versiegelten Umschlag entnahm, am Bankschalter einlöste, wobei er eine Unvorsichtigkeit beging – er zerknüllte den Umschlag und warf ihn in den Papierkorb. Der Detektiv fischte ihn sich nachher heraus und schickte ihn sofort an Inspektor Wade.

Ein Absender war auf dem Kuvert nicht angegeben, aber die Siegel auf der Rückseite waren teilweise noch gut erhalten. Vier Buchstaben ließen sich deutlich unterscheiden: L. K. Z. & B.

Vier Inhabernamen als Firmenbezeichnung finden sich selten und meistens bei Rechtsanwälten. Handelte es sich aber wirklich um eine Anwaltspraxis, dann konnte sie leicht ausfindig gemacht werden, denn Z als Anfangsbuchstabe eines Namens kam nicht häufig vor. In wenigen Sekunden fand Wade in der Anwaltsliste, was er suchte – die Firma Latter, Knight, Zeeland & Bruder in Lincoln's Fields. Am gleichen Nachmittag suchte er einen befreundeten Anwalt auf, um von ihm etwas über den Ruf der Firma zu erfahren.

»Hervorragende Anwälte«, wurde ihm mitgeteilt. »Latter und Knight sind schon lange tot, Zeeland hat sich kürzlich zur Ruhe gesetzt und Bruder ist jetzt Alleininhaber. Verschwiegen wie das Grab, aber im großen und ganzen ein feiner Mann mit gesundem Menschenverstand. Wenn Sie ihm offen sagen, worum es sich handelt, wird er Ihnen sicher entgegenkommen.«

Wade hatte Glück und traf Mr. Bruder noch im Büro an. Der Anwalt, ein großer, hagerer Mann mit fast kahlem Kopf, warf durch seine dicken Brillengläser einen Blick auf die Visitenkarte.

»Nehmen Sie Platz, Mr. Wade. Polizeibeamte sehe ich nicht oft in meinem Büro, und falls Sie dienstlich kommen, wird es sich bestimmt nicht um einen meiner Klienten handeln ...«

»Gehört Lord Siniford zu Ihren Klienten?« fragte Wade ohne Umschweife.

»Nein. Er ist ... Nein, mein Klient ist er auf keinen Fall. Aber schießen Sie los, Mr. Wade – worum handelt es sich?«

John Wade wußte, wie gefährlich der Boden war, den er jetzt betrat, daß jedes Wort ihm die größten dienstlichen Unannehmlichkeiten bereiten konnte.

»Ich will meine Karten aufdecken, Mr. Bruder. Sie werden sicher von den Gummibrüdern gehört und gelesen haben – kurz, ich bin mit dem Fall beauftragt. Natürlich muß ich jede noch so unbedeutende Spur verfolgen. Nun, ich habe herausgefunden, daß Lord Siniford mit Leuten befreundet ist, die ganz bestimmt mit dieser Verbrecherorganisation in Verbindung stehen. Hinzu kommt, daß er vor wenigen Jahren noch ein völlig mittelloser Mann war. Das änderte sich plötzlich, beinah über Nacht, und jetzt bezieht er ein beträchtliches Einkommen, das ihm durch Ihr Büro zugestellt wird. Letzteres weiß ich allerdings nicht positiv, vermute es nur. Soviel aber steht fest, irgendwoher bekommt er Geld, viel Geld, und ich muß herausfinden, woher es stammt.«

Der Anwalt neigte zustimmend den Kopf.

»Das Einkommen, das Sie erwähnen, ist völlig einwandfrei. Es stimmt, er bezieht es durch uns. Wie aber schon erwähnt, sind wir nicht seine Vertreter, wir führen nur die Aufträge einer dritten Person aus.«

Wade machte ein so enttäuschtes Gesicht, daß Mr. Bruder unwillkürlich lächeln mußte.

»Es tut mir leid, wenn ich Ihnen eine Theorie über den Haufen geworfen habe.«

»Nein, das stimmt nicht ganz. Es war eigentlich keine Theorie. Selbstverständlich, wenn es sich um ererbtes Geld handelt ...«

»Man kann es nicht gerade eine Erbschaft nennen –« Mr. Bruder schien sich jedes Wort genau zu überlegen. »Es besteht eine gewisse Stiftung, von der er vorläufig ein Einkommen bezieht. In einem Jahr etwa wird das ganze Geld in seine Hände kommen.« Nach einem Blick auf Wades verständnisloses Gesicht ergänzte er: »Ich fürchte, das kommt Ihnen alles sehr geheimnisvoll vor. Aber es liegt kein Grund vor, warum ich Ihnen nicht mitteilen sollte, was Sie selbst mit Leichtigkeit in Somersethouse herausfinden könnten, wo ja Abschriften sämtlicher Testamente aufbewahrt werden. Einer unserer Klienten, ein Verwandter von Lord Siniford, starb vor fünf Jahren und hinterließ ein großes Vermögen – ein außerordentlich großes Vermögen,

das unter normalen Umständen an – hm, jemand anders gegangen wäre. Ich glaube, mehr darf ich Ihnen nicht erzählen, nur noch das eine – das Vermögen sollte einer Person zufallen, die inzwischen verstorben ist, aber das Geld darf nicht zur Auszahlung gelangen, bis der nicht mehr existierende Haupterbe das einundzwanzigste Lebensjahr erreicht haben würde.«

»Können Sie mir den Namen des Erblassers mitteilen, in dessen Auftrag Sie handeln?«

Mr. Bruder wartete einige Augenblicke mit der Antwort.

»Sehen Sie, ich habe ja schon gesagt, daß Sie alle Einzelheiten im Somersethouse finden können. Ich kann Ihnen nur sagen, daß Lord Siniford sein Einkommen von der Pattisonstiftung bezieht, welche die Hinterlassenschaft der verstorbenen Lady Pattison, einer Großtante Lord Sinifelds, verwaltet.« Er stand auf und blickte stirnrunzelnd vor sich hin. »Eigentlich sehe ich nicht ein, warum ich Ihnen nicht gleich noch einige weitere Mitteilungen machen sollte. Kürzlich hatte ich mit Lord Siniford eine peinliche Szene. Er war bei mir und wünschte Informationen zu erhalten, die mir zu weitgehend erschienen, und wir gerieten etwas scharf aneinander. Darauf schrieb ich ihm und gab ihm den Rat, sich einen Anwalt zu nehmen, da ich es vorziehen würde, mit diesem statt mit ihm selbst zu verhandeln. Sie sehen also, daß unsere Beziehungen nicht gerade freundschaftlicher Art sind.«

»Ist es sehr indiskret, wenn ich Sie nach dem Grund Ihrer – Meinungsverschiedenheit frage?«

Wieder dachte Mr. Bruder kurze Zeit nach.

»Lord Siniford verlangte die Aushändigung verschiedener Kassetten mit Dokumenten, die jedoch Eigentum der Stiftung sind und es solange bleiben werden, bis die ganze Hinterlassenschaft definitiv an den Erben übergegangen ist. Ich wies also sein Ansinnen zurück, und er wurde ausfallend. Meiner Ansicht nach war er nicht ganz nüchtern. Das ist nun wirklich alles, was ich Ihnen mitteilen kann.« Er begleitete den Inspektor hinaus und verabschiedete sich höflich.

War dies nun die Lösung des Rätsels, von der sich Wade soviel versprochen hatte? Eine klare Erbschaftsangelegenheit! Wenn aber Siniford wirklich eine so große Anwartschaft besaß und schon jetzt ein beträchtliches Einkommen daraus bezog, warum in aller Welt ließ er sich dann mit den Gummibrüdern ein, warum verbrachte er eine Nacht auf der »Siegel von Troja« und eine andere Nacht im »Mecca«?

Wade ging gerade durch die Bedford Row, als er einen plötzlichen Entschluß faßte, ein Taxi heranwinkte und in die St. James Street

fuhr. Der Portier teilte ihm mit, daß Seine Lordschaft gerade nach Hause gekommen sei.

»Wen darf ich Seiner Lordschaft melden?«

»Wade.«

Auf dem Tischchen im Entree lagen verschiedene flache Schachteln mit dem Aufdruck eines bekannten Modegeschäfts. Während der Portier telefonierte, hob Wade vorsichtig einen Deckel und sah ein Damenkleid. Obenauf lag ein Zettel mit folgenden Zeilen:

»Eine Schneiderin wird Mittwohabend vorbeikommen, um der jungen Dame die Kleider anzuprobieren.«

Wer war die junge Dame, der anprobiert werden sollte?

»Seine Lordschaft läßt bitten!« sagte der Portier.

Die Fenster des großen, hellen Raumes, in den der Inspektor geführt wurde, gingen nach der St. James Street. Der Lord stand mit dem Rücken an den Kamin gelehnt und sah ihm mißtrauisch entgegen. Wade wandte einen der ältesten Tricks seines Berufes an – langsam und umständlich legte er seinen Hut auf einen Stuhl, bedächtig zog er seine Handschuhe aus und setzte sich, alles, ohne ein Wort zu sagen. Diese Taktik hatte schon oft Menschen aus der Fassung gebracht und ihre vorbereiteten Erklärungen über den Haufen geworfen.

»Was wünschen Sie?« fragte Siniford ungeduldig. »Ich habe nur ein paar Minuten Zeit.«

»Kennen Sie Kapitän Aikness schon lange?«

»Aikness? Ja – er war ein Freund meines Vaters.«

»Ihres Vaters? Dann können Sie also in jeder Beziehung für ihn einstehen?«

»Einstehen? Ich kann mich für niemand verbürgen. Ich kenne – ich meine, mein Vater kannte Kapitän Aikness sehr gut. Es war weiter nichts als ein Höflichkeitsbesuch, als ich ihn neulich auf seinem Schiff besuchte. Er ist übrigens ein sehr netter Mensch!«

»Und Miss Lila Smith finden Sie auch sehr nett?«

Siniford zuckte bei der Erwähnung dieses Namens ein wenig zusammen.

»Gott ja – aber lieber Himmel, sagen Sie mir doch nur, worauf Sie eigentlich hinauswollen, Inspektor! Sie kommen hierher, fangen an, mich ins Kreuzverhör zu nehmen...«

»Sie haben wohl großes Interesse an Lila Smith?«

»Die Kleine ist sehr nett –« Siniford zuckte die Schultern. »Aber ich habe nicht mehr Interesse für sie als für irgendein anderes junges Mädchen.«

»Aber doch soviel, daß Sie ihr neue Kleider kaufen?«

Sinifords rotes Gesicht wurde erst weiß und dann purpurrot.

»Was zum Teufel, soll das bedeuten? Lassen Sie mich beobachten? Nehmen Sie sich verdammt in acht, Inspektor, daß Sie nicht Ihren Posten verlieren! Mit mir können Sie sich solche Scherze nicht erlauben – vergessen Sie das nicht! Ich kann kaufen, was ich will und für wen es mir beliebt. Wenn Sie aber schon so verflixt neugierig sind, gut – die Kleider sind nicht für Miss Smith, ganz im Gegenteil, für ...«

»Für Anna?«

»Anna? Ich glaube, wir haben uns darüber schon einmal sehr ausführlich unterhalten!«

»Ja, durchaus – nur, inzwischen sind wir einen Schritt weitergekommen. Anna hat in Ihrem Haus in Maidenhead gewohnt und ist eines Nachts in einem geschlossenen Wagen nach London gebracht worden. Es war die Nacht, in der die Bank in der Oxford Street ausgeraubt wurde. Wenn ich mich recht erinnere, haben Sie schon in Maidenhead allerhand Kleider gekauft, Lord Siniford!« Wade ging dicht auf ihn zu. »Ich habe schon Golly gewarnt – jetzt möchte ich auch Sie warnen. Wird die Frau aus der Themse gefischt, und sollte sie etwa gar eines der Kleider anhaben, die Sie gekauft haben, dann werden Sie mit dem Gericht eine außerordentlich peinliche Auseinandersetzung haben.«

Siniford war kein guter Schauspieler, er gab sich geschlagen, sein Gesicht zuckte nervös. Er machte auch keinen Versuch, seine Bekanntschaft mit Golly abzuleugnen. Aber offensichtlich war die Warnung, die dieser erhalten hatte, an ihn nicht weitergegeben worden.

»Ich weiß ungefähr, was Sie denken«, fuhr Wade fort. »Sie sagen sich, daß der Frau nichts passieren kann, und doch weisen Sie diese Möglichkeit nicht ganz von der Hand. Wie dem auch sein mag, wenn die Frau gefunden wird, tot oder lebendig – Sie kommen in jedem Fall in eine unangenehme Situation.«

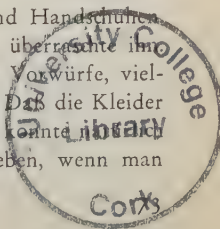
»Was sollen diese verrückten Anschuldigungen? Ich weiß wirklich nicht ...«

»Hat Anna auch etwas von der Pattisonstiftung zu erwarten?«

»Pattisonstiftung?« wiederholte Siniford schrill. »Was wissen Sie von ...«

»Alles«, antwortete Wade und griff nach Hut und Handschuhen. Das Entsetzen, das seine Frage hervorgerufen hatte, überraschte ihn.

Auf der Fahrt nach Scotland Yard machte er sich Vorwürfe, vielleicht in bezug auf Lila zu indiskret gewesen zu sein. Daß die Kleider für sie bestimmt waren, erschien ihm zweifelsfrei. Es konnte nicht eine sehr einfache Erklärung für diese Einkäufe geben, wenn man



berücksichtigte, daß Lord Siniford im Ruf stand, jungen Damen gegenüber sehr großzügig zu sein. Daß er sich aber gerade für Lila Smith interessierte, beunruhigte John Wade trotzdem. Immerhin war sie vielleicht der Anziehungspunkt, der Siniford so häufig ins ›Mecca‹ führte. Möglicherweise brachte die kommende Nacht eine Antwort auf alle diese Fragen, obgleich Wade kaum daran glauben wollte, daß die Razzia im Klub irgendeinen Erfolg haben würde.

In seinem Büro erwartete ihn Inspektor Elk, völlig eingehüllt in eine Rauchwolke. Elk rauchte mit Vorliebe anderer Leute Zigarren und haßte frische Luft. Er schob das Blatt Papier, auf dem er geschrieben hatte, zurück.

»Alles in bester Ordnung für unseren kleinen Besuch heute abend! Drei Barkassen liegen auf dem Strom und warten auf das Signal vom Kai. Fünfunddreißig ausgesuchte Beamte umzingeln das Haus, bereit einzugreifen. ›Gefährlicher Verbrecher ist in der Nähe des Klubs gesehen worden!‹ So lautet die offizielle Begründung. Oder sollen wir einen ›Mörder‹ daraus machen? – Nein, geht nicht, sonst lassen uns die Zeitungen nicht mehr in Ruhe. Bleiben wir bei ›gefährlich‹, das paßt eigentlich auf jeden. Wir brauchen auch keinen Haussuchungsbefehl. Alles wird nett und höflich mit freundlicher Einwilligung des Hausbesitzers durchgeführt!«

»Hört sich gut an«, sagte Wade. »Haben Sie etwas von Golly gehört?«

»Nichts, gar nichts. Der mit Recht so bekannte Boden muß sich aufgetan und ihn verschlungen haben.«

»Und die Chinesen?«

»Auch nichts herauszubekommen – sämtliche Chinesen auf dieser Seite von Tilbury sind verhört worden, alle konnten nachweisen, daß sie nichts mit dem Überfall zu tun hatten: Der Chef hat übrigens angeordnet, daß Sie die Razzia heute abend leiten.«

Jede Polizeiwache in London hatte eine Beschreibung Gollys erhalten. Alle Gasthöfe und Pensionen waren kontrolliert worden. Die Hauptschwierigkeit bestand darin, daß Golly außerhalb des ›Mecca‹ kaum bekannt war, weil er Bars und andere Marineklubs sehr selten aufsuchte.

»Er ist bestimmt im ›Mecca‹«, versicherte Elk. »Ich könnte darauf wetten, wenn ich so was überhaupt tun würde. Ich mache mir nichts aus Wetten, aber ich habe einen guten Tip für das Lambeth-Rennen morgen nachmittag. Sie können mich morgen noch mal daran erinnern. Ich weiß, daß durch Wetten schon mehr Familien ins Unglück...«

Wade schnitt den moralischen Exkurs seines Kollegen energisch ab.

»Ein andermal, Elk! – Erinnern Sie sich an den Einbruch in die St. James Bank, noch vor der Frisby Bank, als die Gummibrüder auf einem Motorboot entwischten?«

»Entwischten? Sie haben das Boot einfach übersehen!«

»Ja, leider – weil es auf der Landseite der ›Siegel von Troja‹ lag und wahrscheinlich an Bord geholt wurde, als ich nach Greenwich fuhr. Vermutlich ist es jetzt noch – oder jetzt wieder – auf der ›Siegel von Troja‹, falls sie es inzwischen nicht auf dem Ozean versenkt haben. Ich habe nach Südamerika telegraphiert, daß das Schiff sofort nach Anlegen durchsucht wird.«

Elk stopfte seine alte, übelriechende Pfeife.

»Daß die ›Siegel von Troja‹ das schönste Hehlernest ist, dürfte un-
terdessen klargeworden sein. Aber des eigentlichen Rätsels Lösung liegt nicht auf dem Schiff, sondern bei der kleinen Lila Smith –«

»Die kleine Lila Smith, wie Sie sich ausdrücken«, fuhr Wade gereizt auf, »kommt nur soweit in Frage, als ...«

Elk seufzte tief.

»Wenn es doch nur ein Mittel gäbe, das gut aussehende junge Kriminalbeamte davor bewahrte, sich zu verlieben! Aber ich wollte Ihnen ja zeigen, was mir der Fahndungsdienst zugeschickt hat.« Er zog ein Blatt Papier aus der Tasche, das aufgeklebte Zeitungsausschnitte und Notizen enthielt und den Stempel der Kriminalpolizei trug. »Da – sehen Sie, zum Beispiel: ›Der Juwelier George Seeper, seiner Betrügereien und Verurteilung wegen noch in lebhafter Erinnerung, ist in Buenos Aires erkannt worden. Er hat eine gute Stellung bei einer Dampfschiffahrtsgesellschaft und soll auf diese Weise schon ein paar-
mal nach England gelangt sein ...‹ – Oder hier ein Inserat: ›Tüchtiger Juwelier für Südamerika gesucht. Beste Gelegenheit, eine neue Existenz aufzubauen ...‹ – Ich habe die Daten geprüft. Die ›Siegel von Troja‹ lag in London, als die Anzeige erschien, und war in Buenos Aires, als Mr. Seeper ebendort erkannt wurde. Was glauben Sie, wie-
viel Angebote auf die Annonce eingingen? Und wie viele der Bewerber alte Zuchthäusler waren?«

»Das scheint mir ziemlich gefährlich für diese Herren zu sein!« Wade strich sich übers Kinn. »Wenn Aikness wirklich der Chef der Bande ist, wird er sich doch nicht jedem beliebigen Verbrecher in die Hände liefern.«

»Ein Kerl, der Polizisten über den Haufen schießt, wird auch mit solchen Brüdern fertig. Wir haben verschiedene Informationen, be-
sonders über Seeper, eingezogen. Er hat Verwandte in Peebles, denen er ein einziges Mal schrieb und erwähnte, daß man ihm eine gute

Stelle angeboten habe. Seither haben sie nichts mehr von ihm gehört. Er soll ein- oder zweimal in England gewesen sein? Schön, aber kein Mensch hat ihn gesehen. Einzig seine alte Mutter bekommt regelmäßig Geld von ihm. Der arme Kerl hat jetzt wirklich ›lebenslanglich‹ erwischt! Und ich wette mit Ihnen, was Sie wollen, daß jedes Schmuckstück, das an Bord kommt, in kürzester Frist eingeschmolzen ist.«

10

Als sich John Wade in der Registratur die Akten vorlegen ließ, mußte er sich Elks Meinung anschließen. Nicht weniger als vierzehn große Juwelendiebstähle – der Wert der Beute ging in die Hunderttausende – waren vorgekommen, die den Gummibrüdern zugeschrieben wurden.

Gegen Abend regnete es heftig. Wades Beinwunde schmerzte an diesem Tag besonders, was möglicherweise mit dem Wetter zusammenhing, wenn auch der Polizeiarzt die körperliche Anstrengung dafür verantwortlich machte. Jedenfalls zog Wade es vor, alle seine Anordnungen telefonisch zu treffen. Erst nach eingetretener Dunkelheit begab er sich zur Polizeilandungsbrücke, wo die drei Barkassen bereitstanden. Die Mannschaft war verstärkt und bewaffnet worden. Im Bug des größten Bootes befand sich ein ungewöhnliches Ausrüstungsstück, mit dessen Zuteilung Scotland Yard im allgemeinen äußerst zurückhaltend war, nämlich ein kleines Maschinengewehr. John Wade hatte seine ganze Überredungskunst aufbieten müssen, bis es ihm endlich bewilligt wurde. Das kleine MG kam wohlverpackt – es war nicht nötig, daß ganz Wapping sich darüber wundern sollte – an und wurde auf dem Boot montiert.

Die letzten Einzelheiten wurden festgelegt, und um neun Uhr bestieg Wade die schnellste der Barkassen. Die Mannschaften, die auf dem Land operieren sollten, waren in drei geschlossenen Lastwagen untergebracht. Da täglich derartige Wagen am ›Mekka‹ vorbeifuhren, würden sie kaum Verdacht erregen. Überdies lag ein reguläres Patrouillenboot in der Flußmitte.

Kurz vor dem Aufbruch brachte ein alter Beamter der Flußpolizei noch eine Meldung.

»Wir werden heute nacht sehr hohe Flut haben, die Nachricht ist gerade von Gravesend durchgekommen. Die Uferanwohner sind schon gewarnt worden.«

Die Nacht war ungewöhnlich klar, und die drei Boote fuhren in

Kiellinie über den Fluß nach der Surreyseite. Als sie sich Wapping näherten, stoppten sie ab. Wade sah auf das Leuchtzifferblatt seiner Armbanduhr – noch fünf Minuten bis zur vereinbarten Zeit. Von seinem Platz aus konnte er die oberen Fenster des ›Mecca‹ sehen; zwei waren erleuchtet, das dritte – Mutter Oaks' Zimmer – lag im Dunkel.

»Da fährt etwas von der Werft ab!« flüsterte der Sergeant.

Der Beamte mußte ungewöhnlich scharfe Augen haben, denn es dauerte einige Zeit, bis Wade selbst einen Schatten nahe bei der Werft entdeckte, der der Strommitte zuglitt. Es war ein Boot von ganz ungewöhnlicher Länge, und obgleich es kaum fünfzig Meter entfernt war, konnte er kein Motorengeräusch hören. Nur ein leises Summen war zu vernehmen, das nun deutlicher wurde. Ein elektrisch betriebenes Boot mit sehr starken Motoren, sagte er sich, als er seine Barkasse herum-drehen ließ, um es zu erwarten, und jetzt erst wurde er sich über dessen außerordentliche Schnelligkeit klar. Bevor er wußte, was vorging, war der Bug des fliegenden Bootes vor ihm – er sah noch die weit ausgebreitete Kiellinie und brüllte eine Warnung.

Es war bestimmt kein Zufall. Der scharfgeschnittene Bug krachte seitlich ins Heck der Barkasse. Hätte sich Wade nicht krampfhaft an der Bordwand festgehalten, wäre er beim Zusammenprall ins Wasser geschleudert worden. Im gleichen Augenblick hörten die Maschinen seines Bootes zu arbeiten auf, und es legte sich schwer nach einer Seite. All dies hatte kaum eine Sekunde gedauert. Das schwarze Boot flog vorbei, er konnte gerade noch einen Blick auf den Kopf des Mannes am Steuer werfen.

Aikness!

»Wir sinken!« schrie eine Stimme.

Der Vorgang war von den beiden anderen Barkassen beobachtet worden. Die nächste schoß heran, und bevor noch das gerammte Boot vollständig versank, wurden die Gekenterten an Bord gezogen.

Von dem schwarzen Boot war keine Spur mehr zu sehen. Die Mannschaft war mit der Bergung der Kollegen so in Anspruch genommen, daß nachher keiner etwas Brauchbares aussagen konnte. Signallampen flackerten auf, aufgeregt blinkten die Antworten nach allen Seiten des Stroms weiter.

»Achtung, das Signal vom Land, Sir!« rief eine Stimme.

Ein grünes Licht winkte vom Kai des ›Mecca‹ herüber. Vom Land aus war der Klub jetzt umzingelt. Die beiden Boote legten an. Die Flut war sehr hoch, das Wasser stand bis an den Rand des Kais.

Als Wade an Land sprang, lief ihm ein Mann, völlig kopflos, direkt in die Arme. Er wehrte sich verzweifelt, und Wade dachte

schon, es wäre Golly, bis einer der Beamten die armselige Gestalt mit der Taschenlampe beleuchtete.

»Nanu, Schnüffel, bist wohl in ganz feiner Gesellschaft heute abend?«

»Was soll ich nun schon wieder ausgefressen haben, Mr. Wade?« jammerte Schnüffel-Offen. »Selbstverständlich reiße ich aus, wenn ich Blaue sehe – die machen einen doch nur schlecht!«

»Festnehmen!« befahl Wade und lief auf das Haus zu.

Obwohl die Verhaftung Schnüffels einigen Lärm verursacht hatte, blieb es im »Mecca« völlig ruhig. In den dunklen Straßen rund um den Klub waren undeutlich die Gestalten der Polizeibeamten in Zivil zu erkennen. Elk stand mit seinem Sergeanten vor dem Eingang und sprach mit Mrs. Oaks, deren Gesicht ungewöhnlich blaß aussah. Beachtenswert war, daß sie nicht wie gewöhnlich aufbegehrte. Sie warf Wade nur einen schnellen Blick zu.

»Das einzige, worum ich Sie bitte, Mr. Elk«, sagte sie ruhig, »ist, daß keiner meiner Mieter, wenn irgendmöglich, etwas über die Razzia erfährt. Sie können mir das Geschäft nicht ruinieren, ich habe so schon genug Ärger! Was wollen Sie sehen? Kommen Sie herein, Sie können in jedes Zimmer einen Blick werfen, brauchen aber deswegen kein Aufhebens zu machen.«

»Vor allem interessieren uns die Keller, Mrs. Oaks«, mischte sich Wade ein.

Sie blickte ihn an, wandte sich aber dann wieder an Elk.

»Wer kommandiert eigentlich hier? Das möchte ich gerne wissen.« Das Zittern ihrer Stimme verriet ihren aufsteigenden Ärger. »Ich muß wissen, wer hier verantwortlich ist, denn ich lasse mir eine solche Behandlung natürlich nicht ohne weiteres gefallen.«

»Verantwortlich bin ich«, erklärte Wade. »Wollen Sie mir nun die Kellerschlüssel geben?«

Sie stand steif und starr da, hatte die Hände vor dem Bauch gefaltet und machte keinerlei Anstalten, der Aufforderung nachzukommen.

»Es gibt keinen Keller«, antwortete sie dann. »Wir haben nur einen Holzkeller, und der ist nie verschlossen, denn wir halten nicht jeden armen Teufel für einen Dieb!«

»Wirklich? Na ja, fast genau dasselbe hat uns Golly heute abend auch schon erzählt –.«

»So –?« fragte sie gedehnt, die Falle, die er ihr stellte, sofort durchschauend. »Dann hat Golly zum erstenmal in seinem Leben nicht geschwindelt.«

Offenbar wußte sie, daß Golly sich in Sicherheit befand. Wade hätte darauf geschworen, daß er sich im Augenblick im Haus oder doch in der nächsten Umgebung befand.

»Wer war heute abend hier?« fragte er schroff. »Nein, nicht Ihre Mieter, die interessieren mich nicht. Sie haben wohl keinen blassen Schimmer, wen ich meinen könnte? Wann kam Aikness und mit wem?«

Sie tat entgeistert.

»Aikness –? Der Kapitän? – Nein, den habe ich seit Wochen nicht gesehen.«

»Heute abend war er hier! Mrs. Oaks, es hat keinen Sinn, daß Sie noch weiter die Unschuldigen spielen – er war hier. Natürlich, an und für sich ist es Ihre Sache, wenn Sie ihn bewirten . . .«

»Ich kümmere mich nicht um die Angelegenheiten anderer Leute, und jedenfalls habe ich Kapitän Aikness nicht gesehen.« Sie holte im Wohnzimmer einen Schlüsselbund. »Da – einen Kellerschlüssel habe ich nicht. Soll ich mitkommen?«

»Nicht nötig.«

Wade ging mit Elk und einigen Sergeanten zur Werft. Beim Schein ihrer Taschenlampen stiegen sie die Stufen zu Gollys Holzkeller hinab. Unten, vor der eigentlichen Kellertür, gab es einen kleinen, gepflasterten Vorplatz, wo Golly sonst seiner Lieblingsbeschäftigung, Holz zu hacken, frönte. Die Kellertür war alt und schwer und hatte in der Mitte eine viereckige, vergitterte Öffnung. Gewöhnlich lassen sich diese alten Türen mit ihren verrosteten Scharnieren nur mühsam öffnen, aber diese hier ging leicht und geräuschlos auf. Eine Berührung mit den Fingerspitzen würde genügt haben, und eine nähere Untersuchung zeigte, daß die Scharniere tadellos geölt waren. Das eigentliche Schloß hingegen war alt und verrostet und schien seit Jahren nicht mehr gebraucht worden zu sein.

Im Keller selbst hing eine elektrische Lampe an der Decke. Der Schalter war bald gefunden, aber etwas Auffallendes gab es hier nicht zu sehen. An drei Wänden waren Holzstapel aufgeschichtet, altes Schiffsbauholz, in gleiche Längen geschnitten, darüber eine Menge Bündel Brennholz. In der Ecke neben dem Eingang stand ein großer, runder Aschenkübel, und als Elk neugierig den Deckel hob, fand er darin nichts anderes als feinen weißen Scheuersand, wie er im Haushalt verwendet wird. Der Eimer war bis weit über die Hälfte gefüllt.

Die Sergeanten räumten einen Teil des aufgestapelten Holzes beiseite. Die dahinterliegenden Wände, die aus alten, grün angelaufenen Ziegelsteinen bestanden, wurden untersucht und beklopft. Der Boden

war mit schweren Steinplatten gepflastert. Nirgends ließ sich eine Falltür erkennen.

»Warum Sand?« ließ sich Elk plötzlich vernehmen. »Weil er schwer ist!« Er versuchte, den großen Eisenbehälter wegzuziehen, aber seine Anstrengungen waren vergeblich. »Weil er sehr schwer ist!« wiederholte er. »Aber doch nicht so schwer, daß das Ding nicht wegzubringen wäre! Helfen Sie mal, Wade!«

Beide rissen mit aller Kraft an dem Behälter, ohne ihn jedoch bewegen zu können. Wade zog sein Jackett aus und fuhr mit dem bloßen Arm in den Sand hinein, bis er den Boden spürte. Zuerst fand er nichts, dann aber berührten seine tastenden Finger einen kleinen Metallhebel genau in der Mitte, der sich aber nicht bewegen ließ. Er tastete nach rechts und links, fand einen zweiten hebelartigen Griff, der, als er daran zog, nachgab. Ein metallisches Knirschen wie von Eisen gegen Eisen wurde plötzlich hörbar.

»Was ist los?« rief Elk.

»Helfen Sie mir den Eimer wegschieben – ich denke, jetzt wird es gehen!«

Doch der Behälter drehte sich nur, allerdings so leicht und schnell, daß die beiden dabei beinah ihren Halt verloren. Er drehte sich, fast geräuschlos jetzt, auf einer unsichtbaren Scheibe, vermutlich einer Eisenplatte, um seine eigene Achse. Sie fanden nicht Zeit, den gut geölten Mechanismus näher zu untersuchen, denn während sich der Eimer noch drehte, tat sich verblüffend in der hinteren Kellerwand ein schmaler Durchgang auf.

»Donnerwetter!« stieß Elk hervor.

Die Lampe vor sich haltend, zwängte er sich durch den Spalt.

»Hier gibt's auch einen Schalter«, rief er zurück. »Alles da – elektrisches Licht, jeder Komfort der Neuzeit!«

Der Schalter knackte, ein hellerleuchteter Raum lag vor ihnen. Es war ein sehr geräumiges Gewölbe und hatte etwa die Ausmaße des darüberliegenden »Mecca«-Areal. Wände und Decken bestanden aus alten Ziegelsteinen, die alle den grünlichen Schein zeigten, den Überschwemmungen hinterlassen. Trotzdem machte der Keller einen völlig trockenen Eindruck. An einigen Stellen waren die Steine morsch und dem Einsturz nahe. Neben dem Eingang ragte aus dem Winkel zwischen Wand und Boden ein langer Hebel hervor. Elk rief den im Vorkeller wartenden Beamten einige Befehle zu und zog an dem Hebel. Sofort schloß sich der Eingangsspalt mit leisem Knirschen.

»Der Verschluß –«, bemerkte Elk, »durch den wahrscheinlich der Hebel im Sandkübel wieder zurückgestellt wird.«

Wade hatte sich inzwischen den Raum flüchtig angesehen. Zwei Tische, ein Dutzend Stühle – doch nichts wies darauf hin, daß sich kürzlich hier jemand aufgehalten hatte. Nur unter einem der Stühle lag zusammengeknülltes Papier, ein Stück aus einer chinesischen Zeitung. In einer Ecke fand er ein Fläschchen Tusche, ferner einen Pinsel, wie ihn Chinesen zum Schreiben benutzen.

Eine angelehnte Tür führte in eine kleine Zelle, die ein Bett und einen Tisch enthielt. Am Türhaken hing ein wenig getragener Frauenmantel. Im Futter eingenäht war die Wade wohlbekannte Firmenadresse des Modegeschäftes in Maidenhead. Hier in dieser Zelle also war Anna versteckt gewesen. Das Bett war in Unordnung und wohl bis vor kurzem benutzt worden. Auf dem Tisch stand ein halb mit Wasser gefülltes Glas, daneben ein Fläschchen mit weißen Tabletten. Das Wasser sah noch frisch und klar aus, und die illustrierten Zeitungen auf dem Bett waren neuesten Datums. Unter dem Kopfkissen lag ein Damentaschentuch. Den wichtigsten Fund machten sie, als sie die Matratze aufhoben. Darunter kam ein chinesischer Dolch zum Vorschein, dessen Griff mit einem geschnitzten Drachen verziert war.

»Diese ›echt‹ chinesischen Messer werden in Birmingham angefertigt und zu Hunderttausenden verkauft«, sagte Elk. »Was halten Sie davon?«

»Annas letztes Verteidigungsmittel –«, antwortete Wade. »Sie hatte noch Verstand genug, um zu wissen, daß sie sich in Gefahr befand, und hat sich das Messer irgendwie verschafft. Daß sie es zurückließ, beweist, wie schnell und unerwartet sie von hier fortgeschafft wurde.«

Er nahm das Fläschchen mit den Tabletten auf und roch daran.

»Mr. Raggit Lane ist hier gewesen. Wahrscheinlich hatte er den Arzt zu spielen. Der Mann sollte endlich mal sein Parfüm wechseln.«

Weiter fand sich nichts. Der Keller war gut ventiliert, so gut, daß man ihn als zugiges Loch bezeichnen konnte.

»Es muß hier etliche Luftlöcher geben. Kapitän Aikness, unser Freund Lane, oder wer immer hier den Zeremonienmeister spielt, muß ein begeisterter Liebhaber von Frischluft sein! Offenbar steht das Wasser hier manchmal bis zur Decke hinauf. Sehen Sie nur die grünen Flecke! – Wir wollen gehen.«

Sie kehrten um. Elk zog an dem Hebel, der sich aber verklemmt haben mußte, denn er rührte sich nicht, auch als Wade mithalf.

»Wen haben Sie draußen zurückgelassen?« fragte Wade heftig.

»Martin und Scance. Wahrscheinlich haben sie am Hebel herumgespielt und ...«

In diesem Augenblick erloschen die Lampen im Keller. Wade zog die Taschenlampe heraus und leuchtete die Wand ab.

»Versuchen Sie mal die Tür!«

Aber so sehr sie sich anstregten, sie rührte sich nicht.

Elk klopfte an die Wand, um die Aufmerksamkeit der beiden Beamten draußen zu erregen, bekam aber keine Antwort.

»Ein Zufall?« fragte Wade nach einer Weile.

Er hörte, wie Elk kicherte. Ein Schauer lief ihm über den Rücken, denn Elk kicherte nur, wenn er sich in großer Gefahr befand.

»Nichts zu machen«, sagte Elk näseld. »Halt dein Licht mal so, daß sich keiner der Brüder hinter dich schleichen und dir eins versetzen kann! Ich will erst einmal den Schalter untersuchen.«

Wade behielt das entgegengesetzte Ende des Kellers im Blick und ließ den Lichtstrahl suchend umherstreifen.

»Das wissen wir nun also«, konstatierte Elk, nachdem er den Schalter verschiedene Male versucht hatte. »Der Hauptschalter ist woanders. Ich möchte wissen, was den beiden Leuten draußen zugestoßen ist. – Wissen Sie . . . Die grünen Wände . . . Ich weiß jetzt, warum sie alle ausgerückt sind. Nicht, weil wir gekommen sind, sondern . . .«

Merkwürdige Geräusche – ein Durcheinander von Quieken und Pfeifen. Wade sah im Schein seiner Lampe zwei kleine braune Körper über den Boden huschen. Vom Licht geblendet hielten sie einen Augenblick an. Aus den zweien waren jetzt schon sechs geworden. Etwas strich an seinen Beinen entlang.

»Ich bin zwar ein großer Tierfreund, aber Ratten kann ich nicht ausstehen!« Elks Stimme klang etwas erregt. »Wenn es Ihnen nichts ausmacht, wollen wir lieber auf den Tisch steigen!«

Sie kletterten auf den Tisch, während es am Boden von quiekenden, pfeifenden Ratten wimmelte, die vergeblich einen Ausgang suchten und an den Wänden in die Höhe sprangen. Die Tiere benahmen sich sinnlos vor Angst, erschreckt von einer drohenden Gefahr. Ihre schwarzen Perlenaugen glitzerten im Strahl der Taschenlampe. Einige hatten schon die Tischplatte erreicht. Elk stieß sie, als sie über seine Füße liefen, mit einem Schrei des Ekels weg.

»Haben Sie gemerkt, daß die Luftschächte nicht mehr arbeiten?«

Auch Wade war es aufgefallen. Die Luft war schwer und schwül geworden. Das Atmen wurde zur Anstrengung. Auf einmal spürten sie einen kühleren Luftzug und hörten gleichzeitig vom Kellerende her ein gurgelndes Geräusch. Das Schreien und Quieken der Ratten wurde schriller.

»Wasser! Erinnern Sie sich, was uns der alte Flußpolizist prophezeit hat? Außergewöhnlich hohe Flut heute abend! Sie wird für uns ein bißchen zu hoch sein, fürchte ich. Sehen Sie, wie das Viehzeug schwimmt!«

Schon schwammen auch die Stühle im Wasser, und jeder hing voller Ratten, die sich mit Zähnen und Krallen festklammerten. In unglaublich kurzer Zeit stieg das Wasser über den Tisch und über ihre Füße. Elk griff nach einem der herumschwimmenden Stühle und schüttelte das wild quietschende Rudel ab.

»Wie denken Sie über die Eisenstange?«

Über ihnen ragte ein verrosteter Eisenträger aus der Decke, der von einer Wand zur anderen lief. Mit Hilfe des Stuhls konnten sie das Eisen erreichen und sich daran festhalten. Im nächsten Augenblick aber schwammen Tisch und Stuhl unter ihnen weg, und sie hingen bis an die Hüften in dem schnell steigenden Wasser. Die Taschenlampe war Wade aus der Hand gefallen, er konnte sie durch das Wasser heraufschwimmern sehen – sie war wasserdicht, aber ihr Schein war so matt, daß alles dunkel blieb. Wade spürte, wie die Krallen der kleinen Körper sich an seinem Rock emporarbeiteten. Er schüttelte die Schulter und versuchte, sich von dem widerlichen Gekrabbel zu befreien.

»Der Strom muß furchtbar gestiegen sein! Aber daß er so hoch kommen kann –?«

Er überlegte – selbst wenn man annahm, daß das Wasser die Werft überschwemmt hatte, dürfte es doch wohl kaum weiter als bis zur halben Höhe des Kellers steigen.

»Die städtische Polizei wird zwei vorzügliche Beamte verlieren«, sagte Elk mit Fassung. »Was glauben Sie, John, wer Ihr Nachfolger wird? Vielleicht Stanford, dieser Kerl – ich weiß nicht, ich konnte ihn nie ausstehen. Eigentlich tut's mir leid, daß die Sache jetzt schon zu Ende sein soll.«

»Halten Sie den Mund!« fuhr ihn Wade an.

Das Wasser ging ihm bis zum Hals, jetzt berührte es schon sein Kinn. Er achtete nicht mehr auf seine vierbeinigen Leidensgefährten, die auf seiner Schulter saßen, ihm ins Ohr pfften. Das Wasser stieg übers Kinn, erreichte die Lippen. Er bog den Kopf noch weiter nach hinten und drückte das Gesicht flach gegen die Decke.

Lila Smith jedenfalls war in Sicherheit! Er hätte gern noch das Rätsel um die Pattisonstiftung aufgeklärt – und natürlich auch Aikness hätte er gern eins ausgewischt ...

Er spürte eine mächtige Erschütterung, konnte aber nichts hören,

da seine Ohren schon voll Wasser waren. Das ganze Gebäude schien zu erzittern, und plötzlich, schneller als es gekommen war, fiel das Wasser zurück, erst bis zu den Schultern, dann bis zu den Hüften.

»Was war das?« stöhnte Elk halb erstickt.

Es konnte nur eine einzige Erklärung geben – unter dem ungeheuren Druck mußte eine der Wände nachgegeben haben, und das Wasser ergoß sich jetzt in eine andere Höhlung.

»Wir müssen versuchen, das Loch zu finden!«

Wade schwamm die Wand entlang, bis seine Beine plötzlich gewaltsam nach vorn gerissen wurden. Mit einer Hand stemmte er sich gegen die Wand und fühlte mit der anderen nach unten. Hier war die Bresche. Ein Teil der Wand, ungefähr vier Fuß hoch und vier Fuß breit, hatte dem Wasserdruck nicht standgehalten. Aber wohin floß das Wasser?

Als der Sog etwas nachließ, schwamm Wade zurück, tauchte unter und nahm die Taschenlampe auf, die noch immer brannte.

Da drüben muß noch ein Keller sein – einer von uns muß hinüber und nachsehen, wohin er führt.«

»Dieser eine sind aber Sie!« knurrte Elk.

Wade vergegenwärtigte sich die Lage des »Mecca«. Nach dieser Seite hin grenzte ein altes Lagerhaus an das Klub-Areal. Es gehörte einer Lebensmittelfirma und verfügte über einen ausgedehnten Keller mit einer Kühlanlage. Er war einmal mit einem Flußdieb, der sich aus den Vorräten bedient hatte, unten gewesen.

Wade zog sich mit einer Hand durch die Bresche, die andere hielt die Taschenlampe. Seine Füße erreichten auch auf der anderen Seite den Boden nicht. Er leuchtete nach oben. Die Decke bestand aus alten Planken und wurde von dicken Holzpfeilern getragen. Um ihn herum schwammen zahlreiche Kisten. Wie er vermutet hatte, handelte es sich um den Keller der Lebensmittelfirma. Jetzt ging es nur noch darum, den Ausgang zu finden. Er kletterte durch die Bresche zurück, um Elk zu orientieren.

»Hier jedenfalls ist der »Mecca«-Keller zu Ende, und das Wasser ist in den tiefer gelegenen Keller des Lagerhauses eingedrungen – aber dort muß es einen Ausgang geben!«

Sie arbeiteten sich durch die Öffnung in den Lebensmittelkeller hinüber, den sie, mühsam den Kisten ausweichend, durchschwimmen mußten. Auf der gegenüberliegenden Seite befand sich nämlich eine Steintreppe, die zu einer in halber Kellerhöhe befindlichen Tür hinaufführte, die glücklicherweise vom Wasser nicht erreicht wurde. Zu ihrer großen Überraschung war diese Tür unverschlossen. Über eine

weitere Treppe kamen sie in den Speicherraum, der in Straßenhöhe lag. Sie waren gerade dabei, einen Ausgang zu suchen, als eine Stimme sie scharf anrief. Es war der Nachtwächter, der einen gefährlich aussehenden Schäferhund bei sich hatte.

»So – von der Polizei seid ihr? Kommt, laßt euch mal ansehen!«

Es dauerte einige Zeit, bis ihn die beiden Inspektoren überzeugen konnten. Darauf erklärte er ihnen bereitwillig, warum er die Kellertür nicht verschlossen hatte.

»Ich wußte, daß eine Hochflut kommen würde, und hab' eben die Feuerwehr angerufen. Die Tür habe ich aufgeschlossen, damit man den Keller auspumpen kann. Aber, du lieber Gott, es wird noch Stunden dauern, bis das Wasser zurückgeht. Wie ich gehört habe, steht auch das ›Mecca‹ unter Wasser – ein paar Leute, die im Holzkeller waren, sind beinah ertrunken. Das Wasser kam auch zu schnell. Doch was haben die Leute schon nachts im Keller zu suchen?«

Der Wächter führte sie durch einen kleinen Nebenausgang auf die überschwemmte Straße. Sie kamen gerade noch zurecht, um eine Rettungsabteilung davon abzuhalten, eine Mauer des ›Mecca‹-Kellers einzureißen, um die beiden ›Eingeschlossenen‹ zu retten.

Eine Barkasse brachte die durchnäßten Inspektoren zur Polizeiwache zurück.

Als sie nach einem heißen Bad ihre Kleider wechselten, meinte Elk:

»Nein, Angst habe ich nicht – ich hatte sie. Außerdem habe ich einen tadellosen Anzug ruiniert. Wer wird ihn mir ersetzen? In jeder Tasche steckte eine Ratte, und beide waren tot. Es ist das erstemal, daß eine Ratte in meiner Tasche ertrunken ist – man könnte mal ein Gedicht darüber machen. Was mich anfangs am meisten ärgerte, war der Gedanke, daß diese verdammten Gummibrüder uns doch erwischt haben. Jetzt denke ich aber, daß es wohl nur ein unglücklicher Zufall war.«

»Meinen Sie? Wer aber hat die Ventilatoren geschlossen? Wer das Licht ausgeschaltet? Der Hauptschalter wird irgendwo im Hause sein. Ich werde der Sache noch genau nachgehen. Und wie erklären Sie sich, daß die Tür auf einmal nicht mehr funktionierte, kurz bevor die Flut über die Ufer ging? ›Unglücklicher Zufall‹ nennen Sie das? Daß wir so heil davongekommen sind, haben wir bestimmt nicht den Gummibrüdern zu verdanken!«

Der Fluß fiel langsam. In der Zwischenzeit waren die Mannschaften, die an der Razzia teilgenommen hatten, die meisten bis auf die Haut durchnäßt, durch andere, aus den Reserven zugezogene Leute abgelöst worden. Drei Feuerwehrrwagen standen in der Straße und pumpten den Keller des Lagerhauses leer. Auch der Holzkeller des Klubs lag schon, verwüstet zwar, aber trocken da.

Wade betätigte den Mechanismus der Geheimtür – der Hebel funktionierte wieder – und betrachtete mit gemischten Gefühlen den Ort seiner Gefangenschaft. Von einem Beamten erfuhr er, daß vor vier Jahren bei einer starken Flut der Keller schon einmal bis zur Decke überschwemmt worden war.

Einer der Luftschächte, die die starke Zugluft verursacht hatten, und die alle mit Eisenklappen ausgerüstet waren, befand sich in der separaten Zelle oberhalb des Bettes, das Anna benutzt hatte, bevor sie in größter Eile weggebracht wurde – vermutlich auf dem elektrischen Motorboot, das die Barkasse gerammt hatte.

Warum das elektrische Licht, eine ganze Weile vor der großen Flut, versagt hatte, war vorerst nicht festzustellen.

Wie man dem Inspektor berichtete, befand sich Mrs. Oaks in ihrem Zimmer und war »furchtbar erregt« über das entstandene Chaos. Diese Erregung war begreiflich, denn das Wasser war in sämtliche unteren Räume gedrungen und hatte dort großen Schaden angerichtet. Schlamm bedeckte auch den Fußboden des Wohnzimmers, und der kleine Teppich, sonst vor dem Kamin, schwamm ganz woanders auf dem Morast.

Daß Wade das Geheimfach entdeckte, war ein Zufall. Er sah durch den Schlamm hindurch Luftbläschen regelmäßig aufsteigen, die ein kleines Viereck bildeten. Mit der Spitze seines Wasserstiefels schabte er den Morast beiseite und entdeckte das lose eingelegte Parkettstück. Nach einigen Bemühungen konnte er es herausheben.

»Mutters« Privatversteck! dachte er und griff hinein. Außer einer viereckigen Eisenkassette enthielt der kleine Hohlraum nichts. Sie war nicht verschlossen. Neugierig hob er den Deckel. Einen sensationellen Fund machte er nicht und war ein wenig enttäuscht, denn nur ein dünnes Notizbüchlein lag darin.

Es enthielt vier sauber mit Mädchennamen beschriebene Seiten, und zwar in alphabetischer Reihenfolge:

Ada	.....	Rita
Bertha	.....	Sara
Clara	.....	Moirä

Dora	.....	Pamela
Emma	.....	Ursula
Freda	.....	Ada
Gloria	.....	Bertha
Hilda	.....	Clara
Ina	.....	Dora
Jenny	.....	Emma
Kitty	.....	Freda
Lena	.....	Gloria
Moirä	.....	Hilda
Nita	.....	Jenny
Olivia	.....	Ina
Pamela	.....	Nita
Rita	.....	Olivia
Sara	.....	Kitty
Theresa	.....	Theresa
Ursula	.....	Zena
Vera	.....	Yolanda
Wenda	.....	Vera
Yolanda	.....	Lena
Zena	.....	Wenda

Auf der fünften Seite standen, flüchtig hingekritzelt, nochmals vier der Mädchennamen. Wade studierte sie eine Weile, legte das Heft in die Kassette zurück und machte sich auf, um Mrs. Oaks aufzusuchen.

Er fand sie in einem Zustand, der an Hysterie grenzte. Die Aufregungen der Nacht waren auch für die eisernen Nerven dieser Frau zuviel gewesen. Jammernd und weinend, dann wieder trotzig, stammelte sie zusammenhanglose Worte und stieß Drohungen aus.

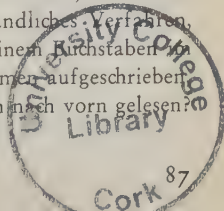
Wade zeigte ihr die Kassette.

»Ich habe Ihnen etwas gerettet, Mrs. Oaks! Wenigstens dankbar könnten Sie mir dafür sein.«

Als sie die Kassette in seinen Händen sah, schrak sie zusammen.

»Es ist nichts drin – nur ein paar Privatpapiere«, rief sie schrill und wollte ihm das Kästchen aus der Hand reißen.

»Nichts als ein Kodebuch! Eine Anzahl Mädchennamen, die wieder andere Mädchennamen bedeuten. Ein etwas umständliches Verfahren, nicht wahr? Jeder Name ist gleichbedeutend mit einem Buchstaben der Alphabet. Auf der fünften Seite haben Sie vier Namen aufgeschrieben und was ergeben die Anfangsbuchstaben von hinten nach vorn gelesen? – »Gefahr«! Stimmt es nicht?«



Sie antwortete nicht.

»An wen haben Sie in der letzten Zeit telegraphiert?«

Jetzt hatte sie sich wieder gefaßt.

»Ich weiß überhaupt nicht, wovon Sie reden. Es ist weiter nichts als eine Liste von Mädchennamen für eine Freundin, die ihr Baby taufen lassen will.«

»An wen haben Sie telegraphiert?« beharrte er. »Heraus damit, Mrs. Oaks, ich bekomme von der Hauptpost ohne weiteres alle Ihre Telegramme.«

»Versuchen Sie es doch!«

Auch ohne diese schnippische Bemerkung hatte er vermutet, daß sie ihre Telegramme unter anderem Namen abgehen ließ.

»Na schön, wenn Ihnen das lieber ist –«

»Weiter wollen Sie nichts von mir wissen? Dann würde ich mich freuen, wenn Sie so schnell wie möglich verschwinden! Ich habe schon genug mit der Flut zu tun und weiß wirklich nicht, was schlimmer ist – Überschwemmung oder Blaue!«

»Die Blauen sind bestimmt schlimmer, denn die Wasser der Gerechtigkeit versanden nie! Nur noch eine Frage – wann wurde Anna aus dem Keller weggeholt?«

Sie hob mit schlecht gespielter Überraschung die Augenbrauen.

»Wovon reden Sie nun wieder? Anna? Ach ja, Sie meinen die Person, von der Sie neulich schon angefangen haben. Ich habe sie nie gesehen.«

»Sie war aber im Keller, und zwar in dem abgeteilten kleinen Raum. Ich habe ihren Mantel gefunden – wir wissen, daß er vor ein paar Tagen in Maidenhead gekauft wurde, und wir wissen auch, von wem. Ich habe Sie schon einmal gewarnt, daß Sie aus dieser Sache nicht herauskommen werden.«

»Wenn Sie hier gewesen ist, müßte ich doch etwas davon wissen! Wir haben die Keller vermietet – das heißt, Golly hat sie vermietet, an ein paar Leute, die ihre Sachen dort unterbringen wollten. Ich bin nie im Keller gewesen, weiß nicht mal, wie man hineinkommt. Golly kennt sich unten aus, er hat sich allein damit abgegeben. Die Miete war ein Pfund pro Woche, ich weiß es, weil mir Golly das Geld gegeben hat.«

Ihre Blicke brannten auf der kleinen Kassette in Wades Hand.

»Das gehört mir – ich möchte es wiederhaben.«

»Sie wissen ja, wo Sie es abholen können.«

Mit diesen Worten ließ er sie stehen.

Er deponierte Kassette und Inhalt im Geldschrank der Polizeiwache

und machte sich auf den Weg nach Hause. Diesmal wurde er von zwei bewaffneten Beamten begleitet. Vor dem Haus stand ein Polizist auf Posten. Es war zwar kaum anzunehmen, daß die Guinibrüder noch einmal seine kleine Festung angreifen würden, wenigstens nicht sogleich, aber er hatte doch das Gefühl, daß die Dinge jetzt nach einer Krise zutrieben.

Auch Wapping war von der Flut nicht ganz verschont geblieben. Das Wasser hatte die kleinen Hintergärten überschwemmt und war bis vor die Haustüren gelaufen.

Im Haus roch es noch immer etwas nach dem Giftgas. Schon nach drei Stunden wurde Wade wieder geweckt, weil er in einer ernsthaften, durch die Überschwemmung ausgelösten Sache gebraucht wurde. Ein großer Lastkahn hatte sich von seinem Ankergrund losgerissen, einen im Hafen liegenden Dampfer gerammt und war dann nach dem Surreyufer abgetrieben worden, wo er festgemacht werden konnte. Aber in unglaublich kurzer Zeit hatten Flußdiebe alles geraubt, was nicht niet- und nagelfest war.

Abgespannt fuhr er mit der Barkasse von Kahn zu Kahn, fand bekannte und unbekannte Besatzungen, doch in den meisten Fällen klang auf seinen Anruf eine vertraute Stimme von Deck:

»Alles in Ordnung!«

Gegen Ende seiner Patrouillenfahrt kam er zu zwei langen Frachtkähnen, die dem »Mecca« gegenüber lagen. Es dämmerte schon. An Bord befand sich ein Wächter, er stand in der Nähe des Steuerhauses und rauchte Pfeife. Vielleicht, daß der Mann Auskunft über das unbekannte schwarze Boot geben konnte. Wade rief ihn an.

»Alles in Ordnung!« klang es zurück.

»Ich komme an Bord!«

Die Barkasse legte an, Wade ergriff die Hand, die ihm der Wächter hinhielt, und sprang an Bord. Es war die linke Hand gewesen, die ihm hinaufgeholfen hatte, die rechte blieb in der Tasche – ein Umstand, der Wade im Augenblick nicht weiter auffiel. Manche Wächter waren invalid, hatten eine Hand eingebüßt. Dieser hier wußte mehr zu berichten, als Wade erwartet hätte. Nicht nur hatte er das schwarze Boot über den Fluß kreuzen sehen, sondern auch den Zusammenstoß beobachtet.

»Nein, es kam nicht von der Werft beim »Mecca«, behauptete er bestimmt. »Ich sah es schon die ganze Zeit von Middlesex herankommen, bis es dann auf die andere Seite ging. Erst dachte ich, es wäre ein Polizeiboot auf Patrouille am andern Ufer. Aber überrascht war ich doch, wie schnell es fahren konnte, denn die Strömung im Fluß war

sehr stark. Ich hätte mich auch schon nach dem Boot erkundigt, aber seit gestern nacht habe ich ja niemand mehr gesehen.«

Wade kannte den Wächter nicht und stellte ihm einige Fragen.

»Ich bin von Grays. Eigentlich komme ich nicht oft so weit herauf. Wir haben eine Ladung Maschinen von Belgien – elektrische Maschinen für Oxford, glaube ich –, und man hat mich gleich bis zum Bestimmungsort angeheuert.«

»Haben Sie Ihre Hand verletzt?«

Der Mann lachte und zog die Hand aus der Tasche.

»Ein bißchen. Die Flut stieß die Kähne einmal gegeneinander, da hat's mich hingehauen. Also – das schwarze Boot... Es ist komisch, was man auf dem Fluß manchmal so zu sehen bekommt! Ich habe hier auf dem Kahn einen erwischt, der auf den schönen Namen ›Schnüff-fel‹ hört, wie man mir erzählte...«

»Wer hat Ihnen das erzählt? Ich denke, Sie haben niemand gesehen?«

»Keinen Menschen – nur die Strompolizei. Die waren ja die ganze Nacht unterwegs. Habe nie im Leben soviel Strompolizei auf einmal gesehen! Stimmt's etwa nicht?«

Wade registrierte den leichten Hohn sehr wohl, aber er wußte auch, daß die Flußpolizei bei den Wächtern auf den Schiffen genauso unbeliebt war wie bei den Dieben selbst.

»Was wollte der ›Schnüffel‹ denn hier?«

»Ich habe keine Ahnung, was ein Langfinger auf einem Frachtkahn suchen könnte!«

Als die Barkasse im leichten Morgennebel, der über dem Wasser lag, verschwand, nahm der Wächter zwei kleine, schwarze Zylinder auf, die neben der Bordwand versteckt gelegen hatten. Sie waren schwer. Vorsichtig schob er sie unter ein Stück Segeltuch und ging langsam zur Luke, die in die Kajüte hinabführte. Eine Stimme rief ihn leise von unten an.

»Wade!« antwortete er. »Ich dachte erst, er wolle nach unten, das Boot durchsuchen. Ich hätte ihm eine Kugel durch den Schädel gejagt und die Barkasse mit 'ner Bombe erledigt – wäre ganz reibungslos gegangen!«

Er grinste vor sich hin, als er das zustimmende Brummen von unten vernahm. Kapitän Aikness brummte immer in dieser Weise, wenn er mit jemandem zufrieden war.

Es war schon gegen acht Uhr morgens, als John Wade todmüde ins Bett sank. Erst die Stimmen spielender Kinder auf der Straße – ein sicheres Kennzeichen des späten Nachmittags – weckten ihn wieder auf. Er badete und war gerade beim Anziehen, als Elk kam.

»Nichts Neues! Man hat in Aylesbury einen Mann verhaftet, den man für Golly hielt. Natürlich war er es nicht.«

Elk machte ein so wichtiges Gesicht, daß Wade vermutete, auf den nichtssagenden Bericht würde noch etwas Aufregendes folgen.

»Ich komme gerade von der jungen Dame Lila Smith. Sie ist tipp-toppp. Der Arzt meint, es liege kein Grund vor, warum sie nicht nach Hause gehen könnte. Auch Seine Lordschaft hat heute morgen vorgesprochen!«

»Siniford?«

»Mit Blumen –« Elk machte eine ausholende Gebärde, um die Größe des Blumenstraußes zu bezeichnen.

Wade verzog das Gesicht. Über die Aufmerksamkeiten, die Siniford dem Mädchen erwies, war er ohnehin nicht erbaut, aber diese neue Betriebsamkeit des Lords beunruhigte ihn überhaupt – bestand nicht ein ganz bestimmter Zusammenhang zwischen den Gummibrüdern, Lord Siniford und Lila Smith?

»Ich will sie gleich mal besuchen«, sagte er und machte sich auf den Weg zu ihr.

Ihre Wangen zeigten eine ungewöhnlich rosige Farbe, die Augen waren lebhafter als sonst, in ihrer Stimme lag ein selbstbewußter Ton, der völlig neu war. Ihr ganzes Wesen schien sich verändert zu haben.

Zuerst dachte er besorgt, sie wäre kränker, als der Arzt annahm, und hätte Fieber. Daß sie während der letzten vierundzwanzig Stunden sehr viel Ordnung und Klarheit in das Chaos ihrer Gefühle gebracht hatte, konnte er nicht ahnen.

Die allgemeine, äußere Veränderung, die im Lauf der Zeit mit ihr vorgegangen, und die auch Raggit Lane bei seinem Besuch im »Mecca« aufgefallen war, hatte sie selbst gar nicht bewußt empfunden – bis sie in der vergangenen Nacht, unter leisem Lachen, herausfand, daß viele Probleme, die sie geängstigt hatten, nun gar keine mehr für sie waren. Sie konnte jetzt, ohne verlegen zu werden, John Wades Blick begegnen und empfand sogar ein Gefühl der Überlegenheit ihm gegenüber. Sie hatte seinen Besuch erwartet und besondere Sorgfalt auf ihr Äußeres verwendet – viel mehr, als sie je für die Abendstunden mit Kapitän Aikness aufgewandt hatte.

Als ihn die Frau des Sergeanten, bei der Lila untergebracht war, ins Wohnzimmer führte, saß sie vor dem Kaminfeuer, ein Buch auf dem Schoß und eine Brille auf der Nase.

»Aber Lila, ich wußte gar nicht, daß Sie eine Brille tragen!« Er schüttelte ihr die Hand.

Sie deutete auf einen Stuhl, und diese unerwartete Geste verblüffte ihn sehr.

»Ich brauche die Brille nur zum Lesen.« Sie legte das Buch weg und nahm die Brille ab. »Ich habe sie mir gestern besorgen lassen.«

Die ruhige Betrachtung, der sie ihn unterzog, machte ihn verlegen. Bisher war immer er es gewesen, der sie als Kind behandelt hatte. Nun wurde zum erstenmal er unsicher und errötete.

»Das muß ja eine große Überschwemmung gewesen sein! Meine Wirtin hat mir davon erzählt. War es sehr schlimm? Arme Mrs. Oaks! Die letzte Überschwemmung hatten wir vor einigen Jahren – vollgelaufene Keller, und das Wasser stand in den Zimmern. Es war schrecklich. Warum sind Sie nicht heute morgen zu mir gekommen?«

Diese Frage, die beinah nach einem Befehl klang, brachte ihn noch mehr aus dem Konzept.

»Ich – ich habe geschlafen«, stotterte er. »Die ganze Nacht über aufgewesen – Sie wissen doch, die Überschwemmung, das ganze Drum und Dran...«

»Das habe ich mir gedacht.«

Eine peinliche Pause – das heißt, nur für ihn peinlich. Sie freute sich über seine Verwirrung, fand Vergnügen an ihrer neuentdeckten Überlegenheit.

»Wie geht's Ihrem Bein? Ist es schon gut? Alles kommt mir jetzt wie ein böser Traum vor. Es war schrecklich! – Warum haben diese Leute eigentlich so einen Haß auf Sie?«

»Wer?«

»Ach, Mrs. Oaks und – und ... Beinahe alle. Warum?« Als er nicht gleich antwortete, fragte sie weiter: »Sind sie alle denn so schlecht? Auch Mrs. Oaks? Weshalb sind sie so schlecht? – Bitte, erklären Sie es mir, John – Sie haben doch nichts dagegen, wenn ich John zu Ihnen sage? – Sie heißen eigentlich Jack, nicht wahr?«

Hier war wirklich eine ganze neue Lila Smith, die nicht verwirrt wurde, deren große Augen keinen Augenblick von ihm wichen.

»Jack, ja. Ganz wie Sie wollen, meine – liebe Lila. Ja, es ist eine recht schlimme Gesellschaft. Wie schlecht sie tatsächlich sind, weiß ich noch nicht, kann es mir aber denken. Passen Sie auf, Lila – haben Sie je von der Pattison-Stiftung sprechen hören?«

»Stiftung?« wiederholte sie eifrig. »Ja, aber wie sagten Sie – Pattison? Den Namen habe ich nie gehört, aber einmal sprachen sie von einer Stiftung. Der Lord – wie heißt er doch?«

»Siniford.«

»Er hat einmal davon gesprochen. Golly – Mr. Oaks war dabei und ›Mutter‹ und noch ein Mann. Ich glaube, es war Lane. Er parfümiert sich so schrecklich. Ich habe gehorcht. Es ist gemein, zu horchen, ich weiß, aber es handelte sich doch um Sie – ich mußte doch wissen, was...«

»Was?«

»Ach, ich weiß nicht, ich mußte es eben wissen. Die Stiftung – es hing irgendwie mit einer Bank zusammen. Ich glaube – Medway Bank. Ich hörte jedenfalls, wie Lane sagte – Medway Bank. Er hat es sich wohl aufgeschrieben. Sie muß in der City sein, in einer alten Straße mit dem merkwürdigen Namen...«

»Lothbury?«

»Das kann sein, ja, und die Stiftung hat irgendwie etwas mit der Bank zu tun. Ich hörte auch, wie Lane von den ›Graveuren‹ sprach. Hat das irgendeine Bedeutung für Sie?«

»Im Augenblick gar keine.«

»Bin ich nicht schon ein guter Detektiv?« fragte sie lachend und legte ihre Hand auf seine. »Ich werde schon noch richtig dahinterkommen!«

Er hielt ihre Hand fest und sagte mit merkwürdig belegter Stimme:

»Sicher – wenn Sie einen Detektiv heiraten!«

Sacht entzog sie ihm ihre Hand, nicht aus Ängstlichkeit – nie hatte er sie so beherrscht gesehen, und sie schien wirklich über der Situation zu stehen.

»Ich mache mir um so viele Dinge Sorgen – das ›Mecca‹, die Leute, die dort hinkommen. Hätte ich Ihnen das alles nicht erzählen dürfen? Man kann doch nicht zwei Herren dienen! Gerade, weil ich das versucht habe, ist schon soviel passiert. – Was will eigentlich der Mann von mir?« Sie zeigte auf den großen Blumenstrauß, der in einer hohen Vase auf dem Tischchen stand.

»Siniford? Ich habe keine Ahnung.«

»Er möchte mich heiraten«, sagte sie bedeutungsvoll. »Ist das nicht verrückt? Aber er will es wirklich – ich würde dann Lady Siniford auf Siniford sein. Wo liegt das überhaupt? Im Fahrplan ist nichts zu finden.« Wie vor den Kopf geschlagen starrte er sie an, nicht so sehr des Antrags als ihrer Kaltblütigkeit wegen, mit der sie darüber sprach. »Selbstverständlich heirate ich ihn nicht. Er ist ein schrecklicher Mann – er trinkt. Man merkt es schon, wenn man nur in seine Nähe kommt.«

»Nicht so schnell, Lila! Er will Sie also heiraten, und Mrs. Oaks ist damit einverstanden? Wirklich? Und werden Sie ihn bestimmt nicht heiraten?«

»Natürlich nicht. Ich heirate niemand, der ... Hm – auf jeden Fall muß er nett sein.«

»Ungefähr so nett wie ich?«

»Wie Sie –«, antwortete sie lächelnd.

Eine Stunde später verließ John Wade das Haus – auch er ein gänzlich verwandelter Mensch. Das Leben, alle Menschen und Dinge hatten eine neue Bedeutung für ihn bekommen. Hinterher wußte er nicht, wie er eigentlich nach Hause gekommen war.

Vor der Haustür erwartete ihn Elk und kam ihm entgegen.

»Ein Mann namens Puder oder Wuder oder so ähnlich hat angerufen – möchte Sie sprechen. Ein Anwalt ...«

»Bruder?«

»Also gut – Bruder, wenn Ihnen das lieber ist. Er sagte, es wäre außerordentlich wichtig, er wartet in seinem Büro, bis Sie kommen.«

Der Anruf Mr. Bruders war vor einer halben Stunde erfolgt, und Wade machte sich sofort auf den Weg. Es schlug sieben Uhr, als er vor der Praxis aus dem Taxi stieg.

»Ich wollte Sie noch einmal in der Angelegenheit der Pattison-Stiftung sprechen«, begann der Anwalt, »aber ganz besonders auch wegen Lord Siniford. Ich befinde mich da in einer gewissen Schwierigkeit, Mr. Wade. Ich möchte Ihnen einige Mitteilungen machen. Falls diese Mitteilungen Sie veranlassen, eine Untersuchung einzuleiten, ist die Sache für mich erledigt. Einen Auftrag, Untersuchungen anzustellen, darf ich Ihnen allerdings nicht geben.«

»Mit anderen Worten, Sie wollen, sagen wir mal, mit der Sache nichts zu tun haben?«

»Richtig. Aber wenn ich mich auch nicht berechtigt fühle, die Hilfe der Polizei anzurufen, so liegt für mich doch kein Grund vor, Untersuchungen, die ohne mein Zutun vielleicht schon im Gange sind, nicht zu unterstützen.« Mit den Händen auf dem Rücken ging Mr. Bruder im Zimmer auf und ab. »Lady Pattison – wahrscheinlich werden Sie das wissen – war die Frau des Lord John Pattison, des dritten Sohnes des Herzogs von Soham. Der gegenwärtige Herzog von Soham ist ein sehr armer Mann. Aber die Mutter Lord Johns und auch Lady Pattison waren sehr vermögend. Sie hatten einen Sohn – er heiratete, doch zwei Jahre nach der Eheschließung kamen die beiden jungen Leute bei einem Autounglück ums Leben und hinterließen ein einziges Kind, eine Tochter.«

»Eine Tochter?«

»Auch das Kind starb – es war ebenfalls ein entsetzliches Unglück. Das Haus Lady Pattisons am Belgrave Square brannte nieder, und die Kleine konnte nicht gerettet werden. Der alten Dame brach das Herz, ich glaube, auch ihr Geisteszustand war nach dem Unglück nie wieder ganz zufriedenstellend. Natürlich«, fügte Mr. Bruder schnell hinzu, »besteht nicht der geringste Grund für die Annahme, daß sie bei der Abfassung ihres Testaments nicht bei klarem Verstand gewesen wäre. Sie hatte allerdings die fixe Idee, daß Delila Pattison, ihre Enkelin, noch lebte, und aus diesem Grunde wurde die Aushändigung des großen Vermögens auf einen Tag festgesetzt, der mit dem einundzwanzigsten Geburtstag ihrer Enkelin übereinstimmen würde.«

»Lord Siniford ist also der nächste Erbe? Und es besteht kein Zweifel, daß das Kind ums Leben kam?« fragte Wade.

»Nicht der geringste. Das Kind befand sich allein im Haus, als das Feuer ausbrach, die Dienstboten waren ausgegangen. Das ganze Gebäude wurde zerstört. Die Kleine war damals drei Jahre alt, das Kindermädchen hatte sie einen Augenblick allein gelassen, um, wie man annahm, einen Freund an der Straßenecke zu treffen. Die entsetzlichen Folgen dieser Nachlässigkeit bewirkten einen solchen Schock beim Kindermädchen, daß es den Verstand verlor. Doch gerade die sinnlosen Reden und verworrenen Bemerkungen des Mädchens veranlaßten Lady Pattison, das Testament in dem Sinne aufzusetzen, wie ich es Ihnen eben dargelegt habe.«

»Wie hieß das Kindermädchen?«

Der Anwalt dachte nach.

»Atkins, glaube ich.«

»Und der Vorname?«

Mr. Bruder rieb sein hageres Kinn und zog die Brauen zusammen.

»Warten Sie mal – ein ganz geläufiger Name, ich komme bloß jetzt nicht drauf. Mary –? Nein, Alice ...«

»Anna?« schlug Wade fragend vor.

»Aber natürlich ... Anna! Wie kann man so was vergessen! Nun, und dann ...«

Aber John Wade hörte nur noch mit halbem Ohr hin. Delila Pattison war noch am Leben – als Lila Smith! Aus ›Delila‹ war ›Lila‹ geworden.

Endlich faßte er sich und unterbrach Mr. Bruder, der noch immer über Anna sprach.

»Warum wollten Sie mich eigentlich sprechen? Was ist seit meinem Besuch hier vorgefallen?«

Mr. Bruder hatte sich wieder hinter seinen Schreibtisch gesetzt.

»Gestern nacht ist hier eingebrochen worden. Die Kasette mit den Akten der Pattison-Stiftung wurde geöffnet und durchsucht.« Er stand auf und holte von einem Regal, in dem Kasette neben Kasette stand, eine herunter, die mit den Buchstaben P. S. & G. gekennzeichnet war. »Pattison-Stiftung und Güter«, erläuterte er, als er den Kasten auf den Tisch stellte. »Bitte, sehen Sie mal! Man ist durchs Fenster eingedrungen. Ein Stück der Glasscheibe wurde herausgeschnitten und der Riegel zurückgeschoben. Merkwürdigerweise ist es mir erst heute nachmittag aufgefallen, als ich in der Kasette etwas nachsehen wollte.«

»Was ist gestohlen worden?« fragte Wade, nachdem er das erbrochene Schloß untersucht hatte.

»Nichts. Es befinden sich auch nur Mietverträge und Dokumente ähnlicher Art darin, die für Unbeteiligte wertlos sind. Die wichtigen Urkunden liegen auf der Bank.«

Wade sah sich das Fenster an. Das Loch in der Scheibe war fast kreisrund – unbedingt fachmännische Arbeit.

»Nein, verschwunden ist nichts«, wiederholte Mr. Bruder. »Wir bewahren nämlich gesondert eine genaue Liste sämtlicher Papiere auf.«

»War Lord Siniford gestern hier?«

»Nein, vorgestern. Ich habe Ihnen erzählt, daß er sich nicht sehr liebenswürdig benommen hat. Er wollte den Inhalt der Pattison-Kasette sehen, obgleich ich ihm versicherte, daß sich in meinem Büro nichts befindet, das für ihn von Interesse sein könnte.«

»Aber der Inhalt der anderen Kasette auf der Bank – ist der für ihn von Wichtigkeit?«

»Das ist möglich. In der andern Kasette befinden sich verschiedene Gegenstände, die der alten Lady Pattison und ihrer Enkelin gehörten, auch verschiedene persönliche Dinge, wie zum Beispiel eine Fotografie des kleinen Mädchens...«

John Wade hörte einen unterdrückten Ausruf hinter sich und fuhr herum.

Auf der Schwelle stand Lord Siniford. Sein Gesicht war blaß, seine runden Augen traten beinah aus den Höhlen. Mit offenem Mund stand er da – ein lächerlich wirkendes Bild des Entsetzens.

Weder Anwalt noch Inspektor brachten in der ersten Verwirrung über die unerwartete Erscheinung ein Wort hervor.

»Nanu, Lord Siniford, wollen Sie Mr. Bruder sprechen?« fragte Wade.

»Nein, nein!« Die Stimme überschlug sich fast. »Ganz und gar nicht! Tut mir leid, wenn ich gestört habe – komme später mal wieder –.«

Die Tür schlug zu. Die beiden Männer starrten einander an.

»Komischer Kauz. Möchte wissen, was ihn so erschreckt hat!« meinte Wade.

»Der Teufel soll mich holen, wenn ich es weiß«, antwortete Mr. Bruder, nicht ganz so fein, wie er sich sonst auszudrücken pflegte. »So was – ich bin geradezu erschrocken!«

»Aber doch nicht so wie er.« Wade sah nach der Uhr, da er Elk gegen acht treffen wollte. »Ich nehme an, daß Sie keine Anzeige wegen des Einbruchs erstatten wollen? Wenn Sie das nämlich tun, übernimmt der Inspektor des Distrikts den Fall. Einen vertraulichen Bericht muß ich allerdings einreichen. Wann kann ich die andere Kassette sehen?«

»Morgen vormittag um elf Uhr; ich werde sie von der Bank holen lassen.« Mr. Bruder blickte zur Tür und fragte nervös: »Sie meinen doch nicht, Mr. Wade, daß ich in Gefahr schwebe? Glauben Sie, daß vielleicht – hm, die Gummibrüder, wie man sie nennt, etwas damit zu tun haben?«

»Wie kommen Sie darauf?« fragte Wade scharf.

Ohne zu antworten, zog der Anwalt ein Schubfach seines Schreibtischs auf und nahm einen Handschuh heraus – einen linken Handschuh aus dünnem Gummi.

»Hier . . .«

»Wann und wo haben Sie ihn gefunden?«

»Ich habe ihn erst bemerkt, als einer meiner Angestellten mich darauf aufmerksam machte. Der Handschuh lag unter meinem Tisch – er muß ausgezogen worden sein, als die Papiere untersucht wurden.«

»Nein, gerade dabei würde er anbehalten worden sein«, widersprach Wade lächelnd. »Aber Ihr mysteriöser Besucher hat ihn ausgezogen, um zu schreiben. Er benützte seinen eigenen Füllfederhalter und schrieb sich den Inhalt der Kassette auf. Wahrscheinlich hat ein Kollege ihm die Titel diktiert. Haben Sie darauf geachtet, ob das Löschpapier ihrer Schreibunterlage heute morgen erneuert war?«

»Nein, aber warten Sie mal –.« Mr. Bruder nahm die Löschblätter, etwa ein halbes Dutzend, aus der Schreibunterlage und sah sie durch. »Ja – hier ist mein Datumstempel. Ich probiere ihn immer erst auf dem Löschblatt aus. Sehen Sie, es ist von gestern.«

Wade untersuchte den Bogen lange und zeigte dann auf eine lange Reihe von Schriftzeichen, die quer über das Löschpapier verlief.

»Ist das Ihre Handschrift?« Als der Anwalt den Kopf schüttelte, entzifferte er die Schrift mit Hilfe eines Spiegels. »Da – nicht schlecht geraten! Es ist eine Liste der Dokumente in der Kassette.«

Nach kurzer Prüfung stimmte Mr. Bruder dieser Meinung zu.

»Heute abend können wir nichts mehr unternehmen«, erklärte Wade. »Geben Sie mir bitte Ihre Privatadresse und Telefonnummer für den Fall, daß ich Sie später nochmals anrufen oder aufsuchen muß. Ganz bestimmt aber komme ich morgen um halb elf vorbei und wäre Ihnen dankbar, wenn Sie bis dahin die andere Kassette beschaffen könnten.« An der Tür drehte er sich noch einmal um. »Es besteht also absolut kein Zweifel, daß Delila Pattison tot ist?«

»Nein.«

»Wann wäre Delilas einundzwanzigster Geburtstag?«

»Am einundzwanzigsten dieses Monats.«

»Und dann fällt das Vermögen sofort in Lord Sinifords Hände?«

»Nein, dies alles wird einige Zeit in Anspruch nehmen. Erst müssen noch verschiedene gesetzliche Formalitäten erfüllt sein, aber offiziell ist er vom Einundzwanzigsten an als rechtmäßiger Erbe anzusehen.«

13

Wade fuhr direkt nach Scotland Yard und erzählte Elk, was er beim Rechtsanwalt erfahren hatte. Als er aber seine persönliche Meinung darüber äußerte, schnitt sein Kollege ein Gesicht.

»Romantische Theorien kann ich nicht ausstehen. Langgesuchte Erbin – lächerlich! Die gehört doch schon zum ständigen Inventar des Kintopps. Verrückte Großmutter – na, und so weiter!«

»Sie war nicht verrückt. Lady Pattison . . .«

»Die Frau mit den Smaragden! Jetzt fällt mir auch der Brand ein.«

»Smaragden?«

»Sie hatte Hunderte davon«, versicherte Elk. »Das ganze Haus, die Einrichtung, muß mehr nach Museum ausgesehen haben. Es brannte bis auf die Fundamente nieder. Die alte Dame war so außer sich über den Tod der Enkelin, daß sie uns überhaupt keine brauchbaren Erklärungen mehr geben konnte.« Er trommelte auf die Tischplatte und blickte ins Leere. »Die Frau mit den Smaragden –«, murmelte er. »Klar! Könnte durchaus ein Fall aus der Anfangszeit der Gummibrüder sein! Denn zweifellos waren sie schon in Aktion, lange bevor wir sie als einheitliche Bande erkannten. Nach dem Brand konnten wir damals nur feststellen, daß die gesamte Dienerschaft mit Theaterbilletts aus dem Hause gelockt und das Kindermädchen von einem Mann angerufen wurde, der sie an der Straßenecke sprechen wollte. Es sah damals schon so aus, als ob die ganze Sache bis ins kleinste vorbereitet worden wäre.«

»Die Leiche des Kindes wurde nicht gefunden?« fragte Wade.

»Wissen Sie, nach einem solchen Brand kann man überhaupt nichts mehr finden, jedenfalls nichts, was an ein menschliches Wesen erinnern würde. Das Feuer war so gewaltig, daß sogar die Eisenträger schmolzen. – Verschwundene Erbin?« Elks Stimme klang jetzt nicht mehr ironisch. Er sprang auf. »Wir wollen es riskieren, für Idioten gehalten zu werden! Sie täten gut daran, ein paar Leute vor Tappitts Haus zu beordern, die darüber wachen, daß niemand das Mädchen besucht – niemand, außer mir. Ich will heute abend noch hinfahren und sehen, ob sie sich an irgend etwas aus ihrer frühesten Kindheit erinnern kann.«

»Könnte ich das nicht vielleicht selbst...« versuchte Wade einzuwenden.

»Nichts können Sie! Sie sind in sie – ver... verschossen! Das bedeutet, daß Sie Ihre Urteilsfähigkeit und jeden polizeilichen Instinkt, wenigstens was diesen Fall betrifft, eingebüßt haben.«

Sie gingen an der Polizeiwache vorbei und nahmen Sergeant Tappitt mit, in dessen Haus Lila untergebracht war und der gerade seinen Dienst beendet hatte. Er war über Elks Vorschlag, sein Haus von zwei Beamten bewachen zu lassen, nicht sehr erbaut.

»Meine Frau wird das nicht gerne sehen. Gott, es besteht doch auch gar keine Gefahr. Ja, wenn es ein alleinstehendes Haus wie das Ihre wäre, Mr. Wade, könnte ich es noch verstehen, aber es ist ein Mietshaus, ständig gehen Leute ein und aus – na, schön, kommen Sie mit, überzeugen Sie meine Frau selbst!«

Die Wohnung des Sergeanten, nicht weit von Wades Haus entfernt, lag im ersten Stock. Alles war dunkel, als Tappitt aufschloß.

»Meine alte Dame fängt an, sparsam zu werden«, entschuldigte er sich und schaltete das Licht ein. Von der Diele führte ein schmaler Gang zur Küche, wo um diese Zeit gewöhnlich Tappitts Abendessen bereitstand; doch auch die Küche war dunkel. »Merkwürdig«, murmelte er beunruhigt.

Er machte auch hier Licht. Der Tisch war für drei Personen gedeckt. Auf dem Herd stand eine Tasse, halb voll Tee.

Wade klopfte an eine der Türen auf dem Gang, die, wie er wußte, zu Lilas Zimmer gehörte. Keine Antwort. Er klopfte noch einmal und öffnete.

»Lila!«

Nichts. Er drehte den Schalter. Das Zimmer war leer, das Bett aufgeschlagen, der Mantel, der hinter der Tür gehangen hatte, verschwunden.

»Meine Frau muß ausgegangen sein.« Tappitts Stimme klang höchst aufgeregt. »Ich will mal in ihrem Zimmer nachsehen –«

Die Tür war verschlossen. Der Sergeant rief den Namen seiner Frau und hämmerte mit der Faust auf die Füllung.

»Der Schlüssel steckt ja von außen«, sagte plötzlich Wade.

Im nächsten Moment flog die Tür auf, Tappitt stürzte hinein, das Licht flammte auf, er stieß einen erschreckten Ausruf aus.

Die Frau lag, wie es schien, in tiefem Schlaf auf dem Bett, etwas zur Seite gekehrt, still wie eine Tote.

»Mary! – Um Gottes willen, sie ist . . .«

»Keine Sorge«, beruhigte ihn Wade, »sie atmet.«

Er drehte sie behutsam auf den Rücken und zog ihr ein Lid hoch. Im grellen Lichtschein blinzelte sie.

»Machen Sie das Fenster auf und holen Sie etwas Wasser!«

Sie kam überraschend schnell zu sich. Fünf Minuten später saß sie auf dem Bettrand und blickte, noch halb betäubt, verwundert von einem zum andern.

»Was ist passiert? Ich muß geschlafen haben. Wie geht es Lila? – Warum bin ich eigentlich eingeschlafen?«

Sie folgte den Männern in die Küche. Man gab ihr eine Tasse frischen Tee.

»Gießen Sie die andere Tasse nicht aus!« rief Wade heftig, als der Sergeant Anstalten machte, die Tasse mit dem alten Tee auszuschütten.

»Die brauchen wir noch zur Untersuchung.«

»Glauben Sie, daß man sie betäubt hat?« fragte Tappitt.

Seine Frau, die sich zusehends erholte, folgte den Gesprächen mit wachsender Unruhe

»Lila – ist Lila nicht da? Ich war doch erst vor ein paar Minuten bei ihr. Wie spät ist es eigentlich?«

Als man ihr sagte, daß es schon nach halb neun sei, starrte sie die Männer ungläubig an.

»Aber das ist ganz unmöglich! Ich war um fünf Uhr in der High Street und kaufte ein Paar Hausschuhe für sie. Vorher hatte ich Mrs. Elford nebenan gebeten, auf sie aufzupassen. Dann kam ich zurück, machte mir eine Tasse Tee . . .« Sie brach ab und überlegte.

»Und dann – erinnern Sie sich an nichts weiter?« fragte Wade.

»Nein – eigentlich nicht.«

Die Nachbarin, Mrs. Elford, konnte mehr zur Lösung des Rätsels beitragen. Sie war etwa zehn Minuten nach Mrs. Tappitts Weggang in die Wohnung hinübergegangen, als ein Mann läutete und einen Brief für Lila abgab. Beschreiben konnte sie ihn nicht mehr genau, aber sie

hatte den Eindruck gehabt, daß es sich um einen Seemann handelte. Da der Bote auf Antwort wartete, ließ sie ihn an der offenen Tür stehen und ging in Lilas Zimmer.

»Natürlich –«, fiel Wade ein, »und in diesem Augenblick schlüpfte ein zweiter Mann in die Wohnung und versteckte sich in der Küche. Da – die Speisekammer eignet sich vorzüglich dazu! – Sie brühten also den Tee auf, Mrs. Tappitt? Erinnern Sie sich noch, als Sie die Tasse vollgossen hatten, verließen Sie dann einen Augenblick die Küche?«

»Ja – ich ging auf einen Sprung hinaus, um Lila zu fragen, ob ihr die Hausschuhe paßten.«

»Und Sie kamen zurück und tranken Ihren Tee –? Und das ist das letzte, an was Sie sich erinnern können? – Man hat Ihnen ein kräftiges Schlafmittel gegeben, das sie sofort betäubte, und Sie in Ihr Schlafzimmer gebracht.«

Die Durchsuchung von Lilas Zimmer ergab nichts von Bedeutung, nur ihre Ausgeschuhe lagen vergessen hinter einem Lehnstuhl.

»In der Eile haben sie die Schuhe nicht finden können«, sagte Elk. »Wie sehen denn die Hausschuhe aus, Mrs. Tappitt?«

»Sie waren aus rotem Leder – hübsch, aber ziemlich teuer. Als ich ins Zimmer kam, hatte sie sie gerade angezogen.«

Die beiden Inspektoren machten sich eiligst daran, in der Nachbarschaft Erkundigungen einzuziehen, und fanden auch bald zwei Zeugen, die ein Taxi hatten vorfahren sehen. Vier Personen, erzählten sie, wären aus dem Haus gekommen, zwei Männer und zwei Frauen, in den Wagen gestiegen und davongefahren. Beim Betreten des Hauses hatte sie dagegen niemand beobachtet. Vermutlich waren sie einzeln hineingegangen.

Sonst war nichts Auffälliges bemerkt worden, und es fanden sich auch keine weiteren Spuren. Nichts deutete auf Gewaltanwendung hin. Offenbar war das Mädchen freiwillig gefolgt.

»Die zweite Frau war natürlich Mutter Oaks«, sagte Wade. »Lila wäre mit keiner anderen aus freien Stücken mitgegangen.«

»Gut, versuchen wir es mal im ›Mecca‹«, schlug Elk vor.

Mrs. Oaks zeigte keine Überraschung über den Besuch.

»Was wollen Sie schon wieder?« keifte sie los. »Ich bin den ganzen Abend nicht weggewesen und habe keinen Menschen gesehen.«

»Ich will das Haus durchsuchen«, sagte Wade.

»Haben Sie einen Haussuchungsbefehl?«

»Der alte gilt noch«, mischte sich Elk ein.

»Hier werden Sie Lila nicht finden . . .«

Wade ging auf sie los.

»Wie kommen Sie auf Lila?« schrie er sie an. »Woher wissen Sie, daß sie nicht mehr dort ist, wo ich sie untergebracht hatte?«

»Das habe ich ja gar nicht behauptet«, antwortete sie verwirrt und wich einen Schritt zurück.

»Sie sind heute abend in Begleitung von zwei Männern in Sergeant Tappitts Wohnung gewesen und haben das Mädchen veranlaßt, mitzugehen!«

Der maßlose Haß auf ihren ewigen Widersacher machte sie unfähig, ihren augenblicklichen Sieg zu verschweigen, und sie ließ alle ihre Vorsicht und Zurückhaltung fallen.

»Und wenn ich es getan hätte? Das Mädchen ist mir anvertraut worden. Sie haben kein Recht, über Lila zu verfügen. Es ist kein Verbrechen, wenn ich meine eigene Nichte aus einer Gesellschaft entferne, die mir nicht paßt – das wissen Sie ganz genau!«

»So, Sie haben es also getan? Sie leugnen es nicht?«

»Jawohl, ich habe es getan«, bestätigte sie trotzig. »Suchen Sie sie doch! Sie ist in guter Obhut. Ich gebe zu, daß ich und ein paar Bekannte . . .«

Sie beendete den Satz nicht. Verwirrung und Angst traten in ihr Gesicht. Zu spät erkannte sie, wie völlig sie sich mit ihrem Geständnis in seine Gewalt begab.

Wade rief einen Beamten herein, der vor dem Eingang zum Klub wartete.

»Nehmen Sie diese Frau fest! Ich komme nachher auf die Wache, um die Gründe der Verhaftung festzulegen.«

»Verhaftung? Was – was habe ich getan?« kreischte Mrs. Oaks. »Sie haben nichts, gar nichts, was Sie gegen mich vorbringen könnten!«

»Sie haben«, antwortete Wade, »in Gemeinschaft mit zwei unbekannten Personen Mrs. Mary Tappitt ein gefährliches Betäubungsmittel eingegeben. Dieses kleine Detail der Entführung haben Sie wohl vergessen?«

Unter Aufsicht des Polizisten suchte »Mutter« die nötigsten Toilettenartikel für ihren Aufenthalt in der Zelle zusammen, während Wade und Elk das Haus durchsuchten. Lilas Zimmer war nicht benutzt worden.

»Es ist kaum anzunehmen, daß sie hierherkamen«, meinte Elk. »Warum sollten sie auch? Die haben doch mindestens ein Dutzend Schlupflöcher.«

»Mrs. Oaks jedenfalls ist gekommen!« hielt ihm Wade gereizt entgegen. »Wir wollen einmal auf der Werft nachsehen.«

An der halbverfallenen Werft lag jedoch kein Boot. Auch die beiden

Frachtkähne, die in der Nähe gelegen hatten, waren verschwunden. Als sie umkehrten, fiel der Schein der Taschenlampe auf etwas Rotes. Elk ging darauf zu.

»Nicht anfassen!« rief Wade warnend hinter ihm.

Es war ein roter Hausschuh, und er lag ganz außen an der Kante des Kais.

»Wie ist der hierhergekommen?« fragte Elk. »Sie muß direkt an Wasser gestanden haben.«

»Oder der Schuh ist absichtlich von einem Boot nach oben geworfen worden. Sehen Sie doch – kein Schmutz an den Absätzen und an der Sohle. Das Boot legte hier an, weil Mrs. Oaks hier aussteigen mußte, und fuhr gleich weiter. Lila hat den Augenblick der Landung benutzt, um den Schuh nach oben zu werfen – sie nahm an, daß wir ihn finden würden.«

»Auf der Wache wollen wir versuchen, ob wir die alte Hexe nicht zum Reden bringen können.« Elk zeigte auf einen Haufen Ziegelsteine. Maurer mußten an der Arbeit gewesen sein, denn Baumaterial aller Art lag herum. »Die scheinen es verdammt eilig mit dem Ausbessern zu haben! In dem Rattenloch unten wird doch wohl niemand stecken?«

Widerwillig folgte Wade die Stufen zum Holzkeller hinunter, der auch diesmal nicht abgeschlossen war. Elk leuchtete in den Sandbehälter hinein.

»Neuer Sand – alles wieder in Ordnung!«

Er griff durch den Sand hindurch nach dem Hebel und zog daran. Der Geheimgang zum Kellergewölbe öffnete sich. Das Innere war erleuchtet. Wade ging hinein. Am anderen Ende bewegte sich etwas. Durch die Tür zur Zelle, in der Anna untergebracht gewesen war, verschwand eine Gestalt.

»Halt! Herauskommen!« schrie er.

Keine Antwort. Er rief noch einmal, mit einigen Schritten war er bei der Kammer, hörte ein Kratzen und Scharren, sprang hinein und sah gerade noch zwei Füße in dem engen Luftschacht über dem Bett verschwinden. Ohne einen Augenblick zu verlieren, sprang er durch den Keller an Elk vorbei, die Stufen hinauf, zur Werft. Er kannte den Verlauf des Luftschachtes und hoffte, den Fliehenden an der Mündung fassen zu können. Aber so schnell er auch zur Stelle war, sein Wild war noch schneller. Jemand schoß an ihm vorbei, zum Werftsteg, sprang ins Wasser und schwamm mit kräftigen Stößen der Flußmitte zu. Atemlos kam Wade zurück und traf Elk oben an der Kellertreppe.

»Golly, oder ich müßte mich sehr irren. Merkwürdiger Kerl!«

»Können wir ihn nicht auffischen?« fragte Elk.

»Nicht ein einziges Boot in der Nähe – nichts zu machen! Aber das Mädchen muß gefunden werden, heute nacht noch. Wenn Mrs. Oaks nicht mit der Sprache herausrückt, werden wir Siniford soweit bekommen.«

14

Auf der Fahrt in die Stadt besprachen sie noch einmal die Konsequenzen aus den letzten Ereignissen.

Lila war in die Hände der Gummibrüder gefallen – doch im Grunde war sie schon immer in den Händen der Bande gewesen.

Merkwürdigerweise beunruhigte sich Elk mehr als Wade.

»Hoffentlich ist dem Mädchen nichts passiert. Hören Sie mal, John – angenommen, die Gummibrüder ...«

»Halten Sie um Gottes willen den Mund!« fuhr ihn Wade an. »Morgen, so gegen halb elf, hoffe ich Siniford zu haben. Nein – um Lila mache ich mir keine großen Sorgen. Der Plan ist ja deutlich zu erkennen. Siniford will sie heiraten, und aus irgendwelchen Gründen unterstützt ihn Aikness dabei. Lila ist Delila Pattison, was besagt, daß niemand ihr etwas antun wird. Was aber nach der Heirat passiert, ist eine andere Frage. Übrigens muß die Ehe rechtsgültig geschlossen sein – Siniford wird sich in dieser Hinsicht keinem Risiko aussetzen.«

»Was denken Sie eigentlich in der zweiten Kassette zu finden? Und wo wird sie übrigens aufbewahrt?«

»Bei der Bank des Anwalts.«

»Bei welcher?«

Wade hatte vergessen, danach zu fragen.

»Es fällt mir nämlich gerade ein«, sagte Elk, »daß die junge Dame Ihnen erzählte, sie hätte ein Gespräch über eine Bank und über ›Graveure‹ belauscht. Über eine Bank – sagte sie nicht – in Lothbury?«

»Halten Sie bei der ersten Telefonzelle!« rief Wade dem Chauffeur zu. »Ich will sofort Bruder anrufen. Oh, ich war ein Esel, daß ich bei Lilas Erzählung nicht gleich daran dachte.«

»Mr. Bruder wohnte am Portman Square. Er kam selbst an den Apparat.

»Ja, die Bank hat hier in Lothbury eine Filiale.«

»Sagen Sie, Mr. Bruder, wissen Sie vielleicht, ob in der Nähe der Bank eine Graveurfirma ist?«

»Warum? Ja, eine Graveurfirma ist dort, und zwar im Obergeschoß

der Bank. Die Sache verhält sich so – der Graveur, ein älterer Herr, übrigens ein Klient von mir, ist Besitzer des Grundstücks und vermietete das Haus nur unter der Bedingung, daß ihm das Obergeschoß für seine Firma belassen würde. Er hat natürlich einen eigenen Geschäftseingang.«

»Besten Dank, Mr. Bruder, mehr wollte ich für den Augenblick nicht wissen.«

Die beiden Inspektoren befanden sich in einer heiklen Situation. Das Gebiet der City nimmt im Verwaltungsbereich eine ganz besondere Stellung ein. Es hat einen eigenen Kriminaldienst und eigene Beamte. Wade war sich nicht im klaren, ob er die Citybehörden um Mitarbeit angehen sollte.

»Wollen Sie nicht wenigstens das Präsidium verständigen?« fragte Elk. »Ich weiß nicht, es gehört in den Citybezirk, und ich möchte nicht von Old Jewry eins auf den Kopf bekommen.«

Old Jewry ist der Sitz der Citypolizei, über die Scotland Yard keine Befugnisse hat.

»Wir können uns doch wenigstens mal die Bank ansehen.«

Lothbury war wie ausgestorben. Als sie in die Straße einbogen, sahen sie einen Polizisten um die nächste Ecke verschwinden. Die Bank befand sich im letzten Haus der Straße, einem neueren, schmalen Gebäude. Vor dem Bankeingang stand ein großer Mann, der sie kritisch musterte.

»Sind Sie nicht Inspektor Wade?« fragte er. »Mein Name ist Cardlin, Detektivsergeant der Citypolizei.«

»Stimmt hier etwas nicht?«

Der Sergeant strich über seinen kurzen, schwarzen Bart.

»Das will ich eben herausbekommen. Ich möchte aber nicht einen Haufen Polizisten hier haben, bevor ich meiner Sache sicher bin. Sergeant Topham hat mir versprochen, hierherzukommen. Sobald er da ist, versuche ich mit Wilson, dem Bankdirektor, zu telefonieren, der in der Nähe von Holborn wohnt.«

»Kann ja auch ich machen –«, schlug Wade vor. »Bei der Börse ist eine Telefonzelle. Weswegen sind Sie eigentlich hier, Sergeant?«

Der Bärtige dachte nach, bevor er antwortete. Er schien überhaupt zu den Leuten zu gehören, die sich jedes Wort zuerst genau überlegen.

»Das läßt sich eben nicht genau sagen. Ich glaubte nur, ein Licht da oben beim Graveur gesehen zu haben, bin nach Old Jewry gelaufen und habe mir die Doppelschlüssel für den Nebeneingang geholt. Ich bin noch nicht oben gewesen. Als ich zurückkam, war kein Licht mehr zu sehen.«

Er nannte eine Telefonnummer. Wenig später sprach Wade mit dem Bankdirektor.

»Ich komme gleich mit den Schlüsseln. Es ist doch nicht eingebrochen worden?«

»Das müssen wir eben aufklären.«

Cardlin und Elk standen noch vor dem Bankgebäude, als Wade zurückkam.

»Der Direktor ist in fünf Minuten hier. Wo liegt die Werkstatt des Graveurs?«

Cardlin zeigte zu den Fenstern im obersten Stock.

»Wenn Sie schon hinaufgehen wollen, warte ich hier auf den Direktor. Falls jemand im Hause ist, bleibt ihm nur dieser eine Ausgang, und ich habe meinen Revolver bei mir.«

Wade schloß die Seitentür auf und ging mit Elk hinein. Ein schmaler Gang führte zum Fahrstuhl, um den sich eine enge Wendeltreppe nach oben schlängelte.

»Was meinen Sie, Fahrstuhl oder Treppe?«

Wade entschied sich für die Treppe, zog die Schuhe aus und stieg, von Elk gefolgt, geräuschlos hinauf. Sie waren beide bewaffnet, erreichten aber das Obergeschoß, ohne etwas Besonderes zu bemerken.

Auf der Glasscheibe der Eingangstür stand der Name des Graveurs. Sie schlossen auf und kamen in einen großen Arbeitsraum, der sich, nur unterbrochen von einer abgetrennten Bürokabine, über die ganze Front des Gebäudes hinzog.

»Niemand –«, sagte Elk. »Moment, was steht dort?«

Im hinteren Teil des Raumes ragte, an einen Arbeitstisch gelehnt, eine Eisenstange in die Höhe. Als sie um den Tisch herumgingen, fanden sie die Lösung des Rätsels. In den Zementfußboden war ein großes Loch gebrochen worden, und daneben lagen ein Brecheisen, ein Wagenheber und ein Eisenbolzen. Ein recht primitives Verfahren – Wade erinnerte sich, etwas Ähnliches in einem Kriminalmuseum gesehen zu haben. An einem Fuß des im Boden verankerten Tisches war eine Strickleiter angebunden, die durch das Loch hindurchgezogen worden war.

Wade zwängte sich durch die Öffnung und kletterte in den unteren Raum hinab. Es war ein großes Büro mit vielen Schreibtischen. Auch hier gab es eine Wendeltreppe, die ins nächsttiefere Stockwerk führte. Wade hörte, daß sich dort unten eine Tür öffnete, und zog seinen Revolver heraus. Es war aber nur der Bankdirektor, der mit Cardlin hereinkam.

»Ich verstehe nicht, warum man es gerade auf uns abgesehen hat.

Wir haben nie viel Geld hier, weil wir ja ganz nahe bei der Zentrale sind.«

»Haben Sie eine Stahlkammer mit Depots?« fragte Wade.

»O ja, wir haben eine ganze Anzahl Kassetten im Depot. Aber die Tür ist nicht zu sprengen. Da – sehen Sie, niemand hat sich daran vergriffen.«

Er zeigte auf eine große Stahltür, die in seinem eigenen Büro in die Wand eingelassen war. Das Schloß schien intakt, aber eine oberflächliche Prüfung ergab, daß eine Öffnung mindestens versucht worden war. Der Lack war zerkratzt, und unter dem Schreibtisch lag eine Lederlampe mit feinstem Einbrecherwerkzeug und ein Sauerstoffgerät.

Der Direktor zog seinen Schlüsselbund aus der Tasche. Er schien sehr stolz auf diese Stahlkammer zu sein, die erst kürzlich eingebaut worden war, und erzählte, daß eine bekannte Firma in Wolverhampton sie aus Chromstahl hergestellt habe.

»Sind Sie sicher, daß man auf keinem anderen Weg in die Kammer hinein kann?« fragte der bärtige Cardlin.

Der Direktor lachte.

»Falls nicht jemand die Fähigkeit besitzt, sich durch Eisenbetonwände durchzubeißen, gibt es keinen anderen Zugang!«

Er drehte die verschiedenen Kombinationsschlösser, man hörte ein leichtes Knacken und die schwere Türe schwang leicht und geräuschlos auf. Der Direktor schaltete das Licht ein und ging die sechs Stufen, die in die kleine Kammer hinabführten, voraus.

»Hier sind die Depots.« Er wies auf eine Reihe schwarzer Kassetten und dann auf ein Gitter, das den hinteren Teil des kleinen Raumes abtrennte. »Und hier bewahren wir unsere Bücher und Kassenbestände auf.«

»Welche Kassette gehört der Pattison-Stiftung?« Merkwürdigerweise war es Cardlin, der diese Frage stellte.

Der Direktor zeigte auf eine Kassette, die etwas kleiner als die übrigen war. Cardlin holte sie vom Regal und zwängte – zur Verblüffung der drei anderen – ein kleines Brecheisen unter den Deckel. Ein scharfes Knacken – der Deckel flog auf. Cardlin zog zwei Bündel Dokumente heraus und steckte sie in die Tasche. Ruhig wandte er sich um und ging auf die Stufen zu.

Jetzt erst erholte sich John Wade von seinem Schock.

»Nanu, was soll das bedeuten, Cardlin?«

Er machte zwei Schritte und blieb dann regungslos stehen. Cardlin hatte sich umgewandt. In seiner Hand lag ein schwerkalibriger Revolver.

»Keine Bewegung, Jungens! Ich möchte nicht gern schießen, damit mir nicht einer von euren Blauen dazwischenkommt. Wäre peinlich für euch – vielleicht auch für mich ...«

Dem Jargon nach zu urteilen, mußte der Kerl Amerikaner sein, und Wade hatte den Eindruck, die Stimme schon einmal gehört zu haben.

Der angebliche Cardlin stieg rückwärts die Stufen hinauf. Langsam zog er sich hinter der halb offenstehenden Stahltür zurück.

»Um Gottes willen –«, schrie der Bankdirektor entsetzt, »er will uns hier einschließen. Wir werden ersticken!«

In diesem Augenblick riß Wade seinen Revolver heraus und feuerte. Ein Schmerzensschrei – die Waffe des Gangsters fiel zu Boden. Die schwere Türe bewegte sich, doch bevor sie zuschnappen konnte, war Wade mit zwei Sätzen oben und stemmte sich dazwischen. Der falsche Detektiv war inzwischen aus dem Direktionsbüro geflüchtet und hatte die Tür hinter sich verschlossen.

»Die Alarmglocke!« rief der Direktor.

Er eilte zu seinem Pult und zog an einem kleinen Hebel. Sofort gellte eine Sirene durch die stille Straße.

Ein Citypolizist befreite die drei Gefangenen. Er erzählte ihnen, daß ein Auto an ihm vorbeigerast sei, gerade als er in die Straße einbog.

Wenige Minuten später wimmelte es von Polizisten. Selbst der Polizeihaupmann des Bezirks erschien auf der Bildfläche.

»Nein, wir haben nie einen Cardlin bei uns gehabt!«

»Wir sind zwar die Hereingefallenen«, philosophierte Elk auf der Rückfahrt, »aber genau dasselbe würde auch passiert sein, wenn wir nicht gekommen wären. Bestimmt rechnete er nicht mit unserem Dazukommen, aber immerhin hat er sich rasch in die neue Sachlage eingefunden.«

Ihr erster Besuch galt Mr. Bruder, der den Verlust der Papiere bedauerte, ihn aber nicht als sehr ernsthaft betrachtete.

»Soweit ich mich erinnere, enthält die Kassette nichts, dem ich als Anwalt besonderen Wert beimessen würde. Es waren wohl mehr Papiere rein privater Art.«

»Was war überhaupt in der Kassette?«

»Geburts- und Heiratsurkunden, Briefe, die Lady Pattison von ihrem Sohn erhielt, einige Fotografien der Tochter Delila und dergleichen mehr. Ja – eine Aussage des Kindermädchens Anna über das Feuer war noch dabei. Das dürfte wohl alles gewesen sein. Lady Pattison legte großen Wert darauf, daß diese Papiere nicht mit den geschäftlichen Dokumenten zusammen aufbewahrt wurden. Darum übergab ich die Kassette ja auch der Lothbury-Bank.«

»Wer wußte, daß die Kasette bei der Bank lag?« fragte Wade.

»Niemand. Ich habe es nicht einmal Lord Siniford gesagt.«

»Doch, das taten Sie! Als Sie mir von der Kasette erzählten, war Siniford im Nebenzimmer. Erinnern Sie sich – er kam plötzlich herein, sah aus wie ein Gespenst und verschwand wieder?«

»Die hatten es natürlich längst gewußt!« bemerkte Elk. »Hatte nicht vorher schon das Mädchen zugehört, als über Lothbury und den ›Graumeur‹ gesprochen wurde? Es kann ja sein, daß Siniford die Adresse zum erstenmal in Ihrem Büro hörte. Vielleicht aber fürchtete er sich einfach davor, daß Sie, John, die Dokumente zu Gesicht bekämen?«

Vom Büro des Anwalts aus rief Wade Lord Siniford an, erhielt aber keine Antwort. Daraufhin telefonierte er mit dem Portier des Hauses, der ihm mitteilte, daß der Lord nach Hause gekommen, aber sofort wieder weggegangen sei.

»War er allein?« fragte Wade.

»Nein, Sir, er kam in Begleitung eines kleinen Herrn, den ich nicht kenne, und sie gingen auch zusammen wieder fort.«

Wade fuhr in die St. James Street zu Sinifords Wohnung, aber der Portier konnte ihm nicht viel mehr berichten.

»War der Begleiter Lord Sinifords vielleicht ein Chinese?«

»Nein, Sir. Er sah eigentlich ziemlich gewöhnlich aus, ich erinnere mich, ihn früher schon einmal hier gesehen zu haben. Seine Lordschaft hatte keinen Whisky mehr, und ich besorgte eine neue Flasche. Ich glaube, der Herr muß Seemann oder so was sein, denn er erzählte, wie kalt es in der Nacht auf dem Fluß war. Jedenfalls sagte er das gerade, als ich ins Zimmer kam.«

»Weiter nichts? Sagte er nichts weiter, als daß es auf dem Fluß kalt war?«

»Wörtlich sagte er: ›Der Fluß war nie so kalt, wie heute nacht.‹ Als ich hereinkam, brach er ab.«

Also Golly war der Besucher! Und er war früher schon einmal in der Wohnung gewesen!

So müde Wade auch war, er mußte doch noch auf die Wache in Wapping, um die Anzeige gegen Mrs. Oaks aufzusetzen. Er fand die Dame in ungewöhnlich sanfter Stimmung.

»Ich weiß wirklich nicht, Mr. Wade, warum Sie mir derart zusetzen«, jammerte sie. »Ich war immer höflich mit Ihnen und habe Ihnen nie etwas zuleide getan. Die Anzeige gegen mich ist lächerlich – Eingabe von Betäubungsmitteln! Na, und Lila – seit gestern habe ich sie nicht gesehen. Sie macht mir täglich mehr Mühe.« Sie sah den Inspektor vielsagend an. »Lila ist ein hübsches Mädchen und bekommt mal eine nette,

kleine Mitgift. Meine arme, liebe Schwester hat mir beinah tausend Pfund hinterlassen. Lila ist ja noch ein wenig jung, aber sie wird ihrem Mann sicher einmal eine brave Frau . . .«

»Mit ›Mann‹ meinen Sie wohl mich?« fuhr sie Wade an. »Soll das ein Köder sein? Beruhigen Sie sich, ich beiße nicht an. Was Ihre arme, liebe Schwester betrifft, falls Sie überhaupt je eine gehabt haben, so bin ich sicher, daß sie weder arm noch lieb war. So was zieht bei mir nicht: Lila Smith ist Delila Pattison.«

›Mutter‹ zuckte zusammen und wurde blaß.

»Ich – weiß nicht . . .« stotterte sie. »Was meinen Sie, Mr. Wade? Es ist mir ganz unverständlich.«

Wade nickte dem Sergeanten zu und diktirte seine Anzeige.

»Sie werden doch Bürgschaft annehmen, nicht wahr, Mr. Wade?« Mrs. Oaks weinte fast. »Sie können doch nicht eine anständige Frau in meinem Alter die ganze Nacht in eine schmutzige Zelle sperren!«

»Die Zellen auf der Wache hier sind tadellos sauber. – Bürgschaft, Mrs. Oaks? Wer würde denn Bürgschaft für Sie leisten? Ja, meine Liebe, wenn Ihr Mann für Sie bürgt – er muß aber persönlich kommen –, will ich Sie entlassen. Sie können nach ihm schicken lassen.«

Darauf war sie nicht vorbereitet.

»Aber ich weiß doch nicht, wo Golly ist – das ist Ihnen bekannt. Ich habe ihn nicht gesehen, seit . . .«

»Ihre Hauptbeschäftigung ist, Leute nicht zu sehen!« schnitt ihr Wade das Wort ab. »Heute abend hätten Sie ihn sehen können – unten in dem Keller, den Sie ebenfalls noch nie gesehen haben! Ich sah zwar nur noch seine Schuhsohlen. Er schwamm Richtung London Bridge davon. Hoffentlich leidet er nicht an Rheumatismus?«

Sie hatte sich wieder gefaßt, und ihr Gesicht trug die alte Maske, die er so gut kannte. Ein böser Blick streifte ihn, sie öffnete ihre Lippen, sagte aber nichts. Brück wandte sie sich ab und folgte der Wärterin in den Gang hinaus.

Wade kam völlig erschöpft nach Hause und schlief schon, noch bevor er richtig im Bett lag. Fünf Stunden später wachte er auf und sah die hagere Gestalt Inspektor Elks neben seinem Bett.

»Ich – schlafe nie! Ich finde, es ist eine furchtbare Zeitverschwendung.«

»Was wollen Sie nun schon wieder?« murrte Wade und streckte sich gähnend. »Haben Sie einen waschechten Verweis vom Präsidium mitgebracht?«

Elk setzte sich auf den Bettrand und steckte einen Zigarrenstummel in Brand.

»Nein, der kommt noch, keine Sorge! Ich dachte nur, es würde Sie interessieren, daß man gegen Morgen einen Mann auffischte – am Middlesexufer.«

»Wer war es?«

Elk stieß eine Rauchwolke aus.

»Lord Siniford!«

Wade fuhr hoch.

»Siniford –? Ertrunken?«

Elk schüttelte den Kopf.

»Erstochen – saubere Arbeit. Muß auf der Stelle tot gewesen sein!«

15

Auf dem Tisch der Polizeiwache lag alles, was man in den Taschen des Toten gefunden hatte – ein goldenes Zigarettenetui, eine Uhr mit Kette und eine kleine goldene Dose, die eine vom Wasser ziemlich aufgelöste Masse enthielt. Eine chemische Untersuchung war noch nicht gemacht worden, aber Wade wußte genau, daß es Kokain war. Ferner – ein silbernes Taschenmesser, ein Platinring, Schlüssel und ein »Mittel zur Verhütung von Seekrankheit«. Papiere fanden sie keine, weder Brieftasche noch Geld.

Siniford war von hinten erstochen worden. Die Wunde war nicht ohne weiteres ersichtlich. Der mit großer Kraft geführte Messerstich hatte die Wirbelsäule am Nacken durchschnitten.

»Ich habe schon ein- oder zweimal ähnliches gesehen«, sagte Elk. »Merkwürdige Kerls, diese Chinesen! Und was halten Sie davon?« Er deutete auf die ausgebreiteten Gegenstände.

»Weiter nichts, als daß er nicht seefest war und trotzdem die Absicht hatte, eine Seereise zu unternehmen. Um sechs Uhr morgens wurde er gefunden. Der Mord wurde also in den sechs Stunden nach Mitternacht begangen, und zwar in der Nähe von Westminster.« Am Türhaken hing die schwere, dicke Weste, die Siniford getragen hatte. »Hier ist noch ein Beweis, daß er eine Seereise vorhatte. Die Weste ist mit Kork gefüttert. Solche Westen werden häufig von ängstlichen Passagieren getragen, weil sie eine Art Rettungsgürtel sind. Die Mörder rechneten nicht damit, daß ihn die Weste an der Oberfläche des Wassers halten würde. Seine Uhr ist siebzehn Minuten nach eins stehengeblieben, kurz bevor die Ebbe einsetzte, und der Körper wurde gefunden, gerade als die Flut begann.«

Elk grinste.

»Sie werden noch ein richtiger Sherlock Holmes, Johnny! – Was ist das?« Er nahm einen schmalen Ring auf. »Ein bißchen klein für seinen Finger, nicht wahr?«

»War auch nicht für ihn bestimmt – es ist ja ein Trauring.«

Elk legte den Ring wieder auf den Tisch, warf einen Blick auf die besorgte Miene seines Kollegen und klopfte ihm freundschaftlich auf die Schulter.

»Werden Sie bloß nicht nervös, John!«

»Ja, tatsächlich, ich werde nervös. Meine ganze Theorie ist über den Haufen geworfen. Ich nahm an, der Plan wäre, Lila mit dem Lord zu verheiraten, und hoffte, daß sie wenigstens im Augenblick sicher wäre. Aber jetzt . . .« Er machte eine verzweifelte Handbewegung.

Kurz darauf kam ein Anruf vom Präsidium. Man erwartete die beiden Inspektoren sofort in Scotland Yard.

Der Polizeichef schob eine Depesche über den Tisch.

»Hier! – Das Ende der ›Siegel von Troja!‹« verkündete er. »Auf Veranlassung der Admiralität hat einer unserer Kreuzer das Schiff in der Nähe der brasilianischen Küste aufgebracht. Dies ist der Bericht.«

›Auf Veranlassung Ihres X. F. 43 G 9AI 95 142 hielt ich ›Siegel von Troja‹, Breite 3, Länge 47, an und durchsuchte das Schiff. Ladung: landwirtschaftliche Maschinen und Automobile. Ladungspapiere in Ordnung. Kapitän Silvini, Erster Offizier Thomas Treat. Weder Kapitän Aikness noch Erster Offizier Raggit Lane an Bord. In Kabine 75, 76, 79, viertes Deck, wurden drei Mann gefunden, zwei Engländer, ein Amerikaner. Erklärten, seit sechs Jahren auf dem Schiff gefangengehalten und gezwungen worden zu sein, gestohlene Schmucksachen einzuschmelzen. Alle drei machten unabhängig voneinander die Aussage, daß das Schiff als Hehlernest zu gelten habe. In der Salonkabine hinter der Wandtäfelung eine kleine Stahlkammer entdeckt, die 1250 Karat geschliffene Diamanten, 750 Karat Smaragde, viele davon sehr groß, 17 kleine Platinbarren und 55 Feingoldbarren enthielt. In einem nicht in Betrieb befindlichen Kühlraum eine Anzahl leicht verkäuflicher Staatspapiere im Wert von 83 000 Pfund und, soweit bisher ermittelt, 184 000 Pfund in Banknoten und gemünztem Geld gefunden. Einer der gefangengehaltenen Goldarbeiter gab an, daß dies die Beute aus sechs Einbrüchen wäre. Wir fahren nach . . . (Hier folgten zwei in Kode abgefaßte Zeilen, die nicht entschlüsselt werden konnten.) Die amtlich bestätigten Aussagen der Gefangenen gehen Ihnen zu. ›Siegel von Troja‹ setzt Reise unter Kommando unserer Offiziere fort.«

»Eine traurige Nachricht für Kapitän Aikness«, meinte Elk, »von Mr. Raggit Lane gar nicht zu reden.«

»Nicht halbso schlimm«, erwiderte Wade. »Meiner Meinung nach wußte Aikness, daß das Spiel verloren war. Er ließ das Schiff abfahren und nahm in Kauf, daß es aufgehalten würde. Der Verlust wird ihn nicht sehr berühren, denn sicher hat er irgendwo in Südamerika Geld liegen. Nein, den Verlust kann er verschmerzen – natürlich in der Annahme, daß er selbst glatt dabei wegkommt.«

»Hm ja – Aikness. Aber was hat eigentlich Golly mit der ganzen Sache zu tun? Armer Teufel – ich glaube, er hat sich zu sehr mit ihnen eingelassen. Er ist doch weiter nichts als ein Werkzeug für die Brüder.«

»Aber ein zweischneidiges, meiner Meinung nach!«

John Wade mußte an diesem Morgen zur Verhandlung ins Polizeigebäude und stieß dort auf eine ungewöhnliche Menge Neugieriger, meistens Freunde und Nachbarn von Mrs. Oaks. Es gab wohl keinen Flußdieb von Tilbury bis Barking Creek, der Mrs. Oaks nicht kannte oder nicht hin und wieder ihr Gast gewesen war.

Die »grauen Ratten« und die »schwarzen Ratten«, die Rotherhithe-Bande und die Wapping-Gesellschaft – alle kannten sie die halb zerfallene Werft, wo in der Dunkelheit der Nacht so manches eilige Geschäft abgeschlossen wurde. In dem Gewölbe hinter dem Holzkeller hatten einmal Seidenballen im Wert von zwanzigtausend Pfund gelegen, die zwischen Sonnenuntergang und Morgengrauen von einem ausländischen Dampfer verschwunden waren. Der Kapitän, der Zahlmeister, alle waren daran beteiligt, aber auch Mutter Oaks hatte ihren Teil eingeheimst.

Wade kannte die meisten dieser Leute, die mit den Händen in der Tasche und der Zigarette im Mundwinkel vor dem Gericht herumlungerten. Manch gehässiger Blick traf ihn, als er vorbeiging. Auch der »Schnüffel« war da, und Wade blieb vor ihm stehen.

»Dich hatte ich doch neulich abends festgenommen, Schnüffel?«

Der Flußdieb grinste.

»Ja, Sir, aber wegen der Überschwemmung hat man versäumt, Anzeige gegen mich zu erstatten.«

»Was machtest du bei Mutter Oaks? Eine kleine Sparkasse angelegt?«

»Ich habe da nur einen rein persönlichen und privaten Besuch gemacht«, antwortete Schnüffel-Offen wichtig. »Ein Herr, der einer Dame einen Besuch abstattet – ist das vielleicht strafbar?«

»Sicher, wenn du der Herr bist!« Wade lachte.

Auch den Schnüffel schien es zu belustigen.

»Das paßt zu Ihnen, Mr. Wade. Aber sehen Sie, ich habe mit all die-

sen krummen Sachen nichts mehr zu tun. Man hat mir eine regelmäßige Arbeit angeboten. Ein Mann wie ich, der den Fluß stromaufwärts und stromabwärts kennt – ich möchte wetten, hier ist kein einziger, der den Fluß bis Gloucester hinaufgefahren ist –, braucht seine Zeit nicht im »Mecca« zu verlieren! Tja, was werden Sie denn nun mit Mrs. Oaks machen? Das ist ja schlimmer als Tierquälerei. Nie hat es eine unschuldigere Frau gegeben als Mutter Oaks – sie ist 'ne wirkliche Dame!« Er zupfte Wade, der weitergehen wollte, am Ärmel. »Heißer Boden für Sie, Mr. Wade, wie?« flüsterte er. »Ich an Ihrer Stelle würde hier nicht so ungezwungen herumlaufen!«

»Alles Freunde von Mrs. Oaks, was?«

Die Warnung war berechtigt, aber überflüssig. Wade hatte ohnedies eine Reihe fremder Gesichter entdeckt, von Leuten, die nie zu seinen »Kunden« gehörten. Hagere, brutal aussehende Kerle, die ihn mit ausdruckslosen Augen anstarrten und, ohne ein Wort zu sagen, einander zublinzelten, wenn er vorbeiging.

Er traf Mrs. Oaks im Wartezimmer, das neben dem Eingang lag. Sie schien wenig geschlafen zu haben, machte aber einen ruhigen Eindruck.

»Ich hoffe, Sie machen heute Schluß mit dieser sinnlosen Angelegenheit. Es ist nicht einzusehen, was Sie gegen mich vorbringen, und noch weniger, wie Sie es beweisen könnten. Ich habe die besten Anwälte, die man für Geld bekommen kann. Sie werden sich nur lächerlich machen vor Gericht, Mr. Wade. Wenn Sie die Anzeige zurückziehen, will ich kein Wort mehr darüber verlieren und Ihnen auch nichts nachtragen.«

»Nichts zu machen. Der Fall ist schon an die Staatsanwaltschaft weitergeleitet worden. Ich werde Vertagung beantragen.«

Zwei rote Flecken erschienen auf ihren Wangen, und ihre Augen funkelten.

»Schön, Sie werden ja sehen, was dabei herauskommt! Ich habe nämlich Freunde, Mr. Wade – Lord Siniford wird . . .«

»Lord Siniford wird gar nichts – er ist tot.«

Wade beobachtete, wie ihr das Blut ins Gesicht stieg. Gleich darauf wurde sie leichenblaß. Ihr Gesicht erschien grau und zusammengeschrumpft. »Tot?« murmelte sie. »Wann – starb er?«

»Letzte Nacht. Ermordet – die Leiche wurde aus dem Fluß gefischt.«

Eine Weile stand sie starr und steif vor ihm. Dann knickten ihre Knie ein, sie schwankte nach vorn. Er fing sie auf und half ihr auf einen Stuhl. Sie war nicht ohnmächtig geworden, ihre Augen brannten, die Stimme krächzte.

»Jetzt haben sie ihn umgebracht –! Der Lord sollte sie doch heiraten – warum hat er das zugelassen?«

»Weil er sie selbst heiraten will«, antwortete er in einer plötzlichen Eingebung.

Sie hob die Hand, als ob sie einen Schlag abwehren müßte.

»Nein, nein!« jammerte sie. »Das kann er nicht tun – wird er nie tun.«

»Mrs. Oaks, Sie sind bloß ein kleines Rad in der ganzen Maschinerie, das ist mir längst klar. Ich will Sie gar nicht aufs Glatteis führen, ich rede ganz offen. Was liegt uns schon an Ihnen? Warum geben Sie nicht alles zu? Ergreifen Sie die Chance, die sich Ihnen bietet, und werden Sie Kronzeugin. Aikness bedeutet für Sie Geld, das wissen wir. Außerdem wissen wir alles über die ›Siegel von Troja‹ und über Lila Smith.«

Sie blickte ihn mit stumpfen Augen an.

»Ich weiß nicht... Ich habe nichts gegen die Vertagung – ich verlange auch nicht mehr, gegen Bürgschaft freigelassen zu werden. Vielleicht lasse ich Sie morgen oder übermorgen rufen.«

Sie betrat den Gerichtssaal, eine bedauernswerte Erscheinung. Ihr Anwalt, mit dem sie nur wenige Worte wechselte, verhandelte mit dem hervorragenden Verteidiger, der ihre Vertretung übernommen hatte. Sie ließ keine Haftentlassung beantragen. Offenbar zog sie vor, im Hollowaygefängnis zu bleiben.

16

Das Geheimnis um die ›Siegel von Troja‹ war nun gelüftet. Von brasilianischer Seite war telegrafisch eine Protestnote eingelaufen, und die britische Regierung veröffentlichte in den Nachmittagszeitungen eine Erklärung. Gleichzeitig mit dem Bericht über das tragische Ende Lord Sinifords erschien die romantische Geschichte des Räuberschiffs mit seinen Schätzen und eine Liste der den Gummibrüdern zugeschriebenen Verbrechen.

In späteren Ausgaben wurde auch die Strafsache gegen Mrs. Oaks erwähnt und Gollys Bild gebracht, jedoch nicht im Zusammenhang mit den anderen Fällen. Der Name Lila Smith wurde nicht genannt.

Im Präsidium war es ein Tag der Beratungen. John Wade mußte vor den ›großen Vier‹ erscheinen und hoffte darauf, daß sie den Vorfall mit der Bank nicht zu ungünstig beurteilten. Seine Hoffnung erwies sich als berechtigt.

»Gerissene Kerls!« begann der große Chef. »Versuchten, die Stahlkammer zu öffnen, und kamen, als dies nicht gelang, auf den genialen Einfall, nach dem Bankdirektor zu schicken. Daß Sie, Wade, zufällig

dazukamen, war ein besonders glücklicher Umstand und legalisierte das Unternehmen geradezu. Dieser Cardlin, wie er sich nannte, hat übrigens auf der Citywache einen Ausweis von Scotland Yard vorgezeigt. – Nein, Inspektor, wir können Ihnen keinen Vorwurf machen – aber Aikness und Oaks müssen jetzt her!«

»Ich kannte Oaks vor zwanzig Jahren«, bemerkte einer der »Vier«. »Er war damals der gewitzteste Hehler im East End von London und muß ein Vermögen gemacht haben. Ein geschickter kleiner Teufel – spricht vier oder fünf Sprachen.«

»Oaks?« fragte Wade ungläubig. »Ich habe ihn immer für völlig ungebildet gehalten.«

»Bestimmt nicht. Sein Englisch ist zwar furchtbar, aber Französisch und Deutsch spricht er wie ein Gebildeter. Ja, einen schwachen Punkt hat er natürlich – er bildet sich ein, eine wunderbare Stimme zu haben, und hat vermutlich Unsummen hinausgeschmissen, um sie ausbilden zu lassen.«

Eine ganz neue Seite Gollys? John Wade sah sich veranlaßt, nochmals ins »Mecca« zu gehen und sich die Umgebung des kleinen Mannes genauer anzusehen. Er kannte Gollys Zimmer, er hatte es schon früher einmal oberflächlich durchsucht.

Es war ein großes, unmittelbar über dem Keller gelegenes Zimmer, ziemlich dunkel, da nur ein einziges, schmales Fenster Licht und Luft hereinließ. Die Ausstattung bestand aus einem eisernen Bett, einem gutgefüllten Bücherschrank, einer alten Petroleumlampe, einem abgenutzten Sofa und einem kleinen Pult. Kurioserweise waren sämtliche Bücher in Packpapierumschläge gehüllt und die Buchtitel daher nicht ersichtlich. Der erste Band war ein Neues Testament, zu Wades Überraschung in Griechisch. Die vielen Bleistiftnotizen in einigen historischen und strategischen Werken deuteten darauf hin, daß diese Bände eifrig gelesen worden waren. Die meisten Werke behandelten Musikgeschichte, Musikwissenschaft und Gesang. Der Rest bestand aus Reisebeschreibungen und philosophischen Abhandlungen in deutscher, französischer, spanischer und italienischer Sprache, einer lateinischen Ausgabe von Cäsars Schriften und einer ungarischen Grammatik. Das Pult in der Ecke war voller Tintenflecken. Golly schien ein nachlässiger, aber eifriger Schreiber zu sein.

Die Schubfächer des Pultes brachten eine weitere Überraschung. Der erstaunliche Golly befaßte sich auch mit Astrologie – Skizzen, Karten, Horoskope, begonnene und vollständige, füllten mehrere Fächer. Wade sah mit Interesse auch seinen eigenen Namen auf einem der Blätter.

Über Gollys finanzielle Lage fanden sich keine Hinweise, kein Bankbuch, nichts, was über sein Vermögen Aufschluß gegeben hätte. Auch eine gründliche Untersuchung des Fußbodens und der Wände ergab nichts. Aber schließlich kam doch noch etwas Bemerkenswertes zum Vorschein. Ein kleines Büchlein mit Goldschnitt, das auf der ersten Seite die Widmung trug: »G. H. Oaks gewidmet von seinem Chef William Deans«.

Wade interessierte sich weniger für das Büchlein mit dem obskuren Titel »Christis alte Orgel«, als für ein altes Rechnungsformular, das als Buchzeichen verwendet worden war. »Deans & Abbit, Fabrik medizinischer Instrumente« lautete die Firmenbezeichnung, und darunter stand: »Deans Patent-Gummihandschuhe für alle medizinischen Zwecke«.

Der Rest des Tages brachte keinen Fortschritt. Die Polizei von vier Grafschaften suchte mühsam nach Lila Smith, ohne daß sich der geringste Anhaltspunkt ergeben hätte. Am Abend besuchte John Wade Mrs. Oaks im Hollowaygefängnis, fand sie verdrossen und wortkarg, bis schließlich ein Wutausbruch die weitere Unterhaltung unmöglich machte.

Im Laufe der nächsten Tage stieß er dauernd auf Leute, die ihm schon bei der Verhandlung gegen Mrs. Oaks aufgefallen waren. Er hatte ein hervorragendes Personengedächtnis und irrte sich nicht. Er befand sich in größerer Gefahr, als er ursprünglich angenommen hatte. Die Gestalten tauchten in der Nähe seines Hauses auf, und er begegnete ihnen auf dem Weg ins Büro. Bei einer Patrouille auf dem Fluß entdeckte er drei von ihnen in einem Boot. Sie blickten nicht einmal auf, als die Polizeibarkasse vorbeifuhr, und das allein war schon verdächtig. Auf dem Rückweg traf er noch einmal mit ihnen zusammen – sie fuhren stromaufwärts, er hinab. Offenkundig versuchten sie, nahe an sein Boot heranzukommen. Glücklicherweise befand sich eine zweite Polizeibarkasse in der Nähe, die auf sein Signal hin herankam. Kaum hatte einer der Ruderer das Manöver bemerkt, nahm er etwas vom Boden des Bootes auf und ließ es ins Wasser fallen. Eine Minute später lag die Barkasse neben dem Boot.

»Was haben Sie da über Bord geworfen?« fragte Wade.

Der betreffende Ruderer blickte ihn verächtlich an.

»Grundköder. Wir fischen. Ist das vielleicht verboten?«

»Fischen mit Handgranaten ist verboten – und wenn das, was Sie ins Wasser warfen, nicht eine gewesen ist, will ich Brown heißen.«

Er schleppte das Boot hinter sich her zur nächsten Polizeiwache. Die drei waren darauf nicht vorbereitet, und die zweite Barkasse, die ne-

ben ihnen herlief, paßte gar nicht in ihr Konzept. Als sie an Land stiegen, wollte einer der Männer – unbemerkt, wie er hoffte – etwas ins Wasser fallen lassen, aber es schlug auf dem Landungssteg auf. Ein Beamter sprang hinzu und hob einen Browning auf. Im Lauf steckte eine Patrone, neun weitere lagen im Magazin.

»Haben Sie einen Waffenschein?«

»Das nicht, aber 'nen Trauschein!«

Der Kerl grinste. Er war klein, mit Hakennase, sah aus wie ein Italiener, behauptete aber, amerikanischer Bürger zu sein. Sein Paß war in Ordnung – Wohnsitz Chicago, seit drei Wochen in England. Auch die beiden anderen kamen aus den Vereinigten Staaten. Die Eintragungen in ihren Pässen ergaben, daß sie mit dem gleichen Schiff und am gleichen Tag angekommen waren. Einer von ihnen, der Steuermann, hatte ebenfalls einen Revolver bei sich.

»Das ist doch hier nicht verboten?« fragte er, als ihm die Waffe abgenommen wurde.

Wer hatte diese Leute nach England gebracht? Ihr Vorleben konnte man sich leicht ausmalen. Scotland Yard funkte nach Chicago, und zwei Stunden später lief die Antwort ein:

»Drei bekannte Verbrecher. Vorsicht. Tragen stets Schußwaffen bei sich. Riccini und Orlvitch zweimal wegen Mordes verurteilt.«

»In drei anrühigen Vierteln Londons sind zahlreiche Fremde – hauptsächlich Russen und Finnen – aufgetaucht«, berichtete Elk, nachdem er die Depesche gelesen hatte. »Alle im Laufe der letzten Wochen. Wir haben neulich ein paar festgenommen, und was die Rigaer Polizei über sie zu berichten weiß, läßt ebenfalls nichts zu wünschen übrig.«

»Hat man etwas über Golly Oaks erfahren? Ich meine, über sein Vorleben?« fragte Wade.

»Er ist nur einmal im Jahre 1915 wegen Diebstahls verurteilt worden – hatte Gummipplatten gestohlen.«

»Gummipplatten? Merkwürdig.«

»Dann gab es einmal eine Anklage wegen Hehlerei, die aber nicht bewiesen werden konnte. Er hatte in Wapping eine Bande zusammengebracht – lauter junge Leute, die sich meistens mit der Brick Lane Bande in den Haaren lagen –, aber er ist uns nie zwischen die Finger gekommen. Später ging er nach Birmingham und organisierte Golddiebstähle. Birmingham ist ja voll von Juwelieren. Die Diebstähle waren ziemlich einfach. Das gestohlene Gold wurde durch irgendeine gleichschwere Legierung ersetzt, so daß man mit drei oder vier Pfund reinem Gold abmarschieren konnte, und das Eichamt

merkte nicht gleich etwas. Nun gut – merkwürdig ist eigentlich nur, daß sich Golly quasi als ehrbarer Bürger zur Ruhe gesetzt und Holz gehackt hat, ein mickriger kleiner Kerl, der sich von seiner Frau tyrannisieren ließ und dem niemand zugetraut hätte, daß er auch nur eine Bande Kaninchendiebe zusammenbringen könnte.«

»Was Golly betrifft, müssen wir eben umlernen«, erwiderte Wade.

17

Lila Smith befand sich allein in einer luxuriösen Kabine, in der man sie nach der Entführung aus Tappitts Haus untergebracht hatte. Auf was für einem Schiff sie war, wußte sie nicht, denn man hatte ihr die Augen verbunden, kurz bevor Mrs. Oaks an der »Mecca«-Werft an Land gelassen wurde. Wirklich Angst empfand sie nicht, mehr eine ängstliche Neugier.

Der einzige Mensch, den sie zu Gesicht bekam, war ein Chinese, der ihr die Mahlzeiten brachte. Trotz der ständigen künstlichen Beleuchtung gaben ihr die Kabine und der elegante Waschraum mit Bad ein Gefühl der Behaglichkeit. Die meiste Zeit glitt das Schiff langsam dahin. Über sich an Deck hörte sie ein Hin und Her von Tritten, ab und zu vernahm sie Geräusche, die wie entfernter Donner klangen. Das Schiff mußte immer noch auf dem Fluß sein, denn sie konnte das Heulen der Sirenen und das Schlagen entfernter Turmuhren hören.

Auch andere Laute drangen zu ihr. In der Nacht weckte sie der durchdringende Schrei einer Frauenstimme. Es muß Einbildung oder ein Traum gewesen sein, sagte sie sich und schlief für den Rest der Nacht fest und ruhig. Sie wachte erst auf, als der chinesische Diener das Frühstück brachte.

Zuerst war es ihr merkwürdig und beunruhigend vorgekommen, von einem Mann bedient zu werden, aber jetzt hatte sie sich an ihn gewöhnt. Sie konnte ihre Kabinentür abschließen, das beruhigte sie. Allerdings war die Tür auch von außen verriegelt, so daß sie keine Möglichkeit hatte, an Deck zu gehen. Sie nahm an, auch Mrs. Oaks wäre an Bord. An eines jedoch glaubte sie fest und unerschütterlich – daß John Wade sie finden würde.

Eines Tages, sie saß beim Frühstück, kam Golly. Das war ein Ereignis und eine Abwechslung. Die altmodische Brille, der rötliche Schnurrbart, die schäbige Kleidung, der hohe Hut, der wie eine schlechtsitzende Krone aussah – seine ganze, harmlos vertraute Erscheinung belustigte sie.

»Oh – Mr. Oaks!« rief sie und erhob sich.

»Bitte, bleib sitzen, meine Liebe, ich möchte ganz gern eine Tasse Tee mit dir trinken, wenn du eine für mich übrig hast.« Erst jetzt bemerkte sie, daß zwei Tassen auf dem Tablett standen. »Was für ein Leben! Schon Sokrates sagte . . .« Sie verstand kein Wort von dem, was er vor sich hin brummelte. »Na, wie fühlst du dich, Lila?«

»Danke, ganz gut, Mr. Oaks, aber wo fahren wir eigentlich hin?«

Er blickte über die Schulter nach der Tür und flüsterte:

»Wer soll das wissen? Niemand kann sagen, wo er am nächsten Tag ist. Ich dachte zum Beispiel, ich würde heute im ›Mecca‹ sein.«

»Ist Mrs. Oaks an Bord?«

»Sie konnte noch nicht kommen. Sie hat sehr viel zu tun – eine tüchtige Frau, Lila!« Seine kleinen Augen beobachteten sie. »Was für eine tüchtige Frau!« Er beugte sich über den Tisch und tätschelte ihr die Hand. »Du bist hier gut aufgehoben, mach dir keine Sorgen, Kind! Jetzt gibt es für dich nichts als Luxus und Freude, Diamanten, Autos – alles, was das Herz begehrt.«

»Wieso denn, Mr. Oaks?«

»Nur Geduld, Kleine!« Er schaute sie verschmitzt an und zeigte auf ein Bild. »Das hier ist ein Tintoretto, einer aus der späten Zeit. Er muß schon ziemlich alt gewesen sein, als er das Bild malte. In ganz England gibt es nichts Besseres.«

»Ich wußte gar nicht, Mr. Oaks, daß Sie . . .« begann sie zögernd.

»Du meinst, ob ich was davon verstehe? Ein wenig verstehe ich mich schon darauf. Meine Leidenschaft ist zwar immer die Musik gewesen. Es heißt, ich hätte eine Stimme wie Caruso.« Er sagte das völlig ernsthaft, und sie hütete sich, zu lächeln. »Kennst du die Arie aus ›Faust?‹«

»Nein, Mr. Oaks.«

»›Onkel Golly‹ heißt es – warum sagst du die ganze Zeit ›Mr. Oaks? Du hast sie also wirklich nie gehört?«

Sie schüttelte den Kopf, und er setzte sich an das sehr kleine Klavier, das die eine Kabinenwand ausfüllte. Sie fand, daß er ausgezeichnet spielte. Aber dann setzte er zu seiner Arie an. Er hatte ein ungewöhnliches Falsett. Bisher hatte sie ihn immer nur aus Entfernung singen gehört, so aber, in der Nähe, in dem engen Raum, klang die Stimme entsetzlich, unerträglich. Endlich, mit dem letzten Ton, drehte er sich herum und strahlte sie an.

»Na? Was sagst du jetzt?«

»Wunderbar!« stieß sie hastig hervor. »Ich wußte gar nicht, daß Sie so gut . . .«

Zu ihrer Erleichterung schloß er das Klavier, steckte die Hände in die Taschen und kam auf sie zu.

»Wenige Menschen wissen es – ganz wenige.«

War er nicht ganz normal? Hielt er sich wirklich für einen begnadeten Sänger?

»Ich weiß, mein Gesang ist nicht moderner Stil – ich gebe das zu. Leute ohne Musikverständnis und ohne Geschmack können nicht er-messen, was alles darin steckt.«

Sie beeilte sich, auf ein anderes Thema zu kommen, und erkun-digte sich nach dem Namen des Schiffes, auf dem sie führen.

»Ritikiki –«, antwortete er. »Es war früher mal ein indisches Schiff. Der Kapitän hat es für eine Kleinigkeit gekauft.«

»Wo sind wir jetzt, Mr. Oaks?«

»Onkel Golly!« verbesserte er vorwurfsvoll. »Wo wir jetzt sind?« Er blickte auf die Uhr. »In der Nähe von Gravesend, vielleicht auch nicht ganz so weit. Wir warten auf den Lotsen.«

»Lotsen? Was haben wir vor?« fragte sie bestürzt. »Wo fahren wir hin, Mr. Oaks – Onkel Golly?«

»Das kann niemand genau wissen.«

»Warum bin ich hier eingeschlossen?«

»Nur zu deinem eigenen Besten, Lila. Es sind zu viele Leute hinter dir her. Zum Beispiel dieser Wade – was für ein Schuft! Einer der gerissensten Betrüger in Wapping. Lebt nur vom Schwindel – die Gummibrüder haben ihm schon Tausende von Pfunden in die Tasche geschoben.«

Mr. Oaks sprach derart überzeugend, daß sie seine Worte einen Moment ernsthaft in Erwägung zog.

»Aber Mr. Wade würde so etwas doch nicht tun«, sagte sie dann empört.

»So, meinst du? Man kann nie wissen, wozu so ein Mensch fähig ist. Was verdient er denn? Lumpige fünf Pfund pro Woche. Glaubst du, daß er damit leben kann? Nein, meine Kleine, er bekommt Geld von Leuten, die sein Schweigen bezahlen – Besitzer von Spielhöllen und Häusern, von deren Existenz du keine Ahnung hast. Er war hinter deinem Geld her.«

»Meinem Geld?«

Er mußte wirklich verrückt sein.

Mr. Oaks hüstelte.

»Ach, ich meine das nur so allgemein.« Er stand auf und wischte sich die Lippen mit einem Taschentuch ab. »Es gibt ein paar Bücher hier – da, schau, in dem Kasten, vielleicht interessieren sie dich. Es ist

ein Jammer, daß du keine fremden Sprachen kennst. Vertreibe dir die Zeit, so gut du kannst. Ich werde dir mal den Kapitän schicken.«

»Den Kapitän? Meinen Sie Mr. —?«

»Aikness heißt er. Tut nichts zur Sache, wie du ihn früher genannt hast. Es ist der Herr, der dich manchmal abends zum Essen ausgeführt hat.« Er sah sie prüfend durch die halbgeschlossenen Augenlider an. »Netter Mensch, nicht wahr? Kein Jüngling mehr -- na ja, achtundfünfzig. So alt ist er nämlich. Wenn er dir erzählt, er sei jünger, schwindelt er.«

Er winkte ihr freundlich zu und verließ die Kabine.

Das Schiff lag ruhig und schien sich kaum zu bewegen. Lila begab sich an diesem Abend früh zu Bett und wachte gegen vier Uhr morgens durch ein ungewöhnliches Geräusch auf. Eine Kuh brüllte. Sie erinnerte sich, daß auf vielen Schiffen Kühe mitgeführt wurden. Dann kam ein tieferer Ton -- eine zweite Kuh brüllte, bald darauf krächte ein Hahn, und sie hörte eine Kirchturmuh, die leise vier Uhr schlug. Dies alles stimmte nicht mit Gollys Behauptung überein, daß sie sich in der Nähe der Themsemündung befänden.

Kapitän Aikness suchte sie kurz vor zwölf Uhr mittags auf. Er trug nicht seine Kapitänsuniform, sondern einen leichten Flanellanzug. Er war so groß, daß er sich bücken mußte, als er die Kabine betrat, und zum erstenmal sah sie ihn sich etwas genauer an. Sein Gesicht war braungebrannt, schwarze Haare wucherten auf seinen riesigen Handrücken. Der allgemeine Eindruck war ziemlich abschreckend.

»Du langweilst dich wohl, Kleinchen, wie?« Er klopfte ihr auf die Schulter, daß sie zusammenzuckte. »Aber in ein oder zwei Tagen bist du wieder an Land. Ein Auto steht schon bereit, um dich nach Westengland zu bringen. Für die nächste Zeit ist es wirklich besser, wenn du dich nicht blicken läßt.«

Er fragte sie auch, ob Oaks am Morgen bei ihr gewesen sei, und schien befriedigt, als sie verneinte.

Das Benehmen des Kapitäns ihr gegenüber war, genau wie das von Golly, völlig verändert. Bei den früheren Zusammenkünften war er kurz und befehlend gewesen, und sie hatte mit einer Art ängstlicher Verehrung zu ihm aufgeblickt. Heute aber wirkte er merkwürdig nervös, machte verschiedene Ansätze, wenn er sprechen wollte, räusperte sich, stammelte einige Worte und verfiel wieder in Schweigen. Unvermittelt fragte er:

»Für wie alt hältst du mich, Lila?«

»Achtundfünfzig«, antwortete sie prompt.

Aber die Antwort gefiel ihm nicht.

»Ich bin zweiundfünfzig – Oaks hat wieder geschwätzt. Er besteht darauf, daß ich achtundfünfzig sein soll. Am dritten Juli werde ich zweiundfünfzig – verhältnismäßig noch ganz jung, wenn man bedenkt, daß ich noch mindestens zwanzig schöne Lebensjahre vor mir habe. Wenn du je heiratest, Kleine, nimm einen Mann, der älter ist als du. Einen Mann, der sich im Leben auskennt!« Er ging zur Tür, öffnete sie und blickte hinaus, dann kam er wieder zu ihr zurück. »Einen Mann, der dich behütet und beschützt, auf den du dich verlassen kannst!« Er sah sie schweigend an; unter seinem starren Blick fühlte sie Angst in sich aufsteigen. »Es gibt eine Masse Leute, die eine Million gut gebrauchen könnten. Verliere deinen Kopf nicht, wenn dir irgend jemand Vorschläge macht, und denke daran, daß ich immer in der Nähe bin. Wenn du hier weg willst, ist das leicht zu bewerkstelligen. Ich würde alles für dich tun – mit oder ohne Million.«

»Was meinen Sie mit der Million, Kapitän Aikness?«

Er räusperte sich verlegen.

»Ich dachte, Golly hätte schon mit dir gesprochen. Er hat es aber wohl nicht getan, wie?«

Sie lächelte.

Er schien sich nicht sehr wohl in seiner Haut zu fühlen. Für sie bedeutete seine Verlegenheit einen kleinen Triumph. Es war jenes neue Gefühl, das sie jetzt manchmal empfand und das sie so sehr genoß, wenn sie auch hinter der ungewohnten Ergebenheit nur neue Gefahren witterte.

»Du brauchst Golly nicht zu erzählen, was ich gesagt habe. Er ist ein guter Kerl und großzügig, aber in manchen Sachen ist er außerordentlich empfindlich.«

»Golly großzügig? Womit denn?« Sie dachte daran, wie oft er auf Mutter Oaks gewartet hatte, um ein paar Pennies von ihr zu erbetteln. »Kennen Sie ihn schon lange – Onkel Golly?«

»Ja, ich kenne ihn schon lange – beinahe zu lange«, antwortete er gedehnt. Er nahm seinen Hut. An der Tür drehte er sich nochmals um. »Heute oder morgen wäre es sehr einfach. Später wird die Sache aber vielleicht etwas schwieriger werden. Du brauchst mir nur zu sagen, wenn du gehen willst, aber – kein Wort zu Golly!«

Er schloß rasch die Tür hinter sich und stieg an Deck des einfachen, großen Frachtkahns. Die roten Segel waren aufgezogen. Vom Mast flatterte eine Fahne im Wind. »Betsy and Jane«, so hieß der Kahn, war am Ufer festgemacht. Dahinter lag ein zweites Schiff. Auf der »Betsy and Jane« saß ein kleiner Mann, in eine Zeitung vertieft, der einen gestreiften Pullover, schmierige Hosen und eine tief über den Kopf

gezogene Schirmmütze trug. Selbst seine besten Bekannten würden in dieser Gestalt kaum Mr. Golly Oaks vom ›Mecca‹ erkannt haben. Er blickte über seine Brille hinweg, als er Aikness kommen sah.

»Fein siehst du aus, das muß man zugeben«, stichelte Golly. »Wenn jemand vorbeikommt und dich sieht, denkt er sicher, wir sind ein Hausboot oder ein feiner Familienausflug! Ich möchte wetten, du bist bei Lila gewesen?«

»Stimmt, ich komme gerade von ihr.« Aikness setzte sich auf eine Luke und stopfte bedächtig seine Pfeife.

»Eine regelrechte Hausbootgesellschaft – und jeden Augenblick können ein paar Blaue hier vorbeikommen! Acht Tage hat es gedauert, bis du ein bißchen Backenbart angesetzt hattest – und was tust du? Du rasiert ihn weg, weil du nicht willst, daß ein nettes junges Mädchen dich für achtundfünfzig hält!«

»Ich bin zweiundfünfzig.«

Gollys Lippen verzogen sich.

»Zehn bist du – und jetzt mach, daß du hinunterkommst! Zieh deine alte Kluft an. Dann will ich dir erzählen, was mit der ›Siegel von Troja‹ passiert ist – es steht in allen Morgenzeitungen.«

Aikness sprang auf.

»Ist sie angehalten worden?«

Golly nickte vergnügt.

»Anggehalten – und alles gefunden. Gold, Platin, Diamanten und Gott weiß, was noch alles! Und dich werden sie auch noch finden, Bill Aikness. Geh 'runter und zieh dich um!«

Aikness kletterte in eine offene Luke hinein und brummte:

»Sonst noch was?«

»Ja. Bring mir mal ein Stück schwarzen Flor mit herauf. Ich will mir eine Trauerfahne um den Hals hängen.«

Aikness sah ihn an. »Du meinst doch nicht – ›Mutter‹?«

»Sicher. Alle Dinge haben mal ein Ende, und diese Sache hätte schon längst beendet sein müssen.«

18

John Wade hatte beantragt, die Verhandlung gegen Mrs. Oaks um drei Tage zu verschieben, weil er hoffte, den Ankläger mit weiterem Beweismaterial versehen zu können.

»Die bisherigen Beweise sind spärlich«, äußerte ein Beamter der Staatsanwaltschaft, »ich bezweifle, daß Sie eine Verurteilung durch-

setzen werden. Es ist nicht bewiesen, daß Mrs. Oaks der Frau des Polizeisergeanten das Betäubungsmittel eingegeben hat. Sie ist lediglich der Beihilfe verdächtig. Wenn Sie glauben, noch andere Beweisgründe finden zu können, werden wir eine zusätzliche Vertagung beantragen.«

Mrs. Oaks wurde zur zweiten Verhandlung von Holloway nach dem Polizeigericht geholt und in eine Zelle eingewiesen. Es ist nichts Außergewöhnliches, wenn bei derartigen Gelegenheiten Freunde oder Angehörige dem Gefangenen Lebensmittel senden. Gegen halb neun Uhr erschien eine Kellnerin aus einem nahegelegenen Restaurant mit einem reichlichen Frühstück für Mrs. Oaks. Eine Wärterin brachte es ihr in die Zelle.

John Wade befand sich um diese Zeit schon im Gebäude. Er stand mit zwei Gerichtsfunktionären vor dem Eingang zum Zellentrakt, als die Oberwärterin herausstürzte und den Aufsichtsbeamten um einen Arzt ersuchte; erst dann entdeckte sie den Inspektor und rief ihm zu:

»Die Frau in Nummer neun – Ihr Fall, Mr. Wade –, sie ist ohnmächtig geworden. Ich hätte nichts gemerkt, wenn das Tablett nicht zu Boden gefallen wäre.«

Wade eilte hinter der Wärterin her. Die Zellentür stand offen. Ein Wärter bemühte sich gerade, den schlaffen Körper auf die Pritsche zu legen. Die Lippen waren farblos, das Gesicht aschgrau, die Hände eiskalt. Kein Puls. Der Arzt, der gleich darauf hinzukam, stellte den Tod fest. Prüfend zog er die Luft durch die Nase.

»Blausäure! Hat wohl Selbstmord begangen.«

Aber so genau man auch ihre Kleider und die ganze Zelle untersuchte, man fand kein Fläschchen, nichts, worin sich das Gift befinden haben könnte. Glücklicherweise hatten, als das Tablett hinunterfiel, die Milch- und Teekanne auf dem Tisch gestanden.

»Heben Sie beides für die Analyse auf!« ordnete Wade an. Die Kellnerin und das Lokal, von dem das Frühstück für Mrs. Oaks geliefert worden war, wurden bald gefunden. Das Mädchen wußte wenig zu berichten. Man hatte sie beauftragt, das Tablett ins Polizeigefängnis zu tragen, das nur fünfzig Schritt entfernt war. Den Tee und auch die Milch hatte sie aus den großen Anrichtekannen genommen.

»Sind Sie unterwegs jemand begegnet?« fragte sie Wade.

Erst konnte sie sich auf nichts besinnen, aber dann fiel ihr ein, daß zwei Männer – Ausländer, wie sie meinte – sie aufgehalten und nach der Highstreet gefragt hatten. Da sie beide Hände brauchte, um das Tablett gerade zu halten, hatte sie nur mit einer Kopfbewegung die Richtung angedeutet.

»Recht einfache Sache also«, äußerte Wade danach zu Inspektor Elk. »Einer von beiden lenkte die Aufmerksamkeit des Mädchens auf sich, während der andere das Gift in den Tee oder die Milch schüttete. Ich glaube, es war die Milch.«

»Haben Sie eine Beschreibung der Männer erhalten können?«

»Das einzige, was sie mir erzählen konnte, war, daß sie wie Ausländer aussahen. Die ganze Stadt scheint überhaupt voll von Ausländern zu sein! Daß Mrs. Oaks vergiftet wurde, steht außer Zweifel. Man fürchtete, sie würde reden, und sie war ja auch nahe daran.«

Die Suche nach den beiden Fremden blieb während Stunden ergebnislos, aber dann fand sich ein Milchmann, der sie in der Nähe des Gerichts gesehen hatte. Es war ihm aufgefallen, daß der rechte Gummiabsatz des einen halb losgelöst war und bei jedem Schritt klaffend auf den Lederabsatz zurückschlug. Eine magere Spur, aber wenig später prüften zwölftausend Londoner Polizisten die Absätze der Passanten. Am Nachmittag gegen drei Uhr sahen sich zwei Männer, die die Brixton Road entlangschlenderten, plötzlich von Polizisten umringt, die sie auf die nächste Wache brachten. Beide waren Ausländer. Wade fuhr nach Brixton, um sie zu verhören.

Die Verhafteten, zwei Männer mit scharfen Zügen, dünnen Lippen und vollkommen gelassenem Wesen, hatten französisch klingende Namen angegeben, waren aber zweifellos Amerikaner, wenn auch vielleicht französischer Abstammung. Als Wade sie französisch ansprach, konnten sie ihm kaum antworten. Sie zeigten keinerlei Bestürzung, als man sie aneinanderfesselte und in einem Taxi nach Scotland Yard brachte.

In dem Gasthaus, das sie als Domizil angaben, kannte man sie nicht. Tatsächlich aber hatten sie bei ihrer Ankunft in London dort nach einem Zimmer gefragt. Einer der Portiers erinnerte sich an die beiden, er hatte sie abweisen müssen, ihnen aber drei Hotels genannt, in denen sie möglicherweise unterkommen könnten. In einem dieser Hotels kam man auf ihre Spur.

Im Schrank fand Wade einen Koffer und darin drei kleine Kristallfläschchen, eines leer, die anderen mit einer beinahe farblosen Flüssigkeit gefüllt, die einen leicht bläulichen Schimmer hatte. Im doppelten Boden des Koffers lag eine interessante Waffe – ein noch nie benutztes Repetiergewehr mit außerordentlich kurzem Lauf und langem Kolben. Die Patronen steckten noch in ihrer Verpackung.

»Na, was halten Sie vom ›dritten Grad‹ der Amerikaner?« fragte Wade, als er Elk die Beute zeigte. »Wir würden alles herausbekommen!«

»Wollen Sie in die Zeitung kommen? Nein, mein Lieber, geht nicht. Aber wir werden sehen, daß uns der Chef erlaubt, die Kerls zur Woolwichpolizei zu bringen – auf dem Flußweg. Sie dürfen nicht wissen, wohin sie gebracht werden. Wir wecken sie unverhofft um zwei Uhr morgens, fesseln ihnen Hände und Füße und bringen sie nach Woolwich.«

»Was hat das für einen Zweck?«

»Suggestion, mein Lieber, weiter nichts. Ich weiß eine Menge über Psychologie – nur nicht, wie das Zeug geschrieben wird!«

Das Kreuzverhör in Scotland Yard brachte kein Resultat. Die Verhafteten schwiegen größtenteils, verstanden Fragen, die sie verstehen wollten, und mißverstanden, was ihnen nicht gefiel. Das Auffinden der Waffe und der Fläschchen war für sie ein Rätsel. Ihrer Meinung nach, die sie deutlich zum Ausdruck brachten, wären diese Gegenstände von der Polizei in ihr Zimmer geschmuggelt worden, um Grund zu einer Anklage gegen sie zu finden.

Wade setzte dem Chef Elks Plan auseinander, doch der zeigte wenig Begeisterung dafür. Er und kein anderer, so meinte er, würde für alle dienstlichen Unregelmäßigkeiten verantwortlich gemacht. Endlich stimmte er aber doch zu. Die Gefangenen sollten per Schiff nach Woolwich gebracht werden.

Gegen zwei Uhr morgens, als sie, ohne die geringste Ahnung, was ihnen bevorstand, fest schliefen, wurden sie unsanft geweckt. Zwei Männer mit tief ins Gesicht gezogenen Hüten und hochgeschlagenen Mantelkragen standen in ihrer Zelle. Verstört zogen sie sich an, wurden gefesselt und in den dunklen Hof geführt. Von dort ging es im Laufschrift zur Landungsbrücke, wo eine Polizeibarkasse wartete.

Das Boot wurde von zwei Mann Besatzung bedient, die ebenfalls, wie die Gefesselten beunruhigt bemerkten, ihre Gesichter verbargen. Wenige Sekunden später fuhr das Boot mit der zurückgehenden Flut schnell den Fluß hinab.

Sie hatten eben London Bridge passiert, als Elk die Beine der beiden mit Lederriemen fesselte.

»Nanu, was soll das bedeuten?« fragte der eine mit klappernden Zähnen. »Spazierfahrt?«

»Maul halten!« zischte ihn Elk an.

Eine Viertelstunde verging, kein Wort wurde gesprochen, keiner kümmerte sich um die Gefangenen, doch die Ungewißheit, wohin man sie in der Dunkelheit brachte, die Angst, was man mit ihnen vorhatte, brachen ihren Widerstand. Zitternd trafen sie am frühen Morgen in Woolwich ein, wo sie ein Geständnis ablegten.

Als in London die Frühaufsteher ihre erste Mahlzeit zu sich nahmen, saßen zwei abgespannt aussehende Detektive im Büro ihres Vorgesetzten und orientierten ihn über die Geständnisse.

»Aber wir wissen immer noch nicht, wer der Mann ist, für den sie arbeiten«, wandte der Chef ein. »Man hat sie nach England kommen lassen, ihnen eine große Summe in die Hand gedrückt und außerdem einen reichlichen Wochenlohn zugesagt, der ihnen übrigens durch die Post zugestellt werden sollte, und weiter wissen sie von nichts, als daß sie sich auf telegrafische Nachricht hin zur Verfügung halten müßten.«⁴

»Eigentlich gibt er doch den Mord an Mrs. Oaks zu«, gab Wade zu bedenken.

»Er gibt zu, daß er etwas in die Milch geschüttet hat, schwört aber, daß das seiner Meinung nach nur ein Betäubungsmittel war, das Mrs. Oaks über den Umweg der Krankenstation zur Flucht verhelfen sollte. Die Burschen hatten weiter nichts zu tun, als die erhaltenen Befehle auszuführen. Die Fläschchen wurden ihnen, wie sie behaupten, zugesandt, und es dürfte schwierig sein, ihnen nachzuweisen, daß sie über den Inhalt Bescheid wußten. Der eine hat zugegeben, schon die Frau des Sergeanten Tappitt betäubt zu haben. Er wäre daher der Meinung gewesen, daß es sich auch diesmal um das gleiche Schlafmittel handelte. Das einzige, was er von seinem Auftraggeber weiß, ist, daß er groß und dunkel ist.«

»Und hübsch dazu«, murmelte Elk, enthielt sich aber eines weiteren Kommentars, als die kühlen Augen des Chefs ihn streiften.

»Die müssen etwas vorhaben – etwas Großes! Nichts von dem Mädchen gehört?«

»Nichts, Sir.«

»Merkwürdig. Sie, Wade, waren der Meinung, daß man das Mädchen auf einem stromaufwärts fahrenden Frachtkahn untergebracht habe. Die Polizei hat alle derartigen Fahrzeuge durchsucht, aber nichts gefunden.«

»Schon möglich. Wie weit stromaufwärts haben Sie denn gesucht?«

»Bis Maidenhead, und die Buckinghamshire- und Berkshirepolizei gehen noch weiter hinauf. Warum machen Sie sich nicht einmal selbst auf die Suche, Wade, wenn Sie glauben, die beiden Frachtschiffe, die vor dem ›Mecca‹ lagen, wiederzuerkennen? Schlafen Sie sich tüchtig aus, übergeben Sie den Fall Oaks dem Distriktsinspektor, nehmen Sie sich ein Motorboot in Henley oder Oxford, oder wo Sie wollen, und sehen Sie zu, ob Sie die alten Kähne finden können.« Der Chef sah ihn forschend an. »Also, machen Sie es, wie Sie es für gut halten!«

Am Nachmittag traf die Meldung ein, Golly sei in der Nähe von Notting Hill gesehen worden. Scotland Yard maß ihr schon deshalb einige Wichtigkeit bei, weil es sich bereits um die dritte derartige Mitteilung in dieser Woche handelte. Jedesmal war ein Mann, auf den die Beschreibung Gollys paßte, in jener Gegend gesehen worden.

In Notting Hill wohnte ein dicker Italiener, Mr. Ricordini, der an verschiedenen Straßenecken des Quartiers Eiswagen unterhielt. Er verfügte über eine erstaunliche Kenntnis der Londoner Unterwelt. Woher er sein Wissen bezog, war nicht ganz eindeutig. Jedenfalls legte er Wert darauf, mit der Polizei auf gutem Fuß zu stehen, und versorgte sie hin und wieder mit einem ›Tip‹. Elk und Wade fuhren zu ihm.

»Golly Oaks? Den kenn' ich. Habe ihn aber lange nicht gesehen. In letzter Zeit treiben sich viele Ausländer hier herum, meistens Amerikaner, auch einige Polen und sogar Chinesen.«

»Warum gerade hier?« fragte Elk.

»Keine Ahnung. Sie kommen nach Einbruch der Dunkelheit, in der Regel paarweise, und es sieht aus, als ob sie sich mit der Gegend vertraut machen wollten.«

Inzwischen hatte der Distriktsinspektor die beiden Männer, die Golly gesehen haben wollten, auf die Wache kommen lassen. Es waren ehemalige – oder jedenfalls seit langem nicht mehr erwischte – ›Flußratten‹, und einer von ihnen hatte schon früher als Spitzel für die Polizei gearbeitet.

»Es war bestimmt Mr. Oaks, Sir«, beteuerte er. »Ich habe ihn vor dem Arbroathgebäude gesehen.«

»Wo soll denn das sein?«

Elk, mit der Gegend besser vertraut, erklärte Wade kurz, daß es sich beim Arbroathhaus um einen immensen Häuserblock von beisspielloser Häßlichkeit handle, der während des Krieges als Munitionsfabrik eingerichtet worden sei. Irgendein gottverlassener Spekulant habe dann den Kasten gekauft und in Wohnungen umbauen lassen, die jetzt – leerstünden.

»Ich erkannte ihn und drehte mich um. Dann sagte ich: ›Guten Tag, Mr. Oaks!‹«

»Was erwiderte er?« fragte Wade.

»Gar nichts. Er schlug den Mantelkragen hoch und ging seiner Wege. Erst dachte ich, ich hätte mich geirrt, aber jetzt bin ich meiner Sache ganz sicher, denn Jimmy hier ist ihm zehn Minuten später ebenfalls begegnet.«

»Das stimmt, Sir«, bestätigte Jimmy mit heiserem Baß. »Er muß es gewesen sein. Er ging gerade um die Ecke, als ich ihn sah – seine Brille und alles. Ich kenne ihn sehr gut, ich habe mal in Wapping gearbeitet, und Oaks kaufte dort Schiffsbauholz auf.«

»Haben Sie mit ihm gesprochen?«

»Nein, Sir, aber er war es sicher. Und vor ein paar Nächten hat der alte Sorby ihn auch gesehen und es einem Blauen – ich meine, einem Schutzmann erzählt.«

Die Kriminalpolizei von Notting Hill konnte nichts Genaueres berichten. Sie hatte die ganze Nachbarschaft des Arbroathhauses durchsucht, aber von Golly keine Spur entdeckt.

»Vielleicht wohnt er in dem Haus?«

»Das ist kaum anzunehmen«, meinte der Distriktsinspektor. »Das ganze Gebäude ist abgeschlossen, ich glaube, das Gericht hat die Verwaltung übernommen.«

Gegenüber dem Arbroathhaus lag ein Mietsgebäude. Dort trafen sie einen alten Portier, einen pensionierten Soldaten, dem Elk eine kurze, treffende Beschreibung des gesuchten Golly Oaks gab.

»Komisch –« sagte der Alte, »ich habe einen Mann gesehen, der ungefähr so aussah – gestern abend, als ich draußen auf und ab ging und meine Pfeife rauchte. Er trug einen langen, braunen Mantel und eine Mütze, die ein wenig zu groß für ihn war.«

»Guten Abend«, sagte ich, und er antwortete: »Bon soir«, aber Franzose war er bestimmt nicht, möchte ich wetten.«

»Trug er eine Brille?«

»Ja. Er rauchte eine Zigarette und sang vor sich hin – na, prächtig war's ja nicht.«

»Das klingt nach Golly«, brummte Wade.

Sie kehrten ins Präsidium zurück. Auf der Rückfahrt fragte Elk: »Haben Sie je von Meisterverbrechern gehört, John?«

»In Romanen – ja.«

»Ich rieche hier wirklich einen.«

»Aikness oder Golly?«

»Golly?« wunderte sich Elk.

»Ja, Golly«, betonte Wade. »Nein, ich bin nicht verrückt, ich fange an, Respekt vor dem Kerl zu bekommen. Er ist ein ganz gerissener Hund. Nie werde ich die Stiefmütterchen vergessen, die er auf mein Grab pflanzen wollte. Bei allem besitzt er nämlich eine Portion Humor, und ein Verbrecher, der das hat, ist gefährlicher als irgendein sturer Revolverprotz.«

Im Büro überflog Elk die Zeitung.

»Eine glänzende Idee, Johnny! Die Admiralität sandte einen Torpedojäger nach Greenwich, der bei einer Zen . . . Zen-te-nar-feier – verdammt Fremdwörter! Auch so ein Wort, bei dem man im Polizeixamen hereinfällt!«

»Und die Idee?« erkundigte sich Wade ungerührt.

Elk faltete die Zeitung zusammen und legte sie auf den Tisch.

»Warum nicht einen Torpedojäger dauernd an der Flußmündung stationieren? Früher oder später muß die Bande ja doch versuchen, auszureißen. Die »Siegel von Troja« haben sie verloren, aber wissen wir, ob sie nicht noch ein anderes Schiff haben? Die Kerle haben Millionen zusammengebracht, Golly oder Aikness, wer immer es auch ist, haben genug Geld und können Schiffe kaufen, soviel sie wollen.«

20

Golly las an diesem Abend genau die gleiche Notiz in der Zeitung und kam auf den gleichen Gedanken wie Elk. Den Kopf in die Hände gestützt, saß er lange unbeweglich. Langsam entwickelte sich ein Plan in ihm, der ihn so erregte und berauschte, daß er darüber sogar Raggit Lane vergaß, den er mit einem ganz bestimmten Auftrag weggeschickt hatte.

Daß Lane diesen Auftrag nicht so, wie befohlen, ausführen konnte, war die Schuld eines Ziegelsteins, der von einem Lastwagen gefallen war. Der Stein lag mitten auf der Fahrbahn, und das Rad eines Taxi fuhr genau im kritischen Augenblick über ihn hinweg.

John Wade stand vor einem hellerleuchteten Schaufenster am Strand, als die große Spiegelscheibe in tausend Splitter zersprang. Er hatte keinen Schuß gehört.

Der Mann ist wirklich ein Sonntagskind! dachte Raggit Lane und drückte sich tiefer in die Polster des Wagens zurück, in dem er seit drei Stunden dem Inspektor Schritt für Schritt gefolgt war. Er schraubte den Schalldämpfer von der Mündung des langläufigen Revolvers.

Eine schrille Polizeipfeife gab Alarm, der sofort von verschiedenen Punkten aus weitergegeben wurde. Der Polizist am Trafalgar Square hob die Hand und hielt den gesamten Verkehr an. Raggit Lane benutzte die Ansammlung der Wagen, um aus seinem auszusteigen.

»Tut mir leid, Chef«, sagte der Chauffeur. »Wir müssen über einen Stein oder etwas Ähnliches gefahren sein.«

»Ist nicht zu ändern, Harry – ich habe den Revolver im Kasten unterm Sitz versteckt.«

Einen Augenblick später war Lane in der Menge verschwunden.

Gerade noch mit heiler Haut davongekommen! sagte er sich, als er die Pall Mall erreichte. Diese neue Methode, einfach den Verkehr aufzuhalten, konnte noch mal ins Auge gehen!

Lane war froh, das kleine Abenteuer hinter sich zu haben, auf das er nur mit Widerwillen eingegangen war. Revolverarbeit auf offener Straße war keine angenehme Sache und nie sein Fall gewesen. Seine Hauptaufgabe bestand darin, Flucht- und Verbindungswege zu schaffen. Bankeinbrüche und Geldschrankknacken überließ er den Fachleuten.

Lane hatte die Geschichte überhaupt satt. Er war reich genug, um sich vom Geschäft zurückzuziehen, wann es ihm paßte. Nächstens würde die gemeinsame Kasse noch eine große Summe zur Verteilung ausspeien, und die war des Mitnehmens sicher wert. In Südamerika wußte er ein hübsches Haus mit großer Veranda – eine kleine Segeljacht würde ihn über die blaue See tragen, und vielleicht eine Frau . . .

Lila Smith – keine schlechte Idee, aber der Alte wollte sie für sich haben, vermutete er. Warum hätte er sonst Siniford aus dem Weg geräumt? Ein tolles Stück! Das Risiko – ein Mitglied des Oberhauses, ein Mann mit besten Verbindungen, der Erbe eines Riesenvermögens . . . Lane pffte leise vor sich hin. Der Chef riskierte allerhand! Merkwürdig, wie gleichgültig er die Nachricht vom Verlust der »Siegel von Troja« aufgenommen hatte. Mit dem Schiff waren Hunderttausende von Pfund in die Binsen gegangen, und wenn der Alte in der Lage war, einen solchen Verlust mit Gleichmut hinzunehmen, dann mußte der verbleibende Rest der Beute außerordentlich groß sein.

Eine Hand schob sich sacht unter seinen rechten Arm, und als er sich umdrehte, faßte eine zweite seinen linken Arm – überrumpelt starrte Lane in John Wades Gesicht.

»Kommen Sie mit, Lane! Einen Auflauf wollen wir beide doch vermeiden, wie?«

Ein Taxi, das langsam am Randstein entlangfuhr, hielt an. Wade riß die Tür auf und zog seinen Gefangenen hinein. Der zweite Beamte folgte.

»Ich glaube nicht, daß Sie einen Revolver bei sich haben«, sagte Wade. »Nebenbei bemerkt, wir haben Ihren Freund mit dem Taxi auch gefaßt und das Arsenal unter dem Sitz gefunden.«

»Ich habe keine Ahnung . . .«

»Das geht fast allen so. Ich habe bis jetzt noch nie einen Mann verhaftet, der irgendeine Ahnung gehabt hätte! Sie sind beobachtet worden, wie Sie aus dem Taxi ausstiegen, und man folgte Ihnen bis zum

Haymarket. Ihre tüchtigen Soldaten werden heute abend vergeblich auf ein Wort ihres Obersten warten.«

»Ich verstehe kein Wort, Sie könnten ebensogut griechisch reden.«

Auf der Polizeiwache im Cannon Row wurde Lane durchsucht, aber man fand nichts bei ihm, nicht einmal eine leere Patronenhülse.

»Es wird Ihnen etwas schwerfallen, Ihre Klage zu begründen!« bemerkte Raggit Lane triumphierend.

Wortlos packte Wade seinen Arm.

»Sehen Sie mal seine Hand an, Sergeant – Pulverschwärze am Daumen! Diese alten Schießseisen haben einen gehörigen Rückschlag. Wo hatten Sie eigentlich Ihre Gummihandschuhe, Lane? In die Wäsche gegeben?«

Lane lächelte.

»Sie wollen mir partout was anhängen – das hier am Daumen kommt von meiner alten Füllfeder.«

Wade machte den Gefangenen noch darauf aufmerksam, daß jede seiner Aussagen gegen ihn selbst verwendet werden könne. Dann wurde Lane, den dies alles kalt zu lassen schien, in die Zelle geführt. Wade suchte ihn dort nochmals auf.

»In Ihrem eigenen Interesse, Lane, rate ich Ihnen, sich keine Mahlzeiten von draußen kommen zu lassen!«

»Halten Sie mich für einen Idioten?«

Elk, der während des Verhörs dazugekommen war, meinte nachher:

»Er hat die ganze Sache sehr ruhig aufgenommen, eigentlich ein bißchen zu ruhig. Wissen Sie, für meinen Geschmack gibt es viel zuviel von diesen Gummibrüdern in London.«

Am andern Morgen begründete Wade die Anzeige vor dem Polizeigericht, und als die unvermeidliche Vertagung bewilligt wurde, fuhr er nach Oxford. Irgendwo auf dem Fluß war Lila Smith!

Ein Motorboot und zwei Detektive erwarteten ihn. Ohne Verzug begannen die drei ihre Suche flussaufwärts. Es war eine mühselige Arbeit. Zwischen Henley und Hurley hielten sie vier Schleppzüge an, und jeder einzelne Kahn mußte durchsucht werden. Nie hatte Wade so viele neue und kräftige Flüche gehört wie an diesem Tag – die Themesschiffer sind in dieser Beziehung nicht zu übertreffen.

Endlich fanden sie einen Schiffer, etwas höflicher als die anderen, der ihnen Auskunft geben konnte.

»Zwei große Frachtkähne liegen in der Nähe von Marlow. Sie haben, ich weiß nicht wie lange, gebraucht, um den Fluß hinaufzukommen. Ich bin schon zweimal an ihnen vorbeigefahren. Es sind die ›Betsy and Jane‹ und die ›Bertha Brown‹, sie liegen am rechten Ufer. Ich

glaube aber, da ist alles in Ordnung – die Boote verkehren schon lange auf dem Fluß. Ungefähr vor vierzehn Tagen lagen sie im Hafen.«

Es war schon spät am Abend, als sie hinter der Schleuse von Hurley die beschriebenen Kähne fanden. Sie lagen dicht am Ufer im Schatten einiger Bäume, die sich über das Wasser neigten. Auf beiden Schiffen war Licht. John Wade beschloß, die Untersuchung erst am folgenden Morgen vorzunehmen.

Ein leichter Nebel lag auf dem Wasser und auf den Wiesen zu beiden Seiten des Stromes, als er am Ufer anlegte und an Land ging. Es war einigermaßen schwierig, an eines der Schiffe heranzukommen, da dichtes Gestrüpp diese Uferpartie einsäumte. Bald aber fand er einen schmalen Fußweg, der ihn direkt vor die Laufplanke führte, die den ersten Kahn mit dem Land verband. Auf dem Deck stand ein Mann, der sich in einem Eimer wusch. Er trocknete sich gerade das Gesicht ab, als Wade über die Laufplanke kam.

»Kapitän Janes«, stellte er sich vor, nachdem er den Ausweis gesehen hatte. »Von der Polizei? So – es ist jetzt das dritte Mal, daß wir die Polizei an Bord haben.«

»Sind Sie der Besitzer?« fragte Wade. Etwas in der Haltung und Stimme kam ihm bekannt vor.

»Bin ich.«

»Sind Sie befördert worden? Das letztemal, als wir uns trafen, waren Sie noch Wächter.«

Einen Moment schien der Mann verdattert, dann kicherte er.

»Nein, tatsächlich, Sie sind der Herr, der schon einmal an Bord war! Ja, Sir, ich bin der Wächter, aber ich schneide gern mal ein bißchen auf. Der Kapitän ist an Land gegangen und besorgt Frühstück.«

Inzwischen war er in seinen Rock geschlüpft und steckte schnell die Hand in die Tasche. Ums Handgelenk trug er einen Verband.

»Was haben Sie da drin? Einen Revolver?«

»Ich nicht, Sir! Was sollte ich mit einem Schießseisen?«

»Haben Sie die Hand verletzt?«

»Neulich ist mir ein Lukendeckel draufgefallen. – Was wünschen Sie, Sir? Wollen Sie den Laderaum durchsuchen?«

»Ja.«

Der Wächter ging zur offenen Kabinentreppe und rief hinunter. Ein nachlässig gekleideter Mann tauchte auf.

»Hilf mir mal die Luken aufmachen.«

Die beiden großen Luken wurden geöffnet, und eine Anzahl Kisten, die das Signum einer bekannten österreichischen Maschinenfabrik trugen, wurden sichtbar.

»Nicht gerade schwer geladen –«, bemerkte Wade. »Machen Sie auch die hinteren Luken auf!«

»Nicht schwer geladen –? Wir sitzen fest. Wir müssen froh sein, überhaupt wegzukommen, wenn wir von der Schleuse nicht mehr Wasser bekommen.«

Wade wartete, bis die Luken wieder geschlossen waren, zog dann den Revolver aus der Tasche und sah den Wächter an.

»Wollen Sie nicht ein Stückchen mit mir nach Marlow kommen?«

»Warum?«

»Vielleicht treffen wir den Kapitän unterwegs.«

»Ich kann das Schiff nicht allein . . .«

Wade ging rückwärts auf die Laufplanke zu, ohne den Wächter aus den Augen zu lassen. Langsam hob er seine Alarmpfeife an die Lippen.

»Ich komme ja schon – die verfluchte Polizei kann einen aber auch nie in Ruhe lassen!«

Der Wächter folgte an Land, wo ihn die zwei wartenden Oxforddetektive in Empfang nahmen und zu ihrem Boot führten. John Wade wußte, daß ihm viele feindliche Blicke folgten. Er beobachtete noch lange das Gestrüpp, das teilweise den zweiten Kahn verbarg. Kein Lebenszeichen regte sich, kein Laut war zu hören. Der Wächter stieg an Bord der Polizeibarkasse, ohne Widerstand zu leisten.

»Ich verhafte Sie wegen Bankraubs«, erklärte Wade auf der Polizeiwache in Marlow, »und außerdem, weil Sie sich als Sergeant der Citypolizei ausgegeben haben!«

Cardlin – unter diesem Namen wurde die Anzeige aufgesetzt – machte keine Aussage, verteidigte sich nicht, beteuerte nicht einmal seine Unschuld. Als man ihn in einer Zelle untergebracht hatte, gab Wade dem zuständigen Inspektor einige Ratschläge.

»Alarmieren Sie Ihre Reserven. In einigen Stunden lasse ich den Mann wegbringen. Niemand soll die Wache betreten, der hier nichts zu suchen hat.« Dann rief er den Oberinspektor in Scotland Yard an.

»Ich glaube, ich habe endlich den richtigen Kahn gefunden. Er steckt voller Kisten – alles Attrappen –, die den Zugang zu einer darunterliegenden Kabine verstellen. Ich brauche ungefähr fünfzig Mann, Sir – alle bewaffnet. Der zweite Kahn ist sicher voll von Chinesen.«

Den Oxforder Begleitern gab er den Auftrag, die Schiffe unter Beobachtung zu halten – eine schwierige Aufgabe, da der Nebel sich inzwischen mehr und mehr verdichtet hatte. Die Wiesen ringsum und die Zufahrtsstraße lagen unter einem dichten Schleier, und mit den augenblicklich verfügbaren Kräften konnte das Gelände unmöglich besetzt werden.

Die Ankunft der Polizeiverstärkung verzögerte sich. Auch über London hatte sich ein schwerer Nebel gelegt. Mit einer Stunde Verspätung rückte die Mannschaft langsam in Great Marlow an. Inzwischen war auch Berkshire alarmiert worden, aber die Polizeireserven auf dem Land sind nicht so leicht zusammenzubringen.

Die ersten Abteilungen hatten ihre Stellungen in der Nähe des Landeplatzes eingenommen und arbeiteten sich durch das dichte Gestrüpp hindurch, als ihnen durchdringender Brandgeruch entgegen schlug, der vom zweiten Kahn zu kommen schien.

Starker Rauch quoll aus der Kabine im Vorderschiff und aus dem Laderaum. Offenbar befand sich niemand mehr an Bord. Das Schiff stand in Flammen, ein Durchsuchen war nicht mehr möglich.

Auch der erste Kahn brannte schon, als Wade an Bord sprang, aber die Flammen konnten noch gelöscht werden. Einige Habseligkeiten lagen herum. Die Besatzung mußte fluchtartig verschwunden sein. Von einer der vorderen Kabinen aus führte eine schmale Tür in einen beaglich eingerichteten Schlafraum. Auch wenn er nicht die roten Hausschuhe unter dem Bett gefunden hätte, würde Wade gewußt haben, daß dies Lilas Gefängnis gewesen war.

Als er wieder an Deck kam, sah er Elk am Ufer stehen.

»Die Bande hatte ein halbes Dutzend Autos in der Scheune da drüben untergestellt«, berichtete Elk. »Sie müssen sich schon in alle Richtungen zerstreut haben, lange bevor wir auf der Bildfläche erschienen.«

21

Lila war um sieben Uhr morgens aufgestanden und versuchte, sich mit einem der Bücher, die ihr Golly gezeigt hatte, die Zeit zu vertreiben, als sie über sich Geräusche hörte. Sie konnte nicht ahnen, daß sich in diesem Augenblick John Wade die Ladeluken öffnen ließ. Gespannt lauschte sie, hörte verschiedene Stimmen, konnte aber keine unterscheiden. Wenig später kam Golly in die Kabine, legte die Finger an die Lippen und schloß vorsichtig die Tür.

»Was ist los?« fragte sie.

»Nichts Besonderes, Kleines«, flüsterte er und ging wieder hinaus, kam aber schon nach zwei Minuten zurück. Jetzt war er in Hut und Mantel und winkte ihr. »Ich muß dich sofort von hier wegbringen. Die Sache wird gefährlich für dich. Komm schnell!«

Sie wollte nach ihrem Mantel greifen, aber er hielt sie zurück.

»Laß ihn!« rief er ungeduldig und streckte eine Hand durch den

Türspalt. Von draußen reichte ihm jemand einen dunklen Herrenregenmantel herein. »Zieh den hier an!«

Die Ärmel waren viel zu lang. Golly bückte sich und half ihr, sie umzuschlagen.

»Probier mal die Mütze —.«

»Nein, die kann ich nicht aufsetzen . . .«

»Setz sie auf, Liebling, versuch's mal!«

Die Mütze paßte sogar ganz gut. Bevor sie sich aber im Spiegel betrachten konnte, faßte er sie beim Arm und zog sie in die anstoßende Kabine. Hier fand sie Aikness und zwei andere Männer, die sie nicht kannte.

Golly nahm Aikness beiseite, zeigte mit dem Daumen auf eine schmale Tür in der Ecke und fragte leise:

»Und was machen wir mit ihr? Ich möchte nicht, daß das Mädchen sie sieht. Nimm sie im zweiten Wagen mit.«

Golly nahm Lila bei der Hand und führte sie die Treppe hinauf an Deck. Erstaunt blickte sie sich um. Trotz des Nebels konnte sie Bäume und einen schmalen Streifen der Wiese sehen. Sie atmete tief und blieb stehen.

»Herrlich, die frische Luft . . .«

»Ja, davon gibt's 'ne ganze Menge«, drängte Golly und schob sie vor sich her über die Laufplanke.

Es war ein wunderbares Gefühl, wieder einmal Gras unter den Füßen zu spüren. Sie kam gar nicht dazu, sich zu überlegen, warum Golly sie belogen hatte, oder warum aus der »Ritikiki« auf einmal ein ganz gewöhnlicher Frachtkahn geworden war. Sie kamen auf eine harte Straße, bogen links ab, und bald tauchte aus dem Nebel der Giebel einer großen Scheune auf. Ein Auto stand auf der Straße, daneben wartete ein Mann. Er öffnete die Wagentür, nahm einen schweren Chauffeurmantel heraus, zog ihn an und schwang sich auf den Fahrersitz.

Es war eine prächtige Limousine. Auf dem Wagenschlag prangte ein Wappen. Lila hatte kaum Platz genommen, als das Auto anfuhr. In knapp zehn Minuten erreichten sie die Hauptstraße und bogen links ein. Golly — er war der einzige Begleiter — ergriff das Sprachrohr.

»Windsor, Staines, Hampton, Esher und dann Nebenstraßen«, sagte er schnell und legte sich in den weichgepolsterten Sitz zurück. »An alles muß man denken, Lila, kann sich auf niemand verlassen!« Nach einer Weile murmelte er: »Du weißt es noch gar nicht wegen »Mutter« —.«

»Mrs. Oaks?«

Sein kleines Gesicht zeigte den Ausdruck tiefen Kummers.

»Tot.«

»Mrs. Oaks – tot? Das kann doch nicht wahr sein?«

»Sie ist dahingegangen. Wie heißt es doch bei Shakespeare so richtig . . .«

»War es ein Unglücksfall?«

»Selbstmord. – In manchen Dingen war sie wirklich hervorragend. Leider verstand sie nichts von Kunst und war oft schlechter Laune.«

»Ich kann das nicht begreifen. Mrs. Oaks – Selbstmord? Warum denn?«

»Um endlich mal Ruhe zu haben.« Golly zog eine Schachtel billiger Zigaretten hervor und steckte sich eine an. Versonnen blickte er dem Rauch nach, der sich an der Wagendecke verteilte. »Sie hat sich vergiftet.«

Sie bogen in eine Nebenstraße ein. Niemand begegnete ihnen.

»Wo fahren wir jetzt hin?« fragte Lila.

»Nach London. Ich habe da ein Haus gemietet. Arbroathhaus – hast den Namen wohl nie gehört? Weitläufiger Komplex, ganz nett, warmes Wasser, Bad. Ich hätte ja gleich dorthin ziehen können, aber wer konnte wissen, daß die Blauen die Kähne doch noch finden würden? Es hat Monate gedauert, bis sie eingerichtet waren. In Holland sind sie umgebaut worden. Zweitausendsechshundert Pfund hat mich jeder Kahn gekostet – hübsch viel Geld für so ein Schiff. Aber es ist immer meine Stärke gewesen, vorzubauen. Ich wußte, daß früher oder später die ›Siegel von Troja‹ draufgehen würde.«

»Wo ist denn jetzt die ›Siegel von Troja‹? Warum flüchten wir? Haben wir etwas verbrochen?«

»Geheimdienst –«, sagte er und blinzelte sie von der Seite an. »Wir arbeiten für eine fremde Regierung. Natürlich ist das England nicht angenehm.«

Jetzt bogen sie wieder in die Hauptstraße ein, ließen Windsor seitlich liegen und trafen erst in der Gegend von Runnymede wieder auf die Themse. Bald ließen sie auch Staines hinter sich und fuhren die Great West Road hinunter.

Ein Schrecken stand Golly noch bevor. Auf der West Road standen etliche Polizisten, die gerade zwei Wagen anhielten. Sein Auto ließ man jedoch ungehindert passieren. Der herrschaftliche Chauffeur und das Wappen auf den Wagenschlägen ersparten ihm eine Erfahrung, die äußerst ungemütlich hätte ausgehen können. Der Revolvergriff in seiner Tasche war in den kritischen Sekunden unangenehm feucht geworden.

Sie fuhren in den früheren Fabrikhof des Arbroathhauses hinein. Golly brachte Lila im Fahrstuhl nach dem obersten Stock und führte sie in eine kleine, nett möblierte Wohnung, die, weil schon lange nicht mehr benutzt, etwas muffig roch.

»Achttausend Pfund haben Umbau und Einrichtung gekostet.«

»Hatten Sie denn soviel Geld, Mr. Oaks?«

»Ein Freund hat es mir geborgt. Siehst du, wenn das Haus schon zu Anfang nach meinen Angaben gebaut worden wäre, hätte es nicht besser für meine Zwecke passen können. Man kann kommen und gehen, wie man will, niemand kümmert sich darum, wer du bist oder was du machst. Du könntest zehn Jahre hier wohnen, ohne daß jemand eine Ahnung davon hat.«

Lila gab es auf, sich über irgend etwas zu wundern. Obwohl die Fahrt nicht lange gedauert hatte, war sie müde und wollte allein sein, um nach den letzten Ereignissen mit sich ins reine zu kommen.

»Du kannst hier tun, was du willst, nur die Vorhänge müssen immer zugezogen bleiben.«

Die Fenster ihrer Wohnung gingen auf einen schmalen Innenhof, ohne jede Aussicht. Als Golly gegangen war, schlüpfte sie hinter den Vorhang, öffnete das Fenster und blickte in den Hof hinunter. Ein Auto nach dem andern fuhr in den Hof ein und verschwand durch eine Einfahrt in der Tiefgarage.

Golly hatte, als er wegging, die Tür verriegelt. Eine halbe Stunde später kam der kleine chinesische Diener mit seinem unvermeidlichen Grinsen und brachte ihr die Mahlzeit. Er deckte eben den Tisch, als auch Golly wieder eintrat.

»Hast du jemand schreien hören?« fragte er beunruhigt.

»Nein.«

»Wir haben nämlich eine Frau hier, die nicht ganz richtig im Kopf ist – weißt du, etwas übergeschnappt.«

»Wohnt sie hier?«

»Nein, sie wohnt nicht hier. Sie war auch mit auf dem Kahn, hat uns aber dort gar keine Umstände gemacht.«

»Wer ist sie denn?«

»Eine Frau – sie ist früher Dienstmädchen gewesen. Sie war ganz ruhig, bis sie Aikness zu Gesicht bekam.«

»Ist der auch hier?«

»Wir sind alle hier«, fuhr er sie zornig an, wurde aber sofort wieder ruhig. »Seit zwanzig Jahren hat sie nämlich heute Aikness zum erstenmal wiedergesehen – sie hatte früher mal etwas für ihn übrig. Was sie ihm alles an den Kopf geworfen hat – Mörder und was weiß ich noch.

Ich habe ihm den guten Rat gegeben, ihr aus dem Weg zu gehen. Wahnsinnige kommen manchmal auf merkwürdige Ideen. Er hat ihr mal den Kopf verdreht, es sind wenigstens zwanzig Jahre her, er ist nämlich ein alter Schürzenjäger, alle waren ihm recht . . . Sie heißt Anna.«

Er beobachtete sie genau, als er den Namen aussprach.

»Kann ich nicht etwas für sie tun?« fragte sie.

Golly kratzte sich an der Nase, nahm die Brille ab, putzte sie und setzte sie wieder auf.

»Darüber habe ich gerade nachgedacht. Ich sehe eigentlich nicht ein, warum sie dich nicht sehen sollte – sie hat es sich in den Kopf gesetzt, daß sie dich als Kind gekannt hat. Anna – der Name kommt dir gar nicht bekannt vor?« Als sie den Kopf schüttelte, schlug er vor: »Wenn ich sie nun heute abend hierherbrächte, würde dir das was ausmachen? Vielleicht könntest du sie beruhigen. Oder wenn ich sie jetzt gleich herbrächte . . . Sie ist wieder ganz normal und tut keinem Menschen was.«

»Davor habe ich keine Angst. Im Gegenteil, ich freue mich, wenn ich Gesellschaft bekomme.«

»Kann ich verstehen«, murmelte Oaks, der plötzlich viel Einfühlung an den Tag legte. »Also, wenn es dir nichts ausmacht? Aber iß erst – vielleicht verdirbt sie dir sonst den Appetit.«

Sie lachte und machte sich an ihre Mahlzeit. Golly sah ihr eine Weile zu und stand dann auf.

»Ich werde sie jetzt holen. Sie sieht nicht gerade sehr einnehmend aus. Vielleicht bekommt sie auch mal einen ihrer Anfälle, aber – wie sagte doch Euripides . . .«

Lila verstand kein Wort von dem, was er in einer ihr unverständlichen Sprache hersagte.

Nach einer Viertelstunde kam Golly zurück. Sichtlich besorgt stand er einen Moment unter der Tür und trat dann zur Seite, um der Frau hinter ihm Platz zu machen.

»Kommen Sie bitte 'rein. Ich habe Ihnen versprochen, daß Sie sie sehen sollen. Hier ist sie!«

Eine große, hagere Frau mit bleichen Wangen und dunklen, brennenden Augen trat ins Zimmer. Fast eine Minute lang starrte sie das Mädchen an.

»Ist das Delila?« fragte sie mit tiefer, angenehmer Stimme und ging auf sie zu.

»Das ist sie.« Mr. Oaks blinzelte Lila zu.

»Delila, mein Liebling –«, flüsterte Anna, »du bist doch Delila? Du kennst mich doch, meine Kleine?«

»Ich heiße Lila.«

Annas Augen leuchteten auf.

»Natürlich – Lila! So hast du ja selbst immer gesagt.«

Sie schloß das erschrockene Mädchen in ihre Arme. Lila wagte nicht, sich zu widersetzen. Ängstlich lauschte sie dem Gestammel an ihrem Ohr.

»Lila, kennst du mich nicht – ich bin doch Anna!«

Eine schwache Erinnerung blitzte in Lilas Gedächtnis auf, die schnell wieder verging und sie noch verwirrter machte. Langsam entzog sie sich der Umarmung.

»Wollen Sie sich nicht setzen?«

Aber Anna hielt sie fest. Tränen standen in ihren Augen.

»Erinnerst du dich nicht an das Haus, an die schreckliche Nacht mit dem Feuer, Lila? Und an die Herrin – sie ist tot...«

Lila versuchte vergeblich, Erinnerungen wachzurufen. Flehend blickte sie zu Mr. Oaks.

»Es stimmt schon, Kleine – sie hat dich gekannt, sie war dein Kindermädchen.«

»Das ist wahr. Gott segne Sie, Mr. Oaks! Ich war ihr Kindermädchen, und alle haben sie gesagt, sie sei tot, in dem schrecklichen Feuer umgekommen. Und dann haben sie mir verbrannte Kleiderreste gezeigt, aber ich habe immer gesagt, daß du noch lebst – ich habe der Herrin gesagt, du seist noch am Leben. Ich wußte es – ich war ganz sicher! Ich wartete und wartete, so furchtbar lang, bis mir der Kopf weh tat und sie mich in das große Haus brachten, aus dem sie mich nicht mehr fortließen. Und nachher die Männer – all die schrecklichen Chinesen!« Sie zitterte bei der Erinnerung am ganzen Körper. »Ich kann doch bei dir bleiben, Lila? Ich muß bei dir bleiben. Ich will auf dich aufpassen, wie früher – deine Kleider in Ordnung halten, mein Liebling. Ich glaube, ich darf dich nicht mehr Liebling nennen, du bist kein Baby mehr... Und dann muß ich es sofort der Herrin mitteilen.«

»Die ist tot«, brummte Mr. Oaks.

»Ja, sie ist tot, aber...«

»Ich will die beiden Damen jetzt allein lassen«, sagte Golly, ging hinaus und verschloß die Tür.

Er stieg die teppichlose Treppe hinunter und betrat ein einfachmöbliertes Eßzimmer. Aikness, eine Zigarre im Mund, saß vor einem Glas Whisky.

»Alles in Ordnung«, sagte Oaks.

Kapitän Aikness stand auf, blickte in den Spiegel und betupfte mit dem Taschentuch eine Kratzwunde auf der Wange.

»Darauf war ich nicht vorbereitet.«

»Sie war nicht vorbereitet – auf dich! Ich habe dir immer gesagt, daß Verrückte manchmal ein ausgezeichnetes Gedächtnis haben.«

»Und verändert hat sie sich! Früher war sie mal ein ganz hübsches Mädchen.«

Oaks knurrte vor sich hin und mischte sich einen Whisky Soda.

»Früher mußt du auch mal ganz gut ausgesehen haben, Aikness? Sonst hätte man dich ja nicht so gut gebrauchen können, um Kinder mädchen den Kopf zu verdrehen. Wir haben jetzt keinen mehr, der sich dazu eignet.«

»Sie war wirklich hübsch«, sinnierte der Kapitän weiter, »und das gescheiteste Frauenzimmer unter allen Dienstboten, die ich je getroffen habe. – Was hast du nun mit Lane vor?«

Golly zündete sich eine Zigarette an.

»Ihn herauszuholen.«

»Denkst du, daß er uns verpfeifen wird?«

»Der verpfeift uns nicht.« Oaks starrte in sein Glas. »Aber ich kenne solche, die es tun würden.«

Der Kapitän lächelte gezwungen.

»Ich nicht, Golly! Ich stecke viel zu tief mit drin.«

Ein langes, peinliches Schweigen, das schließlich der Kapitän unterbrach:

»Auch Lila wird uns noch Schwierigkeiten machen.«

»So – meinst du? Keine Rede davon. Sie wird heiraten und Familie haben. Aber ein Seemann kommt nicht in Frage.« Golly beugte sich über den Tisch. »Ich habe dir soviel als möglich deinen Willen gelassen, Kapitän, denn ich lasse gern jeden nach seiner Fassung selig werden. Ich habe nichts dagegen gehabt, daß du bei der Kleinen Papa gespielt, sie mitgenommen, in feine Kleider gesteckt hast – doch dabei bleibt es. Irgendeinen Papa wird sie nicht heiraten, und mit den eineinhalb Millionen wirst du dir keinen Palast in Rio bauen.« Einige Augenblicke starrten sich die beiden an, Aikness mit unverhohlenem Haß, Golly kühl und drohend. »Wie die Geschichte hier zu Ende geht, weiß ich

noch nicht. Nur eines weiß ich – sang- und klanglos räume ich London nicht. Den Herren von der Polizei werde ich noch einen Denkkzettel geben, den sie so bald nicht vergessen sollen.«

An diesem Abend herrschte im Arbroathhaus rege Geschäftigkeit. Gegen zehn Uhr trafen Männer ein, allein, zu zweien und mehreren, und wurden in den verschiedenen Räumen untergebracht. Fahrpläne des Kontinents wurden studiert, Schiffslisten eingesehen, hauptsächlich von Linien, die nach Italien und Südfrankreich fuhren.

Gollys Zimmer im Arbroathhaus war sehr geräumig und wäre auch luftig gewesen, wenn man die schweren Vorhänge zurückgezogen und die Fenster geöffnet hätte. Die Ausstattung war sehr dürftig – ein Bett, ein Tisch, ein Stuhl und in der Mitte des Zimmers ein lächerlich kleines Stückchen Teppich. Auf dem Tisch lagen Pläne, Karten, Nachschlagewerke, Fahrpläne und persönliche Aufzeichnungen.

Drei Hefte mit Bankeintragungen trug Golly stets bei sich. Nachts legte er sie unters Kopfkissen. In einem davon führte er nur sein Guthaben bei einer bedeutenden brasilianischen Bank nach – es war derart groß, daß er auch ohne Delila Pattisons Vermögen den Rest seines Lebens in verschwenderischem Luxus hätte verbringen können.

Er hatte seine Bankhefte eben unter das Kopfkissen geschoben und war im Begriff, zu Bett zu gehen, als an der Tür geklopft wurde. Er schloß auf, Aikness kam herein, noch nervöser, als er ohnehin schon den ganzen Nachmittag gewesen war, was dem sonst eher gleichmütigen Kapitän gar nicht ähnlich sah.

»Ich muß dir etwas sagen, Golly ...«

»Ich weiß schon – Angst.« Golly suchte in seiner Tasche nach einer Zigarette. »Den ganzen Nachmittag rennst du herum!«

»An Land fühle ich mich nicht wohl. Ich bin Seemann und komme mir hier wie ein Fisch auf dem Trockenen vor. Kannst du mich nicht nach Holland schicken und das neue Schiff kaufen lassen? Der Preis ist sechzigtausend, aber sie schlagen sicher auch für weniger ein. Das Schiff ist in Holland eingetragen, würde unter holländischer Flagge mit holländischer Besatzung fahren. Es macht gut seine neun Knoten.«

»Und Torpedojäger machen fünfunddreißig«, warf Golly ein. »Ich habe keine Lust, sechzigtausend Pfund zu zahlen, nur damit du erleben kannst, wie ich seekrank werde.«

»Wo sind eigentlich die Gelben untergebracht?« fragte Aikness gereizt. »Ich erfahre überhaupt nichts mehr.«

»Gut versteckt – in der Nähe von Blackwall auf einem Frachtkahn. Vorläufig wird wohl keiner mehr Frachtkähne untersuchen.«

»Ich wußte gar nicht, daß du einen gekauft hast.«

»Du weißt noch vieles nicht, was ich mache. Mein Kopf arbeitet im Schlaf besser als deiner, wenn du wach bist. Voraussicht – ist mein Motto!«

»Was hast du also vor? Wir können doch hier nicht sitzenbleiben, bis uns die Polizei findet. Könnte ich nicht nach Genua fahren –?«

»Dein größter Fehler ist deine verrückte Reiselust. Du bleibst hier, Kapitän! Ich habe eine Idee, einen Plan . . . Gesetzt den Fall, du hast irgendein Schiff – was kannst du da gegen einen Torpedojäger ausrichten, der fünfunddreißig Knoten läuft? Du könntest acht Tage früher abfahren und würdest doch gefaßt werden. Ich aber fahre mit der größten Beute weg, die je gemacht wurde!«

Golly hatte sich in Erregung gesprochen. Gestikulierend lief er im Zimmer auf und ab. Sein blasses Gesicht, die zitternde Stimme verrieten die ungeheure Aufregung, in die ihn sein eigener Plan versetzte.

»Wenn sie uns aber fassen – die ganze Bande? Was dann?«

Golly machte eine bezeichnende Handbewegung um den Hals.

»Ein Strick! Aber soweit lassen wir es nicht kommen. Wir müssen sie eben zwingen – eine kleine Erpressung . . .«

»Zwingen? Wen denn?«

»Die Regierung! Wir werden ihnen mal zeigen, wozu wir fähig sind – und dann werden wir ihnen etwas anbieten, aber unseren Preis dafür verlangen! – In der Bond Street gibt's zwei große Juweliergeschäfte – hundertfünzigtausend springen da wenigstens heraus, die holen wir uns erst mal, als Entschädigung für das, was sie uns mit der ›Siegel von Troja‹ abgenommen haben. Dann fällt der zweite Schlag – und gleich darauf der Knockout. Man wird nicht wagen, auch nur an einen einzigen meiner Leute Hand zu legen, im Gegenteil, sie werden uns den Weg nach Brasilien oder Argentinien oder irgendeinem andern hübschen Fleckchen Erde ebnen und froh sein, wenn wir uns da ruhig verhalten. – Du glaubst, ich sei verrückt?« fragte er, als Aikness ihn mit immer größer werdenden Augen anglotzte. »Aber du kennst mich noch lange nicht. Es ist jedesmal das gleiche mit dir. Schon die Sache in der St. James Street ging über deinen Horizont, und als ich dir voraussagte, daß uns der Bankdirektor selbst in Lothbury die Stahlkammer aufschließen würde, hieltest du mich für übergeschnappt.«

»Wie willst du denn eine Erpressung gegen die Regierung durchführen?« fragte Aikness höflich, aber kleinlaut.

Er hätte lieber das Thema gewechselt. Eine unbehagliche Situation. Wenn Golly etwas von seinen Gedanken und halbgereifen Plänen erriet, war er ein gelieferter Mann. Die Hände des Kapitäns waren sauber, insofern wenigstens, als er nie Blut vergossen und nur indirekt

an den Unternehmungen teilgenommen hatte. Es war nur noch eine Frage der Zeit, wann er seinen Herrn der Polizei in die Hände spielen würde.

»Die Zeit muß genau berechnet werden.« Golly kicherte, während Aikness zusammenschrak und allen Ernstes in Betracht zog, daß der kleine Teufel seine Gedanken gelesen hatte. »Das ist das Geheimnis unserer Erfolge – genaueste Zeitberechnung! Aber warte ab!« Er zog eine billige Uhr aus der Tasche. »Möchte wissen, was die Frauensleute machen.«

»Schlafen sie in einem Zimmer?« erkundigte sich Aikness, froh, diese an die Nerven gehende Unterhaltung abbrechen zu können.

»Ich habe noch ein Bett für Anna aufstellen lassen. Sie ist auch nicht verrückter als du oder ich und spricht ganz vernünftig.«

Golly nahm einen Bogen Papier, machte eine Skizze und schrieb Straßennamen und Bezirke dazu.

»Dies hier wäre der beste Platz – einsam und ganz in der Nähe des Flusses. Liegt beinahe in Greenwich, und kein Mensch merkt, daß du da ein Auto untergestellt hast. Auf jeden Fall kannst du von dort aus ganz deutlich ein Lichtsignal sehen.« Golly sah Aikness versonnen an. »Die Frage ist nur, wann da draußen der nächste große Tanz stattfindet.«

»Was – was soll stattfinden?« fragte Aikness irritiert.

»Irgendwas – ein Tanz oder eine Gesellschaft wird doch sicher in Greenwich abgehalten werden. Ich muß bloß noch herausfinden, wann.« Golly kritzelte rasch einige Zeilen auf die Rückseite des Papierbogens, machte Berechnungen, schlug etwas in einem kleinen Buch nach. »Wenn es auf Freitag fällt, werden wir ganze Arbeit leisten.« Er klatschte sich mit der Hand aufs Knie. »Und es wird der Freitag sein! – Was hast du eigentlich im Krieg gemacht, Kapitän?«

»Du weißt ja, was ich gemacht habe«, brummte Aikness. »Ich habe zwei Jahre in der Marine gedient. Du selbst hast mich ja dazu veranlaßt.«

»Du wärst auch zu sehr aufgefallen, wenn du's nicht getan hättest. Jennit und Mortimer waren mit dir zusammen, nicht? Die beiden passen jetzt auf die Gelben auf. Gute Seeleute – die könnten doch auch mit einem Geschütz umgehen?«

»Wo hinaus willst du eigentlich? Was soll das alles bedeuten – deine Rederei von Tanz, von Jennit, Mortimer und Kanonen?«

Golly lächelte nur.

»Ich muß mal sehen, was die Mädels machen!« sagte er, komplimentierte Aikness in den Gang hinaus und verschwand nach oben.

Lila hörte ihn kommen und gab Anna ein Zeichen. Sichtlich in bester Laune trat er ein.

»Na, unterhaltet ihr euch gut?« Er blickte nach den Spielkarten auf dem Tisch. »Ich muß euch mal bei Gelegenheit ein paar Spiele beibringen.«

»Wie lange bleiben wir hier, Mr. Oaks?« fragte Lila.

Golly zuckte die Schultern.

»Vielleicht ein paar Tage, dann fahren wir aufs Land.«

»Mr. Oaks, können Sie mir sagen, was mit Lord Siniford passiert ist?« fragte Anna unvermittelt.

Sie sprach ganz vernünftig, was ihm ein wenig unbequem war. Vielleicht wußte sie mehr oder hatte mehr gesehen und gehört, als ihm lieb war. So manchmal hatte man recht unbekümmert in ihrer Gegenwart geredet, sie für geistesgestört gehalten oder jedenfalls nicht ernst genommen. Wenn John Wade damals nicht eine so überaus ernste Warnung ausgesprochen hätte, würde sie vielleicht überhaupt nicht mehr am Leben sein.

»Lord Siniford –«, begann Golly feierlich, »hat das Zeitliche gesegnet . . .«

»Wie – ist er auch tot?«

»Es steht uns allen bevor. Er wurde vom Blitz erschlagen.« Golly liebte poetische Erfindungen. »De mortuis nil nisi bene.«

Ein langes Schweigen trat ein.

»Das tut mir sehr leid«, flüsterte Lila.

»Er ist ermordet worden«, erklärte Anna mit tiefer Stimme. »Ich habe es in der Zeitung gelesen.«

»Man darf nicht alles glauben, was in der Zeitung steht. Sensationen – um jeden Preis! Mag dem sein, wie es will, Siniford ist jedenfalls nicht mehr.«

Golly sah Anna forschend an. Möglich, daß sie ihm noch große Schwierigkeiten bereiten würde. In Gedanken strich er die komfortablen Räume, die er ihr in seinem südamerikanischen Palast zuge-dacht hatte. Ihre Haltung ihm gegenüber ärgerte ihn, und ihr Gedächtnis war für seinen Geschmack viel zu gut.

»Schlaf gut, Kleine – ich schaue morgen früh mal wieder 'rein! – Gute Nacht, Miss . . .« Sein kalter Blick ließ Annas Herz stocken. »Seien Sie vernünftig!«

Lila hatte herausgefunden, daß es auch innen an der Wohnungstür einen Riegel gab, und wenn sie ihn vorschob, konnte niemand hereinkommen, wenigstens nicht ohne Gewaltanwendung.

»Ich weiß wirklich nicht –«, sagte sie zu Anna, »aber ich kann nicht glauben, daß er so schlecht ist. Ich habe nicht einmal Angst vor ihm. Vielleicht ist er genauso abhängig von anderen wie wir.«

»Nein, nein, was ich dir erzählt habe, ist die reine Wahrheit. Es gibt viele Dinge, an die ich mich nur undeutlich erinnern kann, aber alles, was ich in den letzten Tagen gehört habe, hat sich mir fest eingeprägt. Ich bin auch nicht mehr so verwirrt, Lila. Als ich in den Spiegel guckte, war ich über mein Aussehen entsetzt – als ob aus einem jungen Mädchen auf einmal eine alte Frau geworden wäre. All die Jahre, seit ich dich verlor, sind wie ein kurzer Augenblick für mich. Es gibt ein Gesangbuchlied, die Herrin hat es oft gesungen: ›Tausend Jahre sind bei dir, o Gott‹ – ich muß die ganze Zeit hindurch krank gewesen sein, ich kann mich fast an nichts mehr erinnern.«

»Denken Sie nicht mehr daran.« Lila nahm Annas Hand. »Was können wir denn nun machen?«

»Du glaubst mir immer noch nicht recht, Liebling – die ganze Geschichte, daß du reich und Lady Pattison bist, das Feuer und alles andere?«

»Doch, ich glaube Ihnen. Es kommt mir natürlich alles so merkwürdig vor, aber ich glaube es wirklich. Nur das mit Mr. Oaks – daß er der Anführer der Gummibrüder sein soll . . .«

»Er ist es, er ist es!« rief Anna heftig. »Du kennst ihn ja nur als den kleinen, dummen Kerl, der glaubt, singen zu können, aber ich habe große, kräftige Männer vor ihm kriechen sehen. Der Kapitän ist in seiner Gegenwart ganz klein. Eines Nachts haben sie von einer Heirat gesprochen. Damals wußte ich noch nicht, daß es sich um dich handelte.«

»Um mich?«

»Deinen Namen haben sie nicht erwähnt. Sie saßen in der Kajüte des Frachtkahns und ließen mich aus meinem Verschlag heraus. Der Kapitän verspottete mich, Golly nicht. Der schaute mich nur an, so wie ein Schlächter ein Schaf anschaut, das er erstechen will.«

»Hören Sie auf«, rief Lila, »das ist ja furchtbar!«

Anna schloß sie in die Arme.

»Ich muß doch noch nicht ganz normal sein, wenn ich dich so erschrecken kann. Ich will jetzt vernünftig sein – Golly hat es mir ja

auch geraten! Wollen wir nicht versuchen, ob wir die Tapete herunterbekommen können?»

»Ja. Ich habe den Riegel vorgeschoben – niemand kann herein.«

Es war Lila gewesen, die im Nebenzimmer unter einem zerrissenen Stück Tapete Bruchstücke einer gedruckten Bekanntmachung entdeckt hatte. Die beiden Frauen wußten nicht, daß das Gebäude früher eine Munitionsfabrik gewesen war. Damals hingen an den Wänden aller Arbeitsräume Plakate mit Rettungsvorschriften für die Arbeiter. Später wurden diese Bekanntmachungen einfach mit Tapeten überklebt. Ursprünglich war ein Fabriksaal so groß wie jetzt die ganze Wohnung gewesen; beim Umbau wurden dann Trennwände eingesetzt und die Fläche in Wohnzimmer, Nebenzimmer und Bad unterteilt.

Anna befeuchtete einen Lappen und betupfte damit die beschädigte Tapete im Nebenzimmer, bis sie Stück für Stück abziehen konnte und der Text darunter sichtbar wurde:

»Bei Feuergefahr Löschgeräte am Hydranten anschließen. Alle Angestellten, soweit sie nicht zur Feuerwehr gehören, ruhig und in Ordnung nach unten gehen.

Falls Feuer in einem der unteren Stockwerke oder im Keller ausbricht, die Feuerleiter herabziehen, worauf sich die darüberliegende Falltür in der Decke automatisch öffnet.

An der dem Wind zugekehrten Seite des Daches aufhalten. Strickleitern herunterlassen, die sich in regelmäßigen Abständen nahe der Dachkante befinden.

Ruhig bleiben – jede Panik vermeiden!«

»Falltür in der Decke?« murmelte Lila und betrachtete die völlig glatte, verputzte Zimmerdecke.

Sie gingen ins Wohnzimmer, ins Bad. Von einer ausziehbaren Feuerleiter war ebenfalls nirgends eine Spur. Einzig die Badezimmerdecke zeigte schwache Risse im Verputz.

Anna holte einen Stuhl, kletterte darauf und klopfte die Decke ab. An einigen Stellen klang es hohler als an anderen, die Risse verbreiterten sich, Verputz rieselte herab.

»Hier!« flüsterte sie aufgeregt, als ein rasch sich vergrößerndes Loch entstand.

Draußen näherten sich Schritte.

Anna stieg vom Stuhl. Der Fußboden des Badezimmers war mit herabgefallenem Verputz bedeckt. Golly brauchte nur einen Blick hineinzuworfen oder die Bekanntmachung zu lesen, um zu wissen, was sie beabsichtigten.

»Bleib im Bad, schieb den Riegel vor und komm auf keinen Fall heraus!« zischte Anna leise.

Sie wartete, bis Lila die Tür geschlossen hatte, und ließ dann Golly herein.

»Was treibt ihr hier?« Er sah sie argwöhnisch an. »Wo ist Lila?«

»Sie badet, und ich suche Handtücher.«

Die Antwort schien ihn zu befriedigen.

»Badet? – Na, das trifft sich ja ganz gut, ich habe ein paar Worte mit Ihnen zu reden.«

Er sah nach der Tür, hinter der Lila stand.

»Sie kommt doch nicht gleich heraus?«

»Nein, nicht gleich.«

»Sagen Sie mal, Miss, sind Sie je in Südamerika gewesen?«

»Nein.«

»Feine Gegend – ich bin schon dagewesen – Blumen, schön warm im Winter, man hat weiter nichts zu tun, als zu leben! Genug Geld, Bücher, Autos, gut essen und trinken – wie gefällt Ihnen so was?«

»Es muß wundervoll sein.«

»Das alles wird Ihnen mal blühen – das heißt, wenn Sie vernünftig sind. Machen Sie mir keine Umstände, helfen Sie mir dabei...« Er zeigte mit dem Daumen nach dem Badezimmer. »Machen Sie mir kein Theater mehr, dann bekommen Sie all die Dinge, die ich erwähnt habe, und noch einiges mehr. Haben Sie mich verstanden? Nehmen wir aber an, Sie sind nicht vernünftig, machen mir Schwierigkeiten, erzählen dies oder jenes über mich... Was, denken Sie, blüht Ihnen dann?«

Sie antwortete nicht.

»Sie werden es sich schon denken können, ich möchte darauf wetten! Eines Tages wird man Sie aus dem Fluß fischen. »Unbekannte Tote« – das ist alles, was in der Zeitung über Sie stehen wird, und damit ist die Geschichte auch schon zu Ende.«

»Zu Ende –«, wiederholte sie langsam.

»Ich brauche einer gescheiten Frau nicht mehr zu sagen.« Golly klopfte ihr väterlich auf die Schulter. »Wir verstehen uns schon. Grüßen Sie Lila, und wenn Sie nichts Besseres zu tun haben, erzählen Sie ihr ein paar nette Dinge über mich. Brauchen Sie Geld?«

»Ich kann es hier ja doch nicht gebrauchen.«

»Ihr Kopf ist schon wieder in Ordnung.« Er blinzelte ihr zu und ging hinaus.

Sie wartete eine Weile, schob von neuem den Riegel vor die Wohnungstür und ging zu Lila.

In einer Schublade fand sie ein Messer, stieg wieder auf den Stuhl

und begann die Decke zu bearbeiten. Wie ein Hagelschauer fiel der Putz auf sie nieder. Dünne Latten kamen zum Vorschein. Anna riß sie herunter und leuchtete mit einem Streichholz vorsichtig in die Öffnung.

»Da ist die Falltür!«

Aber noch mehr Mörtel und Gips mußten weggeschlagen werden, bis die Falltür freilag, und auch dann gelang es den beiden nur unter größter Mühe, sie mit einem Besenstiel aufzustoßen.

Endlich, es ging schon gegen drei Uhr morgens, gelang es Anna, sich keuchend und entkräftet aufs Dach zu ziehen. Sie streckte die Hand hinunter, um Lila heraufzuhelfen.

Sofort machten sie sich auf die Suche nach den Strickleitern. Vergeblich. Wahrscheinlich waren sie entfernt worden. Verzweifelt suchten sie nach einem Ausweg. In einer Stunde würde die Sonne aufgehen. Wenn ein Polizist in der Nähe gewesen wäre, hätten sie sich bemerkbar machen können. Aber weit und breit war niemand zu sehen. Es blieb ihnen nichts anderes übrig, als in die Wohnung zurückzuklettern. Sie mußten sich der Gefahr aussetzen, daß ihr Ausbruchversuch entdeckt wurde. Es gelang ihnen nicht, die Falltür wieder zu schließen. Falls jemand vom Haus das Dach betreten sollte, war eine Entdeckung unvermeidlich.

Schon früh am Morgen, noch vor dem Frühstück, erschien Golly. Er war nicht so aufgeräumt wie sonst. Offensichtlich war etwas vorgefallen, das ihm nicht behagte.

»Wir fahren heute abend weg, so gegen neun Uhr. Leider kann ich nicht gleich mit euch wegfahren, aber Aikness und ein paar Freunde von mir begleiten euch. Ihr braucht euch nicht zu fürchten. Macht mir keine Schwierigkeiten, verstanden?«

»Wohin bringen Sie uns?« fragte Lila.

Er gab keine Antwort darauf.

»Auch Sie, Miss – es ist nur zu Ihrem Vorteil, wenn Sie sich ruhig verhalten. Sie sind doch in Ordnung? Keinen Anfall oder so was gehabt? Sie haben der Kleinen wohl alles von ihrer Großmutter erzählt, nehme ich an? Na, früher oder später hätte sie es ja sowieso erfahren müssen.« Er wandte sich zur Tür, drehte sich aber nochmals um, als ob ihm ein plötzlicher Gedanke käme. »Übrigens, einer der Jungens hat heute nacht Johnny Wade drangekriegt – direkt durchs Herz geschossen.« Golly beobachtete Lila genau, sah ihr Gesicht blaß werden, ihre entsetzten Augen. »Pech, was? War ein guter Kerl, als Beamter hat er ja nicht viel getaugt, aber immerhin ...

In seinem Ton und Blick war etwas Unechtes, Forciertes, das sie die Lüge erkennen ließ. Sonst wäre sie zusammengebrochen.

»War doch ein Freund von dir, Lila, nicht? Du lieber Himmel – wieder so ein Verlust für die Polizei! In der Blüte seines Lebens dahingerafft!« Er schüttelte den Kopf, aber seine Augen lagen forschend auf ihrem Gesicht.

Jetzt war sie vollends überzeugt, daß er log. Erleichtert atmete sie auf. Golly sah nur, wie die Farbe langsam in ihre Wangen zurückkehrte.

»Du bist mächtig erschrocken, wie, Lila? So was ist ja auch ein Schock. Stell dir nur vor, was ich durchgemacht habe, als ich die Nachricht von ›Mutters‹ Tod erhielt!« Er überlegte einen Augenblick. »Heute habe ich nicht viel Zeit für euch – also seid vernünftig!«

Erst jetzt brachte sie heraus, was sie schon vor seinem Kommen zu fragen sich vorgenommen hatte. Würde es gelingen, ihn hinters Licht zu führen?

»Könnte ich vielleicht etwas Benzin bekommen?«

»Wozu?« fragte er mißtrauisch.

»Ich habe Flecken in meinem Kleid, die möchte ich gern 'rausbringen.«

»Nett, Kleine, daß du so ordentlich bist, aber ich weiß nicht, ob wir so was hier haben. Geht Benzol nicht auch?«

Sie nickte, wagte nicht zu antworten, weil ihre Stimme sie verraten hätte.

»Um Gottes willen«, entsetzte sich Anna, als er gegangen war, »wozu das Benzin? Ich verstehe das nicht. Wenn er nun doch noch auf die Idee kommt, einen Blick ins Nebenzimmer oder ins Bad zu werfen?«

Aber Lila wollte keine Erklärung geben, und Anna riet ihr, wenigstens das Kleid auf dem Tisch im Wohnzimmer bereitzulegen und eine Schüssel daneben zu stellen.

Bald darauf kam Golly mit einer Literflasche Benzol zurück.

»Benzin haben wir keines – ist in der nächsten Umgebung auch nicht zu beschaffen.« Er zog schnuppernd die Nase hoch. »Stinkt scheußlich. Ich wußte gar nicht, daß das zum Reinigen gebraucht wird – merkwürdig. Soll ich das Zeug ins Badezimmer stellen?«

Er schien wieder bester Laune zu sein.

»Nein, danke, ich brauche es hier«, antwortete Lila, starr vor Schreck.

Golly ging hinunter. Im ganzen Gebäude herrschte an diesem Tag emsige Geschäftigkeit – Besprechungen, Instruktionen, Telefonate. Ein unverdächtig aussehender Mann wurde in die City geschickt, um auf verschiedenen Postämtern Telegramme aufzugeben. Aikness wurde immer nervöser, seit er ein paar Einzelheiten des Planes erfahren hatte.

»Ich habe den Jungens einen richtigen Kehraus versprochen, und sie

sollen ihn haben«, versicherte ihm Golly. »Aber du brauchst ja nicht mitzumachen. Du bringst die Frauen nach Greenwich . . .« Er breitete eine Karte auf dem Tisch aus und zeigte auf einen Punkt. »Bis hierhin – dort wartet ein zweites Auto und bringt euch zu mir.«

»Glaubst du, daß alles so glatt ablaufen wird?«

»Halt den Mund, hör lieber zu! Um neun Uhr elf brechen wir Kinshner auf.« Er meinte den großen Juwelier in der Bond Street. »Am anderen Ende der Straße ist das Westend-Diamant-Syndikat. Den Geldschrank bei Kinshner müssen wir aufsprengen, was kein Problem ist. Altes Modell, im nächsten Jahr wollen sie einen neuen anschaffen – wird auch Zeit. Ich verlange gar nicht, daß du bei der Geschichte dabei bist, es gibt natürlich eine Schießerei, und das gefällt dir nicht. Wir holen bei jedem mindestens hundertfünfzigtausend heute nacht . . .«

»Aber du sagtest doch Freitag – warum also heute nacht?«

»Ich dachte, der Ball wäre am Freitag, aber er ist schon heute. Kann dir ja egal sein. Wenn ich gesagt hätte, Montag in acht Tagen – was giäbe es dich an? – Versuch bloß nicht, Dummheiten zu machen, Aikness! Zwei Leute gehen mit dir, einer vorn beim Chauffeur, einer hinten bei den Frauen. Beim ersten Anzeichen von Verrat jagen sie dir eine Kugel in den Schädel – das ist doch klar?«

»Deutlich genug –«, murmelte Aikness.

Sein eigener, so gut vorbereiteter Plan fiel zusammen.

24

Ein hastig mit Bleistift geschriebener Zettel wurde Elk übergeben:

»Für heute abend muß etwas geplant sein. Im Westend, glaube ich. Ricordini.«

Eine solche Warnung, die von Ricordini kam, durfte nicht unbeachtet bleiben. Er vermied es sonst, sich direkt mit der Polizei in Verbindung zu setzen. Elk erstattete seinem Vorgesetzten telefonisch Bericht.

»Warnen sie den Bezirksinspektor. Wo ist Wade?«

»In Brixton, um Lane zu verhören.«

Kaum hatte Elk aufgehängt, als das Telefon läutete. Es war Wade.

»Lane will Kronzeuge werden und hat mir schon eine Menge mitgeteilt. Erinnern Sie sich an das Arbroathhaus? Es ist höchstwahrscheinlich das Hauptquartier der Bande. Lane kennt zwar den Namen nicht, gibt aber an, daß sich der Unterschlupf in der Nähe von Nottingdale befindet, und seine Beschreibung paßt auf das Haus.«

»Kommen Sie sofort hierher«, rief Elk, »für heute abend steht etwas bevor!«

Als John Wade eintraf, waren im Westend schon unzählige Kriminalbeamte zusammengezogen worden. Es hatte zunächst den Anschein, als wäre ihre Anwesenheit überflüssig, bis plötzlich gegen zehn Uhr eine dumpfe Explosion die Bond Street erschütterte. Gleich darauf erfolgte eine zweite Explosion. Von allen Seiten schrillten Polizeipfeifen. Ein Auto des Überfallkommandos raste in voller Fahrt in einen die Fahrbahn wechselnden Lastwagen hinein. Der Chauffeur des Lastwagens entkam.

Während fast sämtliche Polizeibeamten zum Ort des Unfalls und der Explosion eilten, fuhr ein großer Privatwagen vor Kinshner vor. Die Tür des Geschäftes öffnete sich, vier Männer kamen heraus. Ein Polizist wollte sie stellen – da fiel der erste Schuß in dieser denkwürdigen Schlacht, die noch jahrelang eine peinliche Erinnerung für Scotland Yard bleiben sollte.

Der Polizist brach mit zerschmettertem Schulterblatt zusammen, zwei Kriminalisten sprangen auf den Wagen, der schon in Fahrt war, und bezahlten ihre Verwegenheit mit dem Leben. Knatterndes Maschinengewehrfeuer schreckte das ganze Westend auf. Das verfolgte Auto raste über Piccadilly, wand sich geschickt zwischen zwei Fahrzeugen hindurch, bog in die St. James Street ein und verschwand im Park, noch ehe der erste Polizeiwagen Pall Mall verlassen hatte.

Der zweite Gangstertrupp jedoch kam nicht so leicht davon. An der Hintertür des Westend-Diamant-Syndikats liefen sie direkt einer Polizeiformation in die Arme. Schüsse fielen, einer der Verbrecher stürzte zu Boden. Die anderen drei schossen sich ihren Weg durch die Verfolger hindurch frei, sprangen in ein wartendes Auto und flohen die Oxford Street hinunter. Aus dem hinteren Fenster ihres Wagens übersäten sie die Straße mit Maschinengewehrgeschossen.

Der Führer eines Autobusses hatte die Geistesgegenwart, ihnen seinen großen Wagen quer in den Weg zu stellen, aber sie manövierten sich halsbrecherisch um ihn herum und schossen auf den Führer, ohne ihn jedoch zu treffen. Doch die Verfolger waren ihnen auf den Fersen. Trotz der herumschwirrenden Kugeln holte ein Auto des Überfallkommandos langsam auf, bis ein Treffer den linken Vorderreifen zerriß und der Wagen gegen einen Laternenpfahl prallte.

Sämtliche umliegenden Polizeiposten waren benachrichtigt und Reservisten ausgeschildet worden. Mit Unterstützung von Privatwagen wurde die Jagd fortgesetzt. John Wade hörte die ersten Schüsse, als er in Begleitung Elks Piccadilly entlangkam. Er sah gerade noch das ver-

folgte Auto über die Straße hinwegschießen und um die Ecke verschwinden.

»Das ist das verwegenste Stück, das sie sich bis jetzt geleistet haben!« rief ihnen ein atemloser Polizist in der Bond Street zu. »Sind bei einem Juwelier eingebrochen und haben es nicht einmal für nötig gehalten, sich zu verstecken. Einer von uns sah sie sogar bei der Arbeit am Panzerschrank und hat telefonisch Verstärkung angefordert – hätte auch besser seine Alarmpfeife gebraucht, der dumme Kerl!«

Elk und Wade machten sich gar nicht erst die Mühe, die erbrochenen Geschäfte zu besichtigen. Sie fuhren nach Scotland Yard zurück, wo sie die Chefs bereits in Beratung fanden. Wade erstattete Rapport über Lanes Aussagen.

»Vielleicht haben sie sich wieder dorthin zurückgezogen«, meinte der Oberinspektor, der ebenfalls erschienen war. »Auf alle Fälle kann es nichts schaden, wenn wir das ganze Gebäude ausräumen. Nehmen Sie Gewehre mit!«

Zwanzig Minuten vor elf erreichte der Polizeiwagen die Straße, in der das Arbroathhaus lag, und gleichzeitig hörten sie die schrille Sirene der Feuerwehr. Spritzen und Begleitwagen bogen kurz vor ihnen in die Straße ein.

Sie hielten einen vorbeieilenden Polizisten an.

»Was ist los? Wo brennt es?«

»Das Arbroathhaus steht in Flammen! Es ist ein ganzer Häuserblock . . .«

Wade sah den roten Schein am Nachthimmel. Sollte ein lang zurückliegendes Ereignis heute seine Wiederholung finden?

»Zwei Frauen sind noch im Haus –«, rief der Polizist, »ein junges Mädchen und eine ältere Frau. Ich sah, wie sie winkten, und habe sofort die Feuerwehr alarmiert.«

John starrte ihn an.

Lila . . .

25

Lila kletterte durch die Falltür aufs Dach, während Anna im Badezimmer wartete. Langsam, behutsam ging sie bis zum Rand des flachen Daches und blickte auf die Straße hinab. Es vergingen etwa zehn Minuten, dann fuhr ein Auto aus der Hofeinfahrt auf die Straße hinaus; gleich darauf folgte ein zweites.

Lila eilte zur Dachluke zurück, berichtete hastig von ihren Beobachtungen und nahm die Gegenstände in Empfang, die Anna inzwischen

bereitgestellt hatte – ein paar leichte Stühle, einen hölzernen Handtuchständer und eine Bettdecke.

»Nimm hier die Flasche – sei vorsichtig damit!« rief Anna. »Und hilf mir jetzt hinauf. Mach schnell, es ist jemand an der Tür. Es hat geklopft – wird wohl Aikness sein.«

Es klopfte lauter und dringender. Anna zog sich, von Lila unterstützt, aufs Dach. Mit vereinten Kräften hoben die beiden Frauen die Falltür hoch, ließen sie krachend zufallen. »Wir brauchen uns bloß draufzustellen, dann kriegen Aikness und seine Kumpane sie nicht auf.«

Lila schichtete die Stühle und den Ständer in einer gut sichtbaren Ecke des Daches auf und breitete die Decke darüber. Auf der Straße bewegten sich einige Passanten, und nicht weit entfernt glaubte sie einen Polizisten zu erkennen. Anna öffnete die Flasche und goß den Inhalt auf die Decke. Zwei, drei Streichhölzer verlöschten in dem starken Wind. Doch dann schoß eine hohe Flamme empor, die die Dächer der umliegenden Häuser taghell beleuchtete. Eine Polizeipfeife schrillte, Leute liefen auf das Gebäude zu. Im Feuerschein war Anna deutlich sichtbar, sie winkte erregt nach unten. Lila hörte ein Geräusch hinter sich, drehte sich um und sah, wie die Falltür sich langsam hob. Mit einem Schrei sprang sie darauf, das schwere Brett klappte krachend wieder zu. Von unten hörte sie das Geräusch eines Falles und Flüche.

Anna stand im Feuerschein nahe beim Dachrand. Endlich vernahm sie, worauf sie schon eine Weile ungeduldig wartete – das Läuten der herannahenden Feuerwehr. In diesem Augenblick schoß unten aus der Hofeinfahrt ein drittes Auto heraus, fuhr rücksichtslos in die auseinanderstiebende Menge hinein und verschwand um die Ecke.

»Sie sind fort –«, rief Anna heiser, »Gott sei Dank, sie sind fort!«

Aus allen Richtungen trafen Feuerwehrwagen ein. Ein Leiterende tauchte über dem Dachrand auf, gleich darauf sprang ein Feuerwehrmann aufs Dach, hinter ihm ein Zivilist. Erschöpft nach all der Anspannung fiel Lila in John Wades Arme.

26

Im Erholungsheim in Greenwich fand ein Ball statt. Alle Offiziere und Soldaten des Torpedojägers ›Meridian‹ waren an Land gegangen, aufgenommen der Diensthabende mit einer reduzierten Wachmannschaft, so daß sich nur wenige Mann der Besatzung an Bord befanden.

Die Wache rief das Boot an, das sich dem Schiff näherte.

»Ein wichtiger Brief für den Kommandanten!«

Der Soldat lief fort, um den Offizier zu rufen. Dann beugten sich beide über die Reling. Die Wache griff nach dem Brief.

Zwei gedämpfte Explosionen erfolgten. Offizier und Soldat brachen zusammen. Im gleichen Augenblick sprangen zwanzig kleine, schlitz-
-äugige Männer an Deck des Torpedojägers.

Die paar Mann Besatzung leisteten verzweifelten Widerstand, wurden aber überwältigt.

Die Zeitungen bezeichneten später den Vorfall als eine »unglaubliche Tatsache«, doch in Wirklichkeit war es recht einfach gewesen. Ein Steuermann auf einem in der Nähe liegenden Schiff hatte Geräusche gehört, die wie Schüsse klangen, und sich gewundert, daß die Marine sogar in der Nacht Schießübungen abhielt.

Nur ein einziger Matrose entkam. Er war ins Wasser gesprungen und schwamm an Land. Neben dem Kriegsschiff legte nun ein schwarzes Motorboot an. Golly und der Rest seiner Bande stiegen an Bord. Der Wagen, der am vereinbarten Ort Aikness aufnehmen sollte, war bereits durch Lichtsignale verständigt worden, aber es vergingen noch zehn, fünfzehn Minuten, bis der Kapitän eintraf. Er brachte die beiden Wachen mit, die ihm Golly beigegeben hatte, aber die Frauen fehlten. Aikness war in einer derartigen Verfassung, daß von seinem Gestammel überhaupt nur das Wort »Feuer« zu verstehen war.

»Darüber reden wir später«, sagte Golly, blaß vor Wut. »Mach, daß du auf die Brücke kommst!«

Die Taue waren gelöst, die »Meridian«, die im Lauf der Nacht auf Fahrt gehen sollte, stand schon unter Dampf. An die Möglichkeit, daß noch nicht genügend Druck in den Kesseln sein könnte, hatte Golly nicht gedacht, aber Aikness machte ihn darauf aufmerksam, und sofort wurden die Chinesen vor die Feuer geschickt. Ein Steuermann übernahm das Ruder, langsam kam das Torpedoboot in Fahrt.

In der Offiziersmesse sprach Golly mit seinem Kapitän.

»Was hast du also zu erzählen?« fuhr er ihn wütend an.

Aikness berichtete ihm von den Vorfällen.

»Durch eine Falltür aufs Dach geklettert?« Golly biß sich auf die Lippen. »Ich wäre nie auf den Gedanken gekommen, daß eine vorhanden sein könnte.«

»In dem kleinen Zimmer klebte unter der zerschlissenen Tapete eine Feuerwarnung an der Wand. Die müssen sie entdeckt und freigelegt haben. Die Falltür war darin erwähnt.«

»Dann haben sie das Feuer angelegt – darum wollten die Frauenzimmer das Benzin haben! Na, ich komme zurück und hole sie mir!«

Oaks' Lippen verzogen sich zu einem bösen Grinsen.

»Aber – die werden uns bald auf den Fersen sein . . .« begann Aikness stockend.

»So –? Werden sie das? Habe ich dir nicht lang und breit erklärt, daß sie das gar nicht können? Ich halte den fahrplanmäßigen Dampfer der P.-&-O.-Linie auf, lege mich längsseits daneben. Heute nachmittag ist einer von London abgefahren. Und falls man mir ein paar Kreuzer nachschickt, versenke ich das Schiff mit allen Passagieren! Hast du es nun begriffen? Ich sprengte die ganze Gesellschaft in die Luft. In Friedenszeiten haben sie ja keine Kanonen an Bord.«

Das also war Gollys Plan! War die Erpressung, die er beabsichtigte, und die ihm die Freiheit sichern sollte.

Der Torpedojäger schoß nun in voller Fahrt dahin, entging mit knapper Not Zusammenstoßen und erreichte kurz vor Morgengrauen die offene See.

»Dort fährt er ja!« Golly stand neben dem Kapitän auf der Brücke, ein Nachtglas vor den Augen. »Wir fangen ihn ein. Ein Mann von mir ist an Bord. Signalisiere!«

Die Signallampe flackerte auf. Vom Heck des verfolgten Dampfers blinkte ein Lichtschein zurück.

»Und jetzt wollen wir mal . . .«

Vom Land her flutete in diesem Moment ein blendender Lichtkegel auf, fuhr langsam suchend übers Wasser, bis er den Torpedojäger fand und festhielt.

»Mehr Dampf!« schrie Golly. »Volldampf – laß die Ventile festmachen! Wir müssen das Schiff einholen oder . . .«

Flammen züngelten aus den drei Schornsteinen des Torpedobootes, wie kleine Teufelchen arbeiteten die Chinesen vor den Kesseln, das ganze Schiff zitterte und dröhnte, in rasender Fahrt durchschnitt der scharfe Bug die Wellen, aber es war vergeblich. Unerbittlich hielt sie der Lichtstrahl fest. Golly stierte gebannt nach der Küstenlinie, sah einen roten Feuerstrahl aufblitzen, hörte das dumpfe Grollen des schweren Küstengeschützes. Aber die Granate pffte an ihnen vorbei, verzichtete in der Dunkelheit.

Wieder ein Strahl – immer häufiger, drohendes Poltern in der Ferne, anschwellendes Heulen, Zischen.

»Sie beschießen uns –«, keuchte Aikness, »mein Gott, sie erwischen uns! Wenn wir nur . . .«

Weiter kam er nicht. Eine Granate schlug in das Schiff ein. Die Explosion war ohrenbetäubend. Eine riesige Flamme schoß empor.

Die suchenden Boote fanden nur einen einzigen Überlebenden, einen kleinen Mann mit fest hinter die Ohren geklemmter Brille.

»Ich heiße Oaks«, sagte er, als man ihn an Bord gezogen hatte, »und mache Ihnen keine Schwierigkeiten – das ist nicht meine Art. Ruhe und anständige Behandlung, weiter will ich nichts. Ich habe mal ein kleines Baby gerettet – die anderen wollten es umkommen lassen, aber der Gedanke war zu schrecklich für mich. Das Mädchen heißt Lila Smith.«

Er war zuerst ein wenig hysterisch, beruhigte sich aber bald und machte keinerlei Umstände.

Als das Todesurteil gesprochen war, vertrieb sich Golly die Zeit in seiner Zelle mit Singen. Die Wrter und Mitgefangenen beschwerten sich darüber. Aber Todgeweihte haben ihre besonderen Vorrechte. Auch am Morgen der Hinrichtung sang er mit seiner schrillen Fistelstimme. Als die Stimme ausgelöscht war, atmeten die Wrter erleichtert auf.

E N D E



Ellery Queen
Detektive entführt

160 Seiten. Band 4055.

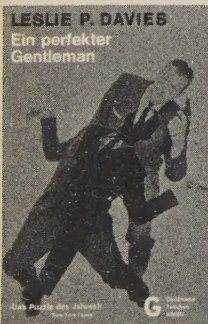
Einer der mächtigsten Männer der Erde, der Waffenmagnat »King« Bendigo, entführt den Kriminalschriftsteller Ellery Queen zum Hauptsitz seines Imperiums – auf eine unbekannte Insel im Atlantik. Ellery Queen soll den Mächtigen schützen. Bendigo erhält nämlich seit einiger Zeit Drohbriefe, die er nicht ohne Grund ernst nimmt ...



Frank Gruber
Der etruskische Stier

160 Seiten. Band 4059.

Welches Geheimnis steckt hinter der Steinfigur eines etruskischen Stiers? Der Privatdetektiv Tom Logan glaubt, die Lösung des Rätsels in Chiusi, einem kleinen Dorf in Italien, zu finden. Aber dann stellt sich heraus, daß Archäologen, Gangster, Regierungsbeamte und – Mörder Jagd auf die Skulptur und ihren Besitzer machen ...



Leslie P. Davies
Ein perfekter Gentleman

176 Seiten. Band 4060.

Axel Champlee, der kühle, höfliche Herrscher über ein mächtiges britisches Industrie-Imperium, gerät völlig außer sich, als er feststellt: Seine Frau und sein Schwager haben einen teuflischen Plan gegen ihn ausgeheckt! Er verliert den Verstand und lebt in einer fremden Welt. »Du mußt töten«, sagt seine innere Stimme ...



Rex Stout
Die Champagnerparty

160 Seiten. Band 4062.

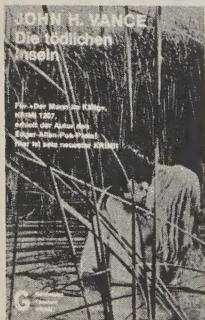
Auf einer Party in New York wird vor zwölf Augenzeugen die hübsche, junge und leichtsinnige Faith Usher ermordet. Das heißt, alle Gäste sind der Ansicht, Faith hat Selbstmord begangen. Nur Archie Goodwin läßt sich nicht so einfach abspeisen. Zusammen mit seinem Chef, dem Privatdetektiv Nero Wolfe, treibt er den Mörder in die Enge ...



Neill Graham
Schweigegeld für Liebesbriefe

160 Seiten. Band 4063.

Der Privatdetektiv Solo Malcolm ist einem gemeinen Expresser auf die Schliche gekommen, der die Angst einer jungen Frau schamlos ausnützt. Doch als Solo seine guten Beziehungen zur Londoner Unterwelt spielen läßt, gibt es gleich zwei Tote: Der erste ist Solos Informant, der zweite der vermeintliche Expresser ...



John H. Vance
Die tödlichen Inseln

144 Seiten. Band 4069.

Luke Royce, ein junger Meeresbiologe auf Tahiti, interessiert sich nur für seine Studien – bis man auf ihn einen brutalen Mordanschlag verübt! Nun richten sich seine Interessen mehr auf den erfolglosen Mörder. Ist es Zufall, daß gerade zur gleichen Zeit sein Vetter, der Millionär Brady Royce, mit seiner Yacht Tahiti ansteuert?

EDGAR WALLACE

Das Gasthaus an der Themse

Nachforschungen über einen Bankeinbruch und der Mord an einem Unbekannten führen Inspektor John Wade zu dem berühmten ›Gasthaus an der Themse‹. Die junge Lila Smith aber warnt den Inspektor vor einer Falle und ist plötzlich verschwunden. Wade geht verbissen den wenigen Spuren nach und macht dabei eine ebenso grausige wie überraschende Entdeckung . . .

G Goldmann rote KRIMI

